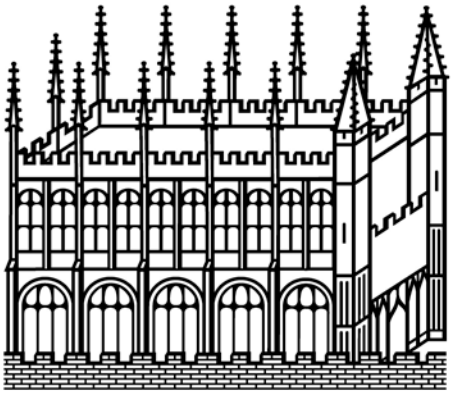


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

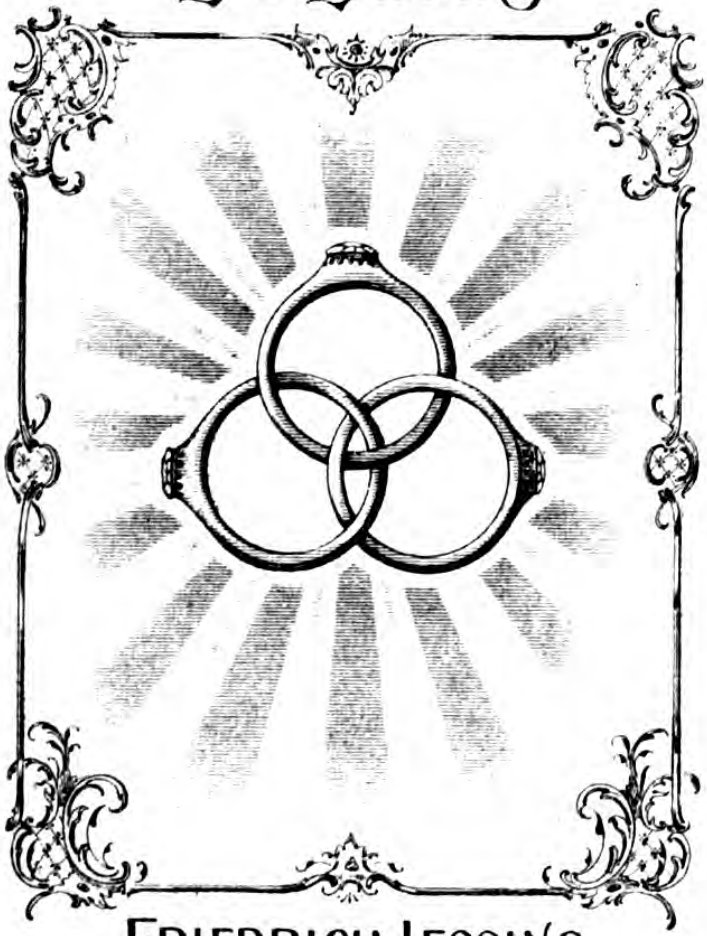
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

EX LIBRIS



FRIEDRICH LESSING

1572.6

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Vet. Ger. II. A. 81

Briefe,

die

Neueſte Litteratur

betreffend.

XVIIter Theil.

Berlin, 1764.

bey Friedrich Nicolai.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Inhalt
der Briefe des ſiebenzehnten Theils.

Zweihundert und ſechs und ſechzigſter Brief. Beurtheilung der Amazonenlieder. Probe der dabey befindlichen Ueberſetzung der Kriegslieder des Tyrtäus. S. 4.

Zweihundert und ſieben und ſechzigſter Brief. Ausführliche Anzeige der elenden engländiſchen Ueberſetzung, welche Hr. Collyer von dem Heldengedichte des Meßias zu London herausgegeben hat. S. 17.

Zweihundert und acht und ſechzigſter Brief. Auszug aus Hrn. Pr. Ploucquets Methodo calculandi in Logicis. S. 61.

Zweihundert und neun und ſechzigſter Brief. Anmerkungen über dieſen Methodum. S. 81.

Zweihundert und ſiebzigſter Brief. Beſchluß dieſer Anmerkungen. S. 95.

Zweihundert und ein und ſiebzigſter Brief. Beurtheilung des Hrn. Prof. Meiers Abhandlung von der gelehrten Sprache. S. 105.

Zweihundert und zwei und ſiebzigſter Brief. Allgemeines Urtheil über die Gedichte der Fr. Karſchin. S. 123.

Zwei

Zweihundert und drey und ſiebzigſter Brief. Nähere Betrachtung dieſer Gedichte. Vermeſſenes Urtheil, als ob dieſe Dichterin alle Alte und neuere Dichter überträfe, oder ihnen gleich käme. Es wird bemerkt wie nöthig die Dichterin noch den Rath verſtändiger Freunde habe, und wie nützlich es ihr ſeyn werde demſelben zu folgen. S. 127.

Zweihundert und vier und ſiebzigſter Brief. Einige ſchöne Stellen aus den Gedichten der Fr. R. werden angeführt und gerühmt. S. 135.

Zweihundert und fünf und ſiebzigſter Brief. Gedanken von dem Weſen der Ode. Zergliederung einiger ſogenannten Oden der Fr. Karſchin. S. 149.

Zweihundert und ſechs und ſiebzigſter Brief. Verſchiedene ſchlechte, nachläßige und gezwungene Stellen aus den Gedichten der Fr. R. werden angeführt. Nochmaliges Erſuchen an die Dichterin, ſich des Hinſchreibens zu ſchämen und den Rath verſtändiger Freunde nicht zu verachten. Erinnerung daß ihre 1764 herausgegebene poetiſche Einfälle ſchlecht ſind. S. 167.

Zweihundert und ſechs und ſiebzigſter Brief. Allgemeine Gedanken, wie man die Natur der gelehrten Sprache unterſuchen ſolle, bey Gelegenheit der Meierſchen Schrift. S. 180.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

Siebenzehnter Theil.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

I. Den 5. Januar 1764.

Zwey hundert und ſechs und ſechszigſter Brief.

Wenn ein Genie ſich einen neuen Weg bahnet, ſo pfleget es niemals an Nachfolgern zu fehlen, welche ebendenſelben Pfad einzuſchlagen ſuchen. Da nun eben dieſe Begierde nachzuahmen, faſt unwiderſprechlich den Mangel eines eigenthümlichen Genies bei den Nachahmern anzeiget, da dieſe Nachahmer auſſerdem ſelten die Gaben, die Erfindſamkeit, das Feuer ihrer Vorgänger haben, ſo pflegen ſie, wie man zu allen Zeiten, und bey allen Nationen bemerket hat, dieſe mehrentheils bey weitem nicht zu erreichen. Aber insbeſondere in Deutſchland ſcheint ein unglückliches Geſtirn über die zahlreiche Nachahmer zu walten, welche ſich rüſtig aufmachen, hinterher zu eilen, ſobald ein guter

Kopf zum Tempel der Ehre ſeinen eigenen Weg betreten hat; wir haben mehrentheils geſehen, daß ſie ihren Vorgängern ſogar ungleich geweſen, daß ſie mit ihren Verſuchen auch nicht einmal bis an das mittelmäßige reichen können, und öfters anſtatt den eigenthümlichen Geiſt ihrer Urbilder zu faſſen, nichts als eine fehlerhafte Manier ſich eigen zu machen gewuſt.

Die Kriegslieder des Preußiſchen Grenadiers waren von der Natur, daß man gewiß vermuthen konte, daß ſie viel ſchlechte Nachahmungen nach ſich ziehen würden: der Eifer der während der Dauer eines Krieges faſt jedermann belebet, und die anſcheinende Leichtigkeit dieſer Lieder, waren Bürgen dafür. Die Vermuthung iſt auch eingetroffen, denn alle verſchiedene Nachahmungen, die man davon geſehen, ſind ſo beſchaffen, daß ich nicht nöthig habe Sie damit zu unterhalten; aber von einem kleinen Bändchen wozu ſie Gelegenheit gegeben haben, hätte ich Sie ſchon längſt unterhalten ſollen.

Man thut dem ſinnreichen Verfaſſer der

Ama-

Amazonenlieder * wohl nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ihm die Kriegslieder des Grenadiers zu ſeiner Idee Gelegenheit gegeben; Man kan zwar nicht ſagen daß er dieſe eben habe nachahmen wollen, doch ſiehet man leicht daß beide in ein Genus, gehören, ſo daß eins gleichſam ein Pendant des andern iſt.

Der Charakter eines Frauenzimmers, das Ehrbegierde und Tapferkeit an ihrem Geliebten dermaſſen liebet, daß ſie ihn auch deswegen gern den Gefahren entgegengehen ſiehet, iſt an ſich intereſſant genug, und giebt zu intereſſanten Situationen Anlaß, daher kan man es dem Dichter nicht verdenken, daß er ſich dieſen Charakter gewählet hat, aber das verdenke ich ihm, daß er um zu beweiſen daß ein ſolcher Charakter wirklich exiſtire, in der Vorrede anführet, „daß jedes Heer von einer Menge gehoſeter „Mädgen mit fürchterlichen Federhüten begleitet „werde.„ Mich dünkt der Dichter hätte beſſer

* Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. Die erſte Auflage 1762 in 12 die zwote und vermehrte Auflage in eben dem Jahre in 8.

gethan er hätte uns aus der alten Geſchichte an mehr als eine Nation erinnert, deren Frauenzimmer, die Tapferkeit mit Liebe belohnten, als daß er ſeine Heldin, (ſolte es auch nur im Scherze ſeyn,) zu ſolchen Perſonen heruntersetzet, bey denen man ſo wenig Liebe als Tapferkeit vermuthen ſolte. Dis iſt ohnſtreitig dem Charakter ſeiner Heldin nachtheilig, und macht ihn einigermaſſen ſchielend und unbeſtimmt.

Doch noch mehr bedaure ich, daß vermuthlich gewiſſe Umſtände ihn abgehalten haben ſeiner Heldin einen beſtimmten Nationalcharakter zu geben. Man ſiehet leicht den Vortheil den der Grenadier hievon gezogen hat; Er redet von groſſen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerkſam machen, und wie viel hat der Dichter nicht ſchon gewonnen, der gewiß iſt, aufmerkſame Leſer zu finden. Noch mehr; der Vorredner der Kriegslieder merket an, daß die heroiſchen Geſinnungen der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu ſterben die einzige Begeiſterung des Grenadiers geweſen. Eben dieſe Geſinnungen muſten auch die Amazone begeiſtern,

da ſie aber Gefahr und Tod nicht um derſelben ſelbſt willen lieben kan, da dieſe Geſinnungen durch nichts als durch die Liebe zum Vaterland können erzeuget werden, ſo kan man ſich leicht vorſtellen, wie viel lebhafter ſie ſeyn müſſen, wenn die Amazone ein beſtimmtes Vaterland und deſſen beſtimmte Gefahr denken kan.

Da alſo die Amazone in Ermanglung dieſer Beſtimmung blos ein poetiſches Geſchöpf bleibt, ſo iſt der Dichter genöthigt geweſen, anſtat groſſer Weltbekanter Begebenheiten, bloß die verſchiedenen Situationen, in denen ſich ein ſolcher Charakter befinden kan zu bearbeiten; dis giebt zu Liedern vor der Schlacht, beym entfernten Getümmel der Schlacht, bey der Flucht der Feinde, beym Fall des Geliebten, beym Grabe des Geliebten. u. d. gl. Anlaß.

Die ganze Samlung verräth durchaus einen groſſen Dichter. Innige Sentimens, vortrefliche Beſchreibungen und eine ausgeſuchte Poeſie des Stils. Dieſe letzte iſt hier reicher und blühender als in den Kriegsliedern, die Amazone hat ſich ſogar hin und wieder ein wenig Gelehr-

ſamkeit merken laſſen, welche zeigt, daß ſie gewiß nicht zu den ganz gemeinen Mädchen gehöret. Um noch eine Kleinigkeit zu erinnern, ſo möchte ich in der That einige Lieder abkürzen, doch man vergiebt es einem Frauenzimmer leicht, wenn ſie auch ein wenig ſchwatzet.

Ich will mich nicht auf eine Beurtheilung einzelner Lieder einlaſſen, weil ich weiß, daß Sie dieſe Samlung ſelbſt leſen und mehr als einmahl mit Vergnügen leſen werden. Solte ich Ihnen alle ſchöne Stellen anführen, ſo müſte ich beinahe das ganze Buch abſchreiben: Inzwiſchen muß ich Ihnen doch einige Stellen anführen, die Ihnen Begierde nach den übrigen erwecken. Folgende Zeilen ſind aus den Klagen bey dem entfernten Getöſe der Schlacht. Die Amazone beſürchtet von Ihrem Geliebten, daß ein Feind

— — von Raubgier unterjocht
Erſchrecklich ihn entblößt,
Und ihm, dem noch das Herze pocht,
Zu andern Leichen ſtößt? —

Ach hier! entſetzlich liegen ſie,
Ein abgeſtreiftes Laub,
Des Zephirs Spiel noch heute früh
Und itzt des Nordwinds Raub.
Drückt ich ſein ſchwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht ſucht es mich brechend noch
Und fänd in meinem Ruh!
Zög ich noch ſeinen lezten Hauch
In meinen Küſſen ein!
Vielleicht ruft er mich ſterbend auch
Und nennet mich noch Sein!

Der Amazone Loblied auf ihres Geliebten Pferd iſt überhaupt eins der ſchönſten Stücke in der ganzen Samlung, das ungemein viel neue Züge enthält. Urtheilen Sie nur nach einigen Strophen:

Ach welch ein Hals! mit Majeſtät
Wölbt er ſich ſtolz empor:
Ein Berg auf den die Ceder ſteht,
So ragt ſein Haupt empor.
Gleich zween Schlünden am Veſuv
Raucht deiner Naſe Dampf
Und ſchnaubt den mächtigen Beruf
Nach Feuer und nach Kampf!

Wie ſpielt der Schenkel Harmonie
Von Grazien bewegt!
Wie Florens Kinder ſpielen ſie,
Wenn ſich ein Zephir regt.
— — — — —
Doch von welch hohem Stolz entbrannt
Seh ich mein Roß erſt itzt,
Wenn in des jungen Helden Hand
Sein goldner Zügel blitzt!
Es fühlt des Jünglings ganzen Muth,
Schreit nach dem Heldenlauf,
Beißt der geſchwollnen Adern Glut,
Voll edlem Unmuth auf:
Schnaubt, ſtampfet, rückt den Zaum und ſchlägt:
Glaubt, daß er ſich vergißt,
Daß er vergißt, welch Roß ihn trägt,
Und wer er ſelber iſt. u. ſ. w.

Ich will nicht mehrere Stellen anführen, um den Raum zu ſchonen. Sie werden aber das ſechste Lied (S. 51. der zweiten Auflage) bey dem entfernten Tumulte der Schlacht, und das ſiebente, bey der Flucht der Feinde, beſonders ſchön finden. Ich muß Ihnen nur noch ein Paar Worte von dem bey der zweiten Auflage be-

ſindlichem Anhange, ſagen, welcher die aus dem Griechiſchen überſetzte Kriegslieder des Tyrtäus enthält. Ich kan ſagen, daß ich mich auſſerordentlich darüber gefreuet habe; dieſe treflichen Ueberbleibſel des Alterthums hätten längſt ſchon verdient bekanter zu werden. Sie ſind, auſſer im Stobäus, der drey davon eigentlich aufbehalten, bisher blos in der ſogenanten Collectione Poetarum græcorum minorum, welche nicht in allen Bibliothecken angetroffen wird, gedruckt geweſen, und meines Wiſſens noch in keine lebende Sprache überſetzt worden. Deutſchland kan ſich alſo zuerſt rühmen eine ſo getreue als glückliche Ueberſetzung dieſer Lieder, die im Alterthume den Muth ganzer Heere neubeleben konten, zu beſitzen. Ich will Ihnen auf anliegendem Blatte das dritte Stück, nebſt der Urkunde, beilegen. Ein Stück das man beinahe ohne Aenderung in dieſem Kriege dem Preußiſchen Heere, zuruffen könte. Sie werden aus der Gegeneinanderhaltung am beſten ſehen, was der deutſche Ueberſetzer geleiſtet hat:

Stammt Ihr von dem Alcides nicht,
Ein unbesiegt Geschlecht?
Noch gönnt Euch Zevs sein Angesicht,
Traut auf ein göttlichs Recht!

Was ist die Menge die Euch droht?
Erzittert nicht vor ihr!
Ergreift den Schild, und sucht den Tod
Und kämpft voll Ruhmbegier.

Ist Euch das Leben nicht verhaßt?
Ihr kennt ja die Gefahr
Des Kriegs? des Kriegers Müh und Last?
Was fliehn und schlagen war!

Nicht wahr? da fiel ein kleiner Theil,
Wo mit vereinter Macht
Den Angriff Ihr gewagt, und Heil
Auf Euer Volk gebracht?

Ja, ein Verzagter! auf einmal
Verliert der alle Kraft!
Kein Wort erschöpft das Unglück all,
Das niedre Feigheit schafft.

O welche Schande! welch ein Greul!
Wenn hin in Staub gestreckt
Auf blutgen Rücken noch ein Pfeil
Tief in der Wunde steckt!

Er traf ihn auf der Flucht. — Der Held
Faßt aber sichern Grund,
Rückt unerschüttert in das Feld
Und beißt sich in den Mund;

Ἀλλ' Ἡρακλῆος γὰρ ἀνίκητον γένος ἐστί.
Θαρσεῖτ', ὅππως Ζεὺς αὐχένα λοξὸν ἔχει.
Μηδ' ἀνδρῶν πληθὺν δειμαίνετε, μηδὲ φοβεῖσθε.
Ἰθὺς δ' ἐς προμάχους ἀσπιδ' ἀνὴρ ἐχέτω,
Ἐχθραὶν μὲν ψυχὴν θέμενος, θανάτου δὲ μελαίνας
Αὐγαῖσιν κῆρας ἠελίοιο φίλας.
Ἴστε γὰρ ὡς Ἄρεως πολυδακρύτου ἔργ' ἀϊδηλα,
Ἔν θ' ὀργὴν ἐδάητ' ἀργαλέου πολέμου.
Καὶ μετὰ φευγόντων τε διωκόντων τ' ἐγένεσθε,
Ὦ νέοι, ἀμφοτέρων θ' εἰς χόρον ἠλάσατε.
Οἱ μὲν γὰρ τολμῶσι, παρ' ἀλλήλοισι μένοντες,
Ἕς τ' αὐτοχεδὸν καὶ προμάχους ἴενται,
Πυκνότεροι θνήσκουσι, σάουσι δὲ λαὸν ὀπίσσω.
Τρεσσάντων δ' ἀνδρῶν πᾶς' ἀπόλωλ' ἀρετή.
Οὐδὲ εἷς θ' ἅν ποτε ταῦτα λέγων ἀνύσειε ἕκαστα;
Ὅσσ', ἂν αἰσχρὰ πάθῃ, γίγνεται ἀνδρὶ κακά.
Ἀργαλέον γὰρ ὄπισθε μετάφρενόν ἐστι δαΐζειν
Ἀνδρὸς φεύγοντος δηΐῳ ἐν πολέμῳ.
Αἰσχρὸς δ' ἐστὶ νέκυς κατακείμενος ἐν κονίῃσι
Νῶτον ὄπιθ' αἰχμῇ διερὸς ἐλημένος.
Ἀλλά τις εὖ διαβὰς μενέτω ποσὶν ἀμφοτέροισι
Στηριχθεὶς ἐπὶ γῆς, χεῖλος ὀδοῦσι δακών.

Μηρὺς

Hebt ſeine Schenkel hoch empor,
Und hält den breiten Schild
Den Schultern und dem Buſen vor,
Den hoher Ehrgeiz ſchwillt:
Er wirft den Spieß, o Feind, auf Dich
Mit ſtarkem Ungeſtüm!
Indeſſen winket fürchterlich
Die Feder über ihm! —
So lern er Thaten thun im Streit,
Und fecht und ſtreite gern
Und wo der Feind mit Pfeilen dräut,
Da ſey ſein Schild nie fern.
Doch naht er ſich ihm allzuſehr,
So greif er herzhaft an,
Bald mit dem Schwerd, bald mit dem Speer,
Und ſuch ihn ſelbſt zu fahn.
Es treffe donnernd Mann auf Mann
Und Fuß auf Fuß, und Schild
Auf Schild, und Helm an Helm und dann
Schlag er von Wuth erfüllt.
Bald ſey der lange Spieß bereit,
Und bald das breite Schwerd,
Und ſeine Bruſt ſey jederzeit
Dem Feinde zugekehrt!
Du aber, leichtes Kriegsvolk, Du,
Dich ladt der Krieg auch ein,
Eil unter Deiner Tartſche zu
Und wirf den mächtgen Stein.
Und Deinen Wurfſpieß ſäume nicht
Oft auf den Feind zu drehn,
Ja, geh ſelbſt denen ins Geſicht
Die ſchwer bewaffnet gehn.

Μηρούς τε κνήμας τε κάτω καὶ στέρνα καὶ ὤμους
Ἀσπίδος ἐυρείης γαστρὶ καλυψάμενος.
Δεξιτερῇ δ' ἐν χειρὶ τινασσέτω ὄβριμον ἔγχος,
Κινείτω δὲ λόφον δεινὸν ὑπὲρ κεφαλῆς.
Ἔρδων δ' ὄβριμα ἔργα διδασκέσθω πολεμίζειν,
Μηδ' ἐκτὸς βελέων ἱστάτω ἀσπίδ' ἔχων.
Ἀλλὰ τις ἐγγὺς ἰὼν αὐτοσχεδὸν ἔγχεϊ μακρῷ
Ἢ ξίφει ὀτάζων δήϊον ἀνδρ' ἑλέτω.
Καὶ πόδα πὰρ ποδὶ θείς, καὶ ἐπ' ἀσπιδος ἀσπίδ' ἐρείσας,
Ἐν δὲ λόφον τε λόφῳ, καὶ κυνέην κυνέῃ,
Καὶ στέρνον στέρνῳ πεπαλημένος ἀνδρὶ μαχέσθω,
Ἢ ξίφεος κώπτην ἢ δόρυ μακρὸν ἑλών.
Ὑμεῖς δ', ὦ γυμνῆτες, ἐπ' ἀσπίδος ἄλλοθεν ἄλλος
Πτώσσοντες, μεγάλοις βάλλετε χερμαδίοις,
Δούρασί τε ξεστοῖσιν ἀκοντίζοντες ἐς αὐτούς,
Ταῖσι πανοπλίαις πλησίον ἱστάμενοι.

Da ich dieſes trefliche Stück in der Urkunde, der deutſchen Ueberſetzung gegen über, vor mir ſehe, ſo thut es mir leid, daß der ungenante Ueberſetzer nicht darauf gefallen iſt, ſeiner Ueberſetzung den griechiſchen Text beidrucken zu laſſen. Seine Ueberſetzung würde warlich dabey nicht verlohren haben! Man ſolte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bey unſerer Nation die faſt verloſchene Liebe zur griechiſchen Sprache, deren Schriftſteller die reinſten Quellen des guten Geſchmacks ſind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die Engliſche Nation lieber in dem Studio der griechiſchen Sprache, als in gewiſſen andern Dingen nachahmen wolten. Ihnen iſt ohnfehlbar noch der engländiſche Unterofficier bey der alliirten Armee erinnerlich, den der Hr. v. * * in ſeinem Zelte, beym Leſen eines griechiſchen Thucydides ohne Verſion, antraf, und I'll warrant möchte ich mit Steelen ſagen he'll never fight the worſe for that.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

II. Den 12. Januar 1764.

Zweyhundert und ſieben und ſechzigſter Brief.

Bald wird die deutſche Nation mit Zuverſicht das Haupt empor heben, und auf ſeine Originalſtücke ſtolz ſeyn dürfen; ſo lange dieſe nur noch deutſche Stimmen vor ſich hatten, ſchien manchen ihr Verdienſt nicht genug bewähret zu ſeyn. Durch beſtändiges Nachahmen und Nachſprechen des Tons auswärtiger Völker, war der deutſche faſt muthlos gemacht, ſelbſt zu denken, und ſeinem eignen Urtheil zu trauen. Viele hatte auch ein ſolcher Enthuſiasmus entweder für die Franzoſen oder für die Engländer überfallen, daß ſie nichts deutſches ſchön finden könnten, weil es nicht franzöſiſch oder engliſch war; oder daß ſie wenigſtens einen deutſchen Schriftſteller mit einem beleidigendem Wohlgefallen gut heiſſen, weil er

ſich ihrer Meynung nach nicht unglücklich nach auswärtigen Muſtern gebildet hätte. Nun aber, da auch für unſre guten Schriftſteller von den Franzoſen und Engländern Stimmen geſamlet werden, und eben dieſe, die doch ſonſt ſo ſehr von ihrer Höhe auf uns herab ſahen, nun unſre Originalſchriften überſetzen, und leſen, mit prüfender Beurtheilung, aber doch mit Beyfall leſen, wird wohl der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt ſeyn, wo es der deutſche, durch das Urtheil dieſer Fremden unterſtützt, wagen wird, ſeinen eigenthümlichen Platz in den Werken des Genies zu behaupten, und einzuſehen, daß ihm ſein National-Charakter und die Wendung ſeines Geiſtes zwiſchen dem kühnen und ſchwärmenden Fluge der Fantaſie eines Engländers, und zwiſchen dem lachenden und gefälligen aber eingeſchränkten Schwunge eines Franzoſen, ſeine eigene Sphäre anweiſe.

Die Franzoſen haben den Anfang gemacht unſere Schriftſteller für leſenswürdig zu halten. Sie beſchäftigen ſich jezt ſehr mit Uberſetzung der Werke unſrer beſten Köpfe, und Sie wiſſen,

mit welchem Beyfall ſie den Tod Abels von Geßner und Klopſtocks Tod Adams, nebſt verſchiedenen andern deutſchen Schriften, in ihrem Journal Etranger aufgenommen haben. Der Tod Adams iſt auch ſelbſt ins Italiäniſche überſetzt worden, und wird häufig in den dortigen Klöſtern aufgeführt.

Von den Engländern, dieſer Nation, welche ſich gewöhnt hat, alles was nicht Milton, Clarke oder Newton heißt, mit gleichgültiger Aufmerkſamkeit anzuſehen, und gegen auswärtige Werke des Genies nicht diejenige unpartheyiſche Gerechtigkeit zu beobachten, deren ſie ſich ſonſt rühmen kann; von dieſer Nation, ſage ich, war es noch nicht ſo bald zu vermuthen, daß ſie ſich beſtreben würde, die Werke der Deutſchen zu leſen. Und doch ſind unter ihnen in weniger Zeit fünf Ausgaben von der Ueberſetzung des Todes Abels erſchienen; der Tod Adams iſt recht glücklich in reinfreye Verſe überſetzt worden; und ſie ſind die erſten gewſen, welche von der Epopee, die unſerm Deutſchlande, und unſerm Jahrhundert

ſo viel Ehre macht, eine Ueberſetzung geliefert haben.

Sie iſt in Proſa, und vom Hrn. Joſeph Collyer, deſſen Frau den Tod Abels mit Beyfall überſetzt, und auch ſchon an die Ueberſetzung des Meßias Hand gelegt hatte, aber darüber verſtorben iſt, völlig zu Ende gebracht, und in dieſem Jahr auf Subſcription in London in zwey Octavbänden gedruckt worden. Und eben dieſer Mann verſpricht auch nächſtens die Herausgabe von der Ueberſetzung des Noah.

So viel Vergnügen es iedem Patrioten, der Geſchmack hat, machen müſte, daß das erhabenſte Werk unſrer Poeſie durch dieſe Ueberſetzung einer Nation in die Hände gegeben worden, welche auf die Beurtheilung deſſen, was wirklich erhaben iſt, mit Recht Anſpruch machen kan; und ſo ſehr man darauf hoffen könnte, daß ſie durch die Gültigkeit ihres Urtheils den Werth dieſer Epopeen, wo nicht genau beſtimmen, doch in ein zuverläßigeres Licht ſezen würde: ſo wird doch alle dieſe Hofnung und alle dieß Vergnügen vernichtet, wenn man die Ueberſetzung ſelbſt geſehen hat. Es

iſt zu befürchten, daß das Original ſelbſt in den Zügen verurtheilt werden könne, wo doch eigentlich nur die falſche und verſtellte Kopie die Verurtheilung verdienen wird.

Von der erſten Ueberſetzung eines ſolchen Werks kann man freylich nicht die lezte Vollkommenheit fordern. Man muß ſo billig, als Horaz ſeyn:

— Ubi plura nitent — non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Aber wenn faſt alles ſchlecht iſt; wenn ein Ueberſetzer aus ſeinem Original, und aus den erhabenen Perſonen ſeines Gedichts andächtige Schwätzer macht; wenn er die Simplicität durch Zuſätze von leeren Worten vernichtet, das Pathos nicht fühlt und erſtickt, und die Gemählde durch eigengewählte buntſchekige Farben verunſtaltet; wenn er nicht ſo viel Geſchmack hat, einzuſehn, warum dieſe und nicht iene Züge gewählt ſind, warum dieſer Ton hier herrſcht, und herrſchen muß, und dort ein anderer; wenn er faſt alle Perſonen des Gedichts einerley Sprache führen läßt, als ob ſie alle des Ueberſetzers Charakter hätten: ſoll man

da wohl vergeben? ſoll man nicht unzufrieden ſeyn? Und muß man ſich nicht ärgern, daß ein ſolches Gedicht, als der Meßias iſt, auswärtigen und noch dazu Engländern in ſolchem Aufzuge vorgelegt wird?

Was das ſeltſamſte iſt, ſo hätte es der Hr. Collyer mit weniger Mühe beſſer machen können. Er iſt kein ſclaviſcher Ueberſetzer dem man es anſieht, daß er die Bedeutung eines Worts ängſtlich geſucht hat. Nein, er nimt ſich vielmehr die Freyheit, ſeinen Schriftſteller zu umſchreiben, und ihm Gedanken beyzulegen, daran er nicht gedacht hat. Und ein umſchriebener Dichter, zumal wenn es ein epiſcher Dichter iſt, macht eine poßierliche Figur. Doch das iſt noch nicht alles. Er ſcheint die Eitelkeit gehabt zu haben, ſein Original noch zu bereichern und zu verſchönern. Man kan es ſonſt gar nicht begreifen, wie es ihm hätte in den Sinn kommen können, allenthalben noch unbedeutende oder wenigſtens unſchickliche Beywörter einzuflicken, und ganze Phraſen zur Erläuterung einzuſchalten, davon im Original nicht ein Wort zu finden iſt. Unwiſſenheit kann

es

es nicht seyn; denn diese Miszierathen finden sich grade da am meisten, wo im Original die gröste Simplicität herrscht. Und das simple ist doch wohl am leichtesten zu übersetzen. Man darf nur die Bedeutung der Worte wissen. Wo Gott redend eingeführt wird, wo der Affect spricht, verhält es sich eben so. Aber so gut kommen sie unter den Händen des Uebersetzers nicht weg. Gott druckt sich bey ihm so aus, als ein Professor der Theologie, der diese Materie auf dem Katheder dogmatisch vortrüge; und der stärkste Affect wird bey ihm ein wortreiches und gedankenleeres Gewäsche. Wie sehr das Original also in dieser Uebersetzung verstellt sey, wie geschmacklos es aussehe, das läßt sich schwer beschreiben. Es wäre kein Wunder, wenn sich Hr. Klopstock in diesem Engländer selbst wiederfände.

Diese Anklagen sind hart. Ich muß sie beweisen. Es wird nichts hierzu nöthig seyn, als das Original und die Uebersetzung gegen einander zu stellen.

Wer weiß es nicht, daß der Eingang einer Epopee eine ganz simple Erzählung von dem

Hauptinhalte des Gedichts seyn muß, wo auch nicht einmal ein überflüßiges, vielweniger ein anpreisendes Wort stehen darf. Der Verfasser des Meßias hat diese Simplicität genau beobachtet, wenn er sein Gedicht also anhebt.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Meßias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit;
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn umsonst stand Judäa
Wieder ihn auf; er that, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Nun höre man auch den Uebersetzer, wie er gleich diesen Anfang des Gedichts gemißhandelt hat. Die Stellen im deutschen, die mit andern Lettern gedruckt sind, hat der Engländer gar nicht übersetzt; und die Stellen welche durch andere

Lettern

Lettern im Engliſchen unterſchieden ſind, hat er ſich hingegen gefallen laſſen, aus ſeiner eignen Fantaſie hinzuzuſetzen.

Inſpir'd by thine immortality, riſe my ſoul, and ſing *the honours of thy great Redeemer: honours obtained in hard adverſities rough ſchool — obtained by ſuffering for the ſins and woes of others, himſelf ſinleſs. Recount, with humble gratitude, thoſe guilteſs ſufferings, the bitter conſequences of love to man's degenerate race.* In vain Satan raged againſt the Lords Anointed: in vain Judea ſet herſelf againſt him: he accomplished, *in his humanity*, the great *work of our* redemtion.

Das Original giebt die Erlöſung der ſündigen Menſchen und die ihnen wiedergeſchenkte Liebe Gottes durch den Meßias zum Inhalte des Geſangs an. Der Ueberſetzer hingegen will die Ehre des Erlöſers, die er ſich in der ſchweren Schule der Trübſal, durch Leiden für anderer Sünden erworben, und was für bittere Folgen ſeine Liebe zu dem ausgearteten Menſchengeſchlechte gehabt hat, beſingen. Kan der Engländiſche Leſer aus dieſem Eingange das wohl vermuthen, was in dem Gedicht beſungen wird. Und wird er nicht

Recht haben zu ſagen, daß der Verfaſſer nicht einmal ſeinen Inhalt recht beſtimmt habe, und gleich im Eingange zwey ſehr entgegen geſetzte Materien wähle; die Ehre, die der Meßias durch Leiden erworben; und die bittere Folgen, welche ſeine Liebe zu dem Menſchen gehabt habe? Und wie paßt ſich das nun drauf? „Vergebens erhub ſich „Satan.„ Wogegen denn? Gegen die Ehre, oder gegen die bittern Folgen der Liebe des Erlöſers! — doch mehr ſolche Proben!

Die Anrufung iſt eben ſo verunſtaltet. Hr. Klopſtock hat mit groſſer Schicklichkeit keine Muſe auftreten laſſen. Aber der Engländer bringt eine Muſe zum Vorſchein. Jener hat durch die Anrufung des Geiſtes Gottes, der die Tiefen der Gottheit ſchaut, und ſich die Menſchen zum Tempel heiliget, welcher ihm die Dichtkunſt, als ſeine Nachahmerin zuführen, und ſie mit ſeinem Feuer ausrüſten ſoll, ſein Gedicht auf eine feyerliche Weiſe ehrwürdig gemacht. Dieſer verwandelt dieſe Anrufung in ein leeres Geſchwätz, und fordert vom Geiſte Gottes, daß er ihn begeiſtern möge, die Tiefen der himm-

liſchen

liſchen Weisheit zu durchforſchen, den herrlichen Plan von des Menſchen Erlöſung durch die Dunkelheit der vergangenen Zeitalter zu ſchauen, und von ſeinen Offenbarungen erleuchtet, in erhabenen Geſängen die Liebe des groſſen Meßias zu Adams verlohrnem Geſchlecht zu entwickeln. Der deutſche V. iſt ſo beſcheiden, daß er nur mit der bebenden Stimme eines Sterblichen zu ſingen wagt; ſein Ueberſetzer hat mehr Muth, er will erhaben ſingen. Die ſich zu dieſer Feyerlichkeit ſo wohl ſchickende fromme Anrede an ſich ſelbſt: Rein ſey mein Herz! hat der Engländer gar nicht des Ueberſetzens werth gehalten.

Der Ausdruck, Schöpfer der Welt, V. 19. wird ſo umſchrieben:

He who was before all worlds, he by whom all things in this viſible creation were made.

Das vortrefliche Gemälde von den wenigen Edlen, V. 22.

Ihr mit der Zukunft des groſſen Gerichts vertrauliche Seelen
— — — ſingt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.

ſucht

ſucht man vergebens bey dem Ueberſetzer, aber er hat ein anderes hin gemahlt, das ſeiner Meynung nach vermuthlich ſchöner ſeyn ſoll. Hier iſt es:

> Ye noble few, — who, inſpired by his example, with filial love, with devout piety, tread the path of life, and with humble hope, wait for the rich rewards of virtue, when crowned with glory, and arrayd in righteousneſs, he again shall deſcend, and come to iudge the world.

Hat nicht der Mann faſt ſeine ganze Theologie ausgekramt? Warum überſetzte er denn nicht ſchlechthin:

> Singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben?

Warum tödtet er dieſen Gedanken, um ſein homiletiſches Geſchwätz anzubringen? Unwiſſenheit der Sprache kan es nicht ſeyn, denn er hat doch an andern Orten, und ſelbſt durch ſeine matte Umſchreibungen gezeigt, daß er die Bedeutung der Worte gefaßt habe. Eine Schwierigkeit zu überſetzen findet hier auch nicht ſtatt. Er muß alſo ſein Original haben verſchönern wollen. Der werthe Mann!

Dieſer

Dieſer Verbeſſerungsgeiſt hängt ihm allenthalben an. Selten iſt er damit zufrieden, in der Erzählung Jeſum ſchlechthin zu nennen. Er ſucht ihm immer noch einige Titel mehr zu geben. Bald iſt es der Geſandte, bald der Geſalbte Gottes, bald unſer hochgelobter Heyland u ſ. w. ohne daß er es gefühlt hat, daß dieſer Deklamationston nicht hieher gehört. Eben ſo hängt er faſt allen Dingen Beſchreibungen an, wovon das Original nichts weiß, und die gröſten und rührendſten Auftritte matt — und faſt möchte ich ſagen, — läppiſch machen.

Eine andere handgreifliche Probe, daß Hr. Collyer mit Vorſatz die Gedanken des Originals nicht getreu hat überſetzen wollen, ſondern ſeine eigene Gedanken an deren Stelle geſetzt hat, findet man in dem Gebete des Mittlers, und Gottes Antwort darauf. Geſ. I. V. 84. u ſ. und aus dieſer Stelle mit Vergleichung verſchiedener andern ſolte man faſt ſchlieſſen, daß der Ueberſetzer mit dem Verfaſſer des Meßias nicht einerley theologiſches Syſtem habe. Gut, das wäre ihm unverwehrt; aber berechtiget ihn das wohl, auch

aus

aus dem poetiſchen Syſtem ſeines Originals die Züge, die ſich in ſein Religionsſyſtem nicht paſſen wollen, wegzulaſſen, und andere aus ſeinem Glauben hinzu zu ſetzen, und alſo aus dem Gedicht, das er doch zu überſetzen vorgiebt, eine Mißgeſtalt zu machen. Der Leſer mag ſelbſt urtheilen, wenn er beides neben einander ſieht.

Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen ſich mir, die Tage zu gröſſern Werken erleſen,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachteſt.
Sie verklären ſich mir ſo ſchön und herrlich, als damals,
Da wir die Reihe der Zeiten durchſchauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender ſahen.
Dir nur iſt es bekant, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen.
In der Stille der Ewigkeit, einſam, und ohne Geſchöpfe,

Waren

Waren wir bey einander. Voll unſrer göttlichen Liebe,
Sahen wir auf Menſchen, die noch nicht waren, herunter.
Edens ſelige Kinder, ach unſre Geſchöpfe, wie elend
Waren ſie, ſonſt unſterblich, nun Staub, und entſtellt von der Sünde!
Vater ich ſah ihr Elend, du meine Thränen.
Da ſprachſt du:
Laßt das Bild der Gottheit von neuem uns ſchaffen:
Alſo beſchloſſen wir unſer Geheimniß, das Blut der Verſöhnung,
Und die Schöpfung der Menſchen verneut zum ewigen Bilde!
Hier erkohr ich mich ſelbſt, das göttliche Werk zu vollenden.

Man ſieht, daß der Mittler hier ſeines und des Vaters ewigen Rathſchluſſes von der Verſöhnung der Menſchen, und ſeiner freywilligen Entſchlieſſung, ſie auszuführen, gedenkt. Dieſes muß ſich zu dem Glauben des Ueberſetzers nicht gereimt haben, und alſo hat er ſich vielleicht ein Gewiſſen gemacht, es zu überſetzen. Aber der

Mann

Mann hätte ſich lieber ein Gewiſſen daraus machen ſollen, ſein Buch für eine Ueberſetzung des Meßias auszugeben. Iſt denn das nicht höchſt unredlich gehandelt, ſeine Gedanken für des Originals Gedanken zu ſetzen, und doch für dieſe auszugeben? Wirklich die Mißhandlung iſt ſo arg, daß ſie die ſtrengſte Züchtigung verdient.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

III. Den 19. Jenner 1764.

Fortſetzung des zwey hundert und ſieben und ſechzigſten Briefes.

Wenn Hr. Collyer, wie er ſelbſt in der Vorrede geſteht, zu ſeinem und ſeiner Kinder Unterhalt dieſe Ueberſetzung unternommen hat, ſo muß er auch ehrlich arbeiten, wenn er fernerhin ſein Brod haben will. Kan er ſich wohl mit der Unwiſſenheit ſchützen, daß er anſtatt der angeführten Verſe folgendes geſetzt hat?

Almigthy Father! the hour of ſuffering draws near, — of ſuffering for the ſalvation of men. Choſen by thee as thy Redeemer, lo, I come to do thy will, O God! To thee, O thou ſupreme! it is known, what glory, what felicity, was mine, ere the world was — ere, by thy power, I formed this earth — ere man was created out of the duſt.

Steht wohl von dem allen ein Wort im Original? Und wozu ſoll es denn hier, daß er Gott an die Herrlichkeit erinnert, die er gehabt hatte, ehe die Welt war. Doch weiter. Im Original heißt es weiter:

Ewiger Vater, das weißt du — — wie brünſtig
Mich ſeit dieſem Entſchluß nach meiner Erniedrung verlangte!

Anſtatt deſſen ſagt der Ueberſetzer:

Ewiger Vater, das weißt du, — — — —
— — wie brünſtig mich nach dem Heil des gefallenen Menſchen verlangte!

Der Meßias ſchildert hierauf im Deutſchen V. 105. u. f. mit welchem grosmüthigen Wohlgefallen er ſchon zum voraus an ſeine blutige Verſöhnung gedacht habe:

— — — Und du, o Canaan,
— — — — — —
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute ſchon voll ſah.

Er druckt ſeine gefühlvolle Freude über die ſeligen Folgen aus, welche ſeine Menſchwerdung unter den

den Menſchen ſchon hat, und noch haben wird: V. 108 bis 111.

Und o wie bebt mir mein Herz — — —
Mir ſich heilgen werden!

Er ſieht die Leiden und Gerichte Gottes, die er als Verſöhner ausſtehen ſoll ſchon in ihrem ganzen Umfange V. 111 bis 121. und ſo lebhaft, als fühlte er ſie ſchon;

— — — Hier lieg ich göttlicher Vater,
— — — — — — im Todesſchweiße.

doch entſchließt er ſich freywillig, um der Menſchen willen das alles zu übernehmen, und macht ſich gegen ſeinen ewigen Vater auf eine feyerliche Weiſe zur Verſöhnung der Menſchen anheiſchig; V. 122 bis 133.

Siehe da bin ich, Vater, — — —
Ich will leiden, den furchtbarſten Tod will ich,
Ewiger, leiden

Der Meßias beſchließt endlich mit dem erhabenen Schwur, V. 134. u. f. der ſolche groſſe Wirkung auf iedes Leſers Herz machen muß.

— — — Ich hebe gen Himmel mein
Haupt auf,

Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre dir bey mir ſelber,
Der ich Gott bin, wie du. Ich will die Menſchen erlöſen,

Alles das iſt nicht nach des Ueberſetzers Sinne geweſen. Anſtatt deſſen läßt er den Meßias über die Verhärtung der Menſchen klagen:

Often have I caſt an eye of pity on thee, o Canaan, land of my future nativity! Often have I lamented the obduracy of thy ſons, my brethren.

Und nun gleich wieder drauf die Glückſeligkeit ſeiner Erlöſung und der erlößten ſehen:

I ſaw through futurity, and triumphed in the view of my becoming the Redeemer of all nations: the Saviour of millions of intelligent beings, who with me will eternally enioy transcendent felicity. I ſtill rejoice in the glorious proſpect.

Nun mit Aengſtlichkeit über die bevorſtehende Leiden, die er von grauſamen Menſchen zu erwarten hätte, klagen:

But, o my Father and my God! I muſt firſt drink of the cup of bitterneſſ. Hide — oh hide

not thy face from my diſtreſſ. If it be thy good pleaſure, that I fall a prey to cruel and blood-thirſty men, forſake me not, o my God! in the terrible hour! Nature recoils; my flesh trembles; but heavenly Father, thy will be done.

Und ſich hierauf gehorſam dem Willen Gottes ergeben, und die Belohnung dieſes Gehorſams von Gott hoffen.

I give myſelf a willing ſacrifice for the ſins of men. Accept o my God! of my ſincere obedience, and when I ſhall have ſealed my miſſion with my blood, receive me again to thy boſom. O my Father, I know that thou wilt reward my ready ſubmiſſion to thy will, and that myriads of applanding angels will witneſſ and hail my triumph before the eternal throne.

Iſt das wohl eben die hohe Perſon, die im Original ſpricht; der ich Gott bin wie du? Iſt das wohl der feyerliche Auftritt zwiſchen Gott und ſeinem Sohn, den der Verf. des Meßias hat ſchildern wollen? Wie ſchickt ſich das nun in den übrigen Plan? Und hat er mehr ſolche Abweichungen, wie er denn dergleichen

unzählige hat, was hat der Mann aus dieſen Gedicht, darauf wir bey den Ausländern ſtolz ſeyn können, für einen erbärmlichen Miſchmaſch gemacht? Es iſt wirklich recht traurig, daß grade der Meßias einem Mann in die Hände gefallen, der nicht allein ohne Geſchmack iſt, und von der Natur einer Epopee nichts zu wiſſen ſcheint; ſondern auch das Werk nach ſeinem beſondern Glaubensſätzen umſchmelzt, und ein lächerliches Ganze daraus macht.

Wer muß nicht die Antwort Gottes bewundern? wem ſchlägt nicht das Herz von dem Gefühl der Maieſtät Gottes, wenn er Gott auf die feyerliche Zuſage des Meßias ſo kurz, ſo ſimpel und ſo maieſtätiſch antworten hört?

— — — Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und ſag: Ich bin ewig,
Sag, und ſchwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben!

Wer nur ein halbes Herz hätte müſte die Gröſſe

die-

dieſer Antwort empfinden. Sie darf nicht länger, nicht umſtändlicher ſeyn; es wäre wider die Würde Gottes. Hr. Klopſtock hat in einer andern Stelle, Geſ. I. B. 388. u. f. den Mangel des Anſtandes, oder auch das menſchliche Unvermögen, empfunden, Gott in einer langen Rede, ſeiner Gottheit nicht unwürdig, ſprechen zu laſſen, daher er den größten Theil dieſer Rede, in der Kopenhagener Ausgabe, mit groſſer Schicklichkeit in den Mund des Eloa gelegt hat. Aber von dieſem Anſtande, von dieſer Schicklichkeit, von der Beſcheidenheit, die ein Menſch beobachten muß, der Gott redend einführen will, von der hohen Würde und erhabenen Simplicität, die Reden Gottes haben müſſen, weiß der Engliſche Ueberſetzer gar nichts. Er hat die Antwort Gottes erweitert, die ganze Heilsordnung hineingebracht, und ſie auf die Art, wie man nicht anders glauben kann, ſeiner Meynung nach recht ſehr verſchönert. Hier iſt ſie:

„Der ewige Vater — antwortete: Ich erhebe
„mein Haupt über die höchſten Himmel, und

„ſtreke meine Hand durch die Unermeßlichkeit des „Raums, und ſchwöre dir, mein geliebter Sohn, „daß ich die Sünden der Bußfertigen Menſchen„kinder vergeben will. Um deinetwillen, und „durch deine Vermittelung, will ich ihren auf„richtigen, wiewohl unvollkommenen, Gehorſam „annehmen, und die, welche ſich, wie du, durch „eine geduldige Beſtändigkeit in guten Werken „unterſcheiden, mit Ehre und Herrlichkeit und „Unſterblichkeit belohnen.

Wie elend! hätte wohl der ſchlechteſte Schulmeiſter dieſe erhabene Stelle ärger verſtellen können? Sie werden es vielleicht kaum glauben, daß ein Ueberſetzer des Meßias eine Stelle, die ſich eben, ſo wie ſie da ſteht, der Empfindung bemächtiget, ſo abgeſchmackt homiletiſch verkleiden könne, zumal da die Worte ſo ſimpel und leicht ſind, daß es gar keine Schwierigkeit koſtet, ſie in iede Sprache zu überſetzen. So leſen Sie denn des Engländers eigene Worte:

The eternal Father answered, I raiſe my head above the higheſt Heavens, and ſtretch my hand through the immenſity of ſpace, and ſwear

to

to thee, my beloved Son, that I will forgive the ſins of the repentant children of men. For thy ſake, and through thy mediation, I will accept of their ſincere, though imperfect obedieuce, and reward thoſe who, like thee, are diſtinguished by a patient continuance in well-doing, with glory, and honour, and immortality.

Bey der proſaiſchen Wendung der Gedanken, der Ertödtung des Erhabenen und des Affects darf man ſich gar nicht aufhalten. Man würde kein Ende finden. Ich will alſo nur noch einige hervorſtehende Stellen herſetzen.

Noch eine Rede Gottes: Geſ. I. V. 388. die der Ueberſetzer ſo proſaiſch gegeben, und ihr das erhabene ſo ausgezogen hat, daß alle Würde und Hoheit daraus verſchwindet. Daß ſich Gott darin als den nennt, der die Liebe iſt, und war, und ſeyn wird, das macht den göttlichen Charakter dieſer Rede aus. Dieſen Charakter hat der Ueberſetzer gar nicht wahrgenomm. Man leſe ſeine Ueberſetzung gegen das Original:

Gott iſt die Liebe. Der war ich vorm Daſeyn meiner Geſchöpfe;
Da ich die Welten erſchuf, war ich auch der; izt, bey der Vollendung
Meiner geheimſten erhabenſten That, bin ich eben derſelbe.
Aber ihr ſollt durch den Tod des Sohns den Richter der Welten
Ganz mich kennen, und neue Gebete dem Furchtbaren beten.
Hielt euch dann des Richtenden Arm nicht, ihr würdet im Anſchaun.
Dieſes groſſen Todes vergehn. Denn ihr ſeyd endlich.

So lautet die Ueberſetzung:

I am love. Such was I before the exiſtence of my creatures — *before* I formed the worlds: *and* now *I am love in my conduct towards man*; in the accomplishment *of the great work of redemtion, by my ſending my beloved ſon to die for ſinners.* —

Wie matt und proſaiſch druckt das den Sinn der Worte aus:

Bey der Vollendung meiner geheimſten erhabenſten That, bin ich eben derſelbe. —

Did not my almighty arm ſupport you, ye exalted, but finite beings, the tremendous ſight of his aweful death woud put a period to your exiſtence.

Die beyden Verſe:

Aber ihr ſollt
— — —. dem Furchtbaren beten.

ſind ganz weggelaſſen. Und den groſſen Nachdruck der auf den Worten liegt; denn ihr ſeyd endlich; wodurch die Action des Todes Jeſu in ſeiner höchſten Gröſſe geſchildert wird, daß auch ſelbſt die Engel ohne Gottes beſondre Erhaltung nicht würden anſehn können, ohne zu vergehn, weil ſie endlich wären; dieſer Nachdruck, ſage ich, verſchwindet ganz indem der Engländer die Worte in die Anrede verwandelt, die in Gottes Munde fade iſt: Ihr erhabene, aber endliche Weſen.

Im zweyten Geſang V. 616. u. f. macht die Simplicität der Erzählung, und der Kontraſt derſelben

derſelben gegen die hochklingende Prahlereyen Satans, die Gröſſe und Gewalt des Meßias über ihn, auf eine ſehr frappante Art kenntlich:

Satan ſprach es. Indem ging von dem Verſöhner Entſetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einſamen Gräbern der Gottmenſch.
Mit dem Laute, womit der Läſterer endigte, rauſchte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blat hin. Am Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blick fand er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichts verſank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt ihn der Gottmenſch.

Der Ueberſetzer kann es nicht unterlaſſen, dieſe Simplicität zu verderben. Es iſt ihm nicht genung zu ſagen: Satan ſprach es; ſondern er ſagt es in einer reichern Schilderung. So ſprach

der

der Erz-Apoſtat mit rauher und mistönender Stimme. Erz-Apoſtat iſt ein lächerliches Wort, und das Bild iſt hier grade zur Unzeit. Denn der Dichter will durch die Kürze des Ausdrucks anzeigen, daß eben in dem Augenblick, da Satan ſeine grosſprechende Entſchlieſſungen der Hölle kund zu thun geendiget, Jeſus Chriſtus ſeine allmächtige Kraft an einem ſterbenden Wurm und gegen den wütenden Satan durch einen einzigen Blick bewieſen. Hier muß ſich der Dichter nicht bey einer Schilderung Satans verweilen. Unterdeſſen iſt die Hauptſache ganz weggelaſſen; denn der Zuſatz: Indem ging von dem Verſöner Entſetzen gegen ihn aus: iſt gar nicht da. Der Ausdruck Gottmenſch muß dem Ueberſetzer gar nicht gefallen; denn er nennt ihn einmal in dieſer Stelle anſtatt deſſen, den göttlichen Meßias, und das andre mahl, da e ſagen ſollte: der Gottmenſch gab ihm das Leben, ſagt er auf eine höchſt abgeſchmackte Weiſe: der ſanfte und demüthige Heyland gab ihm das Leben. Was ſoll hier ſeine Sanftmuth und

Demuth

Demuth? Es iſt vom Beweiſen ſeiner Allmacht die Rede. Im Original heißt es: Mit dem Laute, womit der Läſtrer endigte, rauſchte ein Blat zu Jeſu Füſſen hin. Und der Ueberſetzer verkehrt es indem er es ſo giebt: der Athem womit der Läſtrer ſeine gottloſe Rede endigte, brachte zum heiligen Jeſus ein Blat hin. Er that es ja nicht, ſondern zu der Zeit, da ſich der lezte Laut ſeiner Rede hören ließ, rauſchte ein Blat hin. — Aber mit eben dem Blick ſandt er dir, Satan, Entſetzen! — Dies wird vom Ueberſetzer deklamatoriſch ausgeſchmückt, ohne doch dem Leſer im geringſten merken zu laſſen, daß es eine Wirkung der Allmächtigen Kraft des Meßias auf Satan geweſen; Aber zu gleicher Zeit drangen unausſprechliche Schrecken in den Buſen des ſtolzen Prahlers. In den folgenden Zeilen: — Hinter dem Schrit — So ſchreckt ihn der Gottmenſch: wird ganz augenſcheinlich die Wirkung beſchrieben, welche der Blick des Meßias auf Satan und auf die Hölle gehabt. Dieſe Wirkung erkennt man gar nicht in

der

unrichtigen und unverſtändlichen Umſchreibung des Ueberſetzers, welche ſo lautet: „Hinter dem „Schritt des hocherhabenen Throns, von wel„chem er ſeine Läſterungen ausſtieß, verſank die „Hölle, und vor ihm erſchien Satan, von dem „Schrecken der ſeine Seele ergriff: — (man mer„ke, der Gottmenſch ſchreckte ihn nicht —) in die „finſterſte Dunkelheit der Nacht gehüllet. —

Iſt der Leſer bald müde, Proben ſolcher Mißhandlungen eines Ueberſetzers an einem unſrer gröſten Originalwerke zu ſehen? Hätte er allein aus Unwiſſenheit geſündiget; wie es unſre elende Ueberſetzer machen, welche einerley Beruf mit ihm zum überſetzen haben, ſo würde er zwar eben ſo wie izt, unpoetiſch und kalt, langweilig und matt in ſeinen Perioden geweſen ſeyn; ſo würde er oft den Sinn ſeines Originals verfehlt haben, aber die Gedanken des Originals würden doch an vielen Orten durchgeſchimmert; und das ſimple und erhabene, das ſtarke und affectvolle auch ſelbſt einer elenden Kopie eingedruckt haben. Aber da er auſſer dieſer Unwiſſenheit noch dazu vorſätzlich

viele

viele Stellen umgeſchmolzen, groſſe Züge unterdruckt und andere dafür aus ſeinem Gehirn, hineingeſetzt, und in dem allen ganz ohne Geſchmack, ohne auf die Schicklichkeit ſeiner eingeflickten Stücke zum Plan zu ſehen, ohne von dieſer Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit vielleicht auch nur einige Empfindung zu haben, gehandelt hat; ſo muß man nich allein ſeinen Verſtand, ſondern auch zugleich ſein Herz verurtheilen; und man kann es nicht genung bedauren, daß der Meßias einem ſolchen Mann in die Hände gefallen, und von ſeinen ſchlechtgemiſchten und übel aufgetragenen Farben verunziert, nicht als eine Epopee, ſondern als ein ſeltſamer Miſchmaſch von guten und ſchlechten, grotesken und richtigen Zügen, von erhabener Poeſie und unüberlegten Geſchwätz der gewöhnlichen Andachtsbücher, der Engliſchen Nation vor die Augen geſtellt worden.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

IV. Den 26. Januar. 1764.

Beſchluß des zweyhundert und ſieben und ſechszigſten Briefes.

Ich will nur noch einige Stellen anzeigen, wo der Ueberſetzer mit dem Original auf gleich unwiſſende und eigenmächtige Art umgegangen iſt. — Das Gebet des Meßias im V. Geſ. V. 383. u. f. iſt nach ſeinen meiſten Zügen unkenntlich in der Ueberſetzung. Abbadonas Selbſtgeſpräch eben daſelbſt V. 532. iſt etwas erträglicher. Aber in ſeinem Geſpräch V. 596. u. f. iſt vieles wieder verſtellt, der Affekt falſch, oder auch gar nicht angegeben, und anſtatt der groſſen Schilderung, die er von dem ewigen Sohn Gottes macht, durch deſſen furchtbaren Donner er nebſt

den übrigen Abtrünnigen aus dem Himmel geſtürzt worden, gemeine Züge geſetzt:

— Der ewige Sohn, der ehmals vom Thron her,
Hoch vom Thron, auf Flügeln des dunkeln Gerichtſtuls getragen,
Donnernd über uns kam, und dicht an unſere Ferſen
Heftete ſeine Verderben, und kein Erbarmen nicht kannte.

Iſt bey dem Ueberſetzer:

The great Meſſiah, who descending in his flaming chariot rush'd upon us, armed with ten thouſand thunders, and hurling deſtruction, drove us before him, vanquiſh'd and dismay'd.

Der Kontraſt und die ſtarke Gradation, die das Gemälde ſo groß und ſchrecklich macht in dem Verſe:

Hoch ſtand er auf dem dunkeln Gerichtsſtul, die Mitternacht unten,
Unten der Tod!

wird man in der Ueberſetzung gar nicht gewahr:

High

High he ſtood — his chariot then the ſable ſeat of iudgment — Under him was darkneſſ and death.

Die Mitternacht unten, und unten der Tod, ſagt ganz was gröſſers und ſchrecklichers, als; unter ihm war Finſternis und Tod. Doch genug hievon. Man würde ein Buch ſchreiben müſſen, das unendlich gröſſer wäre, als dieſe Ueberſetzung, wenn man alle Fehler analyſiren wolte.

Die ſchreckliche Sprache der Verzweiflung, die Judas Geſ. VII. V. 160. u. f. führt, da er im *Begrif iſt*, ſich zu ermorden, hat der Ueberſetzer in eine ſonderbare Sprache verwandelt. Aus der Frage hat er eine Ausrufung, aus der Verwünſchung eine Verwunderung gemacht, u. ſ. w. Wer ſieht es nicht ein, daß ſeine heftige Verzweifelung gleich unbereitet und abgebrochen anfangen muß?

— — — — — — Sie kann nicht,
Nein ſie kann, nach dem Tode, nicht fürchterlicher mich faſſen
Dieſe namloſe Quaal! —

Herr Collyern iſt das nicht feyerlich genug geweſen. Judas ringet erſt ſeine Hände und ſtampft und ſchreyt: O wie meine Schuld mir ins Geſicht ſtrahlt, und dieſes verhärtete ſchwarze und grauſame Herz quält! Ich kann es — ich muß es nicht ausſtehn! dieſe namloſe Angſt wird nicht — nein, ſie wird, nach dem Tode, nicht ſchrecklicher ſeyn! — Man ſchlieſſe aus dieſer Vorbereitung auf das übrige.

Wer kann die Anrede der Eva an den gekreuzigten Meßias Geſ. VIII. V. 576. bis zu Ende des Geſangs, ohne mannigfaltige Rührungen leſen. Welche Abwechslung der Affekten herrſcht darin, und wie ſehr muß der Kunſtrichter die Richtigkeit und das Angemeſſene dieſer Abwechſelung bewundern. Nur die Mutter der Menſchen konte und muſte bey dieſem Anblick von den mannigfaltigen Gedancken und Empfindungen gedrängt ſeyn, die ſie ausdruckt. Nur ſie konte ein ſo vielfaches Intereſſe haben. — Es iſt gar nicht zu beſchreiben, wie ſehr das alles in der Ueberſetzung verſtellt,

der

der wahre Ausdruck des Affekts verfälscht, und wie sehr es mit fremden und unbedeutenden Ideen überladen worden ist. Die ganze Stelle verdiente verglichen zu werden. Aber sie ist zu lang. Hier sind einige Züge daraus.

Darf ich Sohn dich nennen, noch Sohn dich nennen? O wende,
Wende nicht weg dein Auge, das bricht! Du vergabst mir, Versöner,
Mein Versöner, und meiner Gebohrnen! —

May I, O thou divine Messiah! presume to call thee Son? It was my Crime that brought thee down from Heaven, and nailed thee to the cross, Had it not been for me, who have expoſed my offspring to sin and death, thou wou'dst not have been my Son — thou wou'dst not now hang bleeding on thy gaping wounds; nor ever, ever die! What an exchange has my guilt brought on thee, O thou most loving and beloved! thou hast exchang'd bliss for misery! life and ineffable joy for torment unutterable, and all the agonies of expiring nature! I — alas! I was the cause! yet turn — turn not away from me thy dying

eyes. Thine all gracious Father, the prime ſource of goodneſs and of love, has condeſcended to forgive me — Thou too haſt pity'd — haſt forgiven me. O my Redeemer! the Redeemer of my offspring!

In welchem unnützen und wortreichen Geſchwätz ſind hier die Gedancken des Originals erſtickt!

Wo ihr Affekt der Freude, die Namen häuft, die ſie dem Mitler giebt, und auf einmal ſchnell übergeht ihre Kinder anzureden.

— — — — Verzeihet ihr auch zum Tode Geborne,
Ihr, die Eva gebar! — Wenn mir ihr Röcheln, ihr lezter,
Starrender Blick mir flucht, ſo ſegne du mich, Erwürgter!

Hat ſich der Ueberſetzer keine Mühe gegeben, dieſe Häufung auszudrucken. Er ſagt nur: O thou dear Redeemer! thou beloved victim of death! thou forgiveſt me — Und nun redt Eva alſo ihre Kinder an: Forgive me alſo, O my

my pious offspring, die zum Tode gebohrne heiſſen alſo bey ihm, fromme Nachkommen. Und nun macht er völligen Unſinn, indem er die folgenden zwey Verſe ſo überſetzt: „Wenn mir „euer letztes Röcheln, wenn mir eure letzten „Seufzer fluchen, als eure Mörderin, ſo laße „euer Herz mich ſegnen; denn ich bin auch die „Mutter des Heylandes, des Fürſten der Gnade, „des Anfängers und Vollenders eures Glaubens, „der ſtirbt, damit ihr leben möget.„

Die Worte: Ich hebe zum Schöpfer mein Aug auf, ſtrecke die heißgefalteten Hände zu dem, der erwürgt wird, meine Kinder, und ſegne euch — unterſchreibt er ſo: J lift up my eyes to the moſt high, the omnipreſent God, whom the Heaven of Heavens cannot contain; J ſtretch forth my hands to his beloved Son! the brightneſs of the Fathers glory! the reſtorer of innocence! the reviver of the dead! the Judge of the earth! rhe Redeemer of man! (Dieſe Beynamen ſolten erſt

hernach in den Segen womit ſie ihre Rede beſchließt, vorkommen: doch ſo genau nimmt es Herr Collyer nicht;) and with amazement attempt to expreſs my gratitude: but in vain: words cannot deſcribe what I feel: thy are formed to expreſs feebler ſenſations. My ſoul ſwells wilh rapture. J am loſt in transport, in extaſy, in joy unutterable — Wozu dieſe gemeine Anmerkungen, und dieſe deklamatoriſche Entzückungen? His non erat hic locus.

Der Segen, womit Eva beſchließt, ſieht in der Ueberſetzung ohngefehr eben ſo aus, und iſt mit mütterlichen Ermahnungen, Jeſum zu lieben und nachzuahmen, noch auſſerdem begleitet. Doch ich bin müde mehr abzuſchreiben.

Die letzten Zeilen des zehnt n Geſangs, darin der Tod des Meßias beſchrieben iſt, ſollen den Beſchluß machen. Ich beruſe mich auf das Gefühl jedes Leſers, was dis ſimpele, aber ſtark gezeichnete

zeichnete Gemählde vom ſterbenden Jeſus für Eindruck auf ſein Herz gemacht haben, und wie hinreiſſend rührend ihm die Parentheſe des Dichters geweſen ſey, dadurch er ſeine Erzählung plötzlich unterbricht, und im Namen des menſchlichen Geſchlechts ausruft: Gott Mitler! erbarme dich unſer! — Dieſe rührende Parentheſe hat der Ueberſetzer nicht allein weggelaſſen, und vermuthlich aus keiner andern Urſach, als weil er in das Gebet an den Gott Mittler nicht hat mit einſtimmen wollen; ſondern auch das ganze Gemälde durch ſeinen matten proſaiſchen Vortrag ſo unintereſſant gemacht, daß ſeine Leſer ſchwerlich etwas dabey empfinden werden. Hier iſt ſeine Ueberſetzung von der Zeile an

Jeſus Chriſtus erhub die gebrochenen Augen gen Himmel —

bis zu Ende des Geſangs.

„Unterdeſſen erhub der heilige, der gnädigſte Heyland ſeine brechende Augen gen Him-

„mel, ſchrie mit lauter und pathetiſcher Stim-
„me, nicht mit der Stimme eines Sterben-
„benden, mein Gott! mein Gott! warum haſt
„du mich verlaſſen? — Die himmliſchen
„Geiſter, mit Erſtaunen erfüllt, verhüllten
„ſogleich ihre Antlitze. Nun wurden die
„ſchmerzhaften Empfindungen des heiligen des
„göttlichen Jeſus verdoppelt, und mit lechzen-
„der Zunge rief er: mich dürſtet. Er dürſtete,
„rief und trank: dann zitterte, blutete er, und
„ward noch bleicher. Dann erhub er wie-
„derum ſeine gütigen Augen, und ſagte: Va-
„ter, in deine Hände befehl ich meinen Geiſt
„und ſetzte hinzu! es iſt vollendet: und neigte
„ſein liebreiches Haupt und ſtarb.„

Wenn er ſich hier nicht hat enthalten können, unnütze Beywörter zuzuſetzen, da es ihm doch die Natur der Sache und ſein Gefühl hätte verbieten ſollen; wie vielmehr kann man dergleichen von ihm erwarten, wo er mehr Veranlaſſung gehabt hat, dem Strom ſeines wortreichen Styls zu folgen.

Eben

Eben dieſer Mann will auch die Ueberſetzung des Noah nächſtens bekannt machen, und vielleicht iſt ſie iezt ſchon zum Vorſchein gekommen. Vermuthlich wird es ihm dieſes Original, das ſelbſt ſchon für überflüßige Beywörter und unnöthige Nebenzüge geſorgt hat, ſchwerer machen, von dem ſeinigen etwas anzubringen. Wenn er aber doch dieſe Schwierigkeiten überwindet, und aus ſeinem reichen Vorrath an Worten noch mit freygebiger Hand einzuſtreuen vermag, ſo verdient alsdenn ſein Werk mit unter Hogarths Karricaturſtücke geſetzt zu werden.

Daß doch der Franzöſiſche Ueberſetzer, der jezt wie man mir ſchreibt, die Ueberſetzung des Meßias in ſeine Sprache unter Händen hat, ja nicht dieſen Engländer bey ſeiner Arbeit zu Hülfe nehmen, und eben ſolch abentheuerliches Werk hervorbringen möchte. — Wie viel mehr Schwierigkeiten hat nicht der Franzoſe bey dieſem Werk in ſeiner Sprache zu überwinden? Wie viel Urſach haben wir alſo bange zu ſeyn,

daß

daß dieſes Meiſterſtück der deutſchen Dichtkunſt bey den beyden Nationen, an deren Urtheil uns gelegen iſt, verunziert und entſtellt erſcheinen könne?

Zwey-

Zweyhundert und acht und ſechzigſter Brief.

Etwas Neues! und zwar nicht blos der Jahrzahl des Druckes nach, ſondern auch, wie es heißt, der Erfindung nach. Zwar nicht den Flachs und Hanfbau; nicht das Düngen und Beſäen der Aecker, nicht die Wäſſerung der Wieſen, oder Urbarmachung der Länder betreffend; keine von dieſen Erfindungen, die blos für das Maul ſind; und auch einzig und allein mit Ausſchlieſſung aller andern denen gefallen, die wie Roß und Mäuler ſind; und das Gebiß der abſtrakteren Wiſſenſchaften nie haben erdulden können, die wahre Urſache warum ſie es an andern nicht leiden wollen. Hier betrift es ein Hülfsmittel für die Arbeit des Geiſtes beym Schlüſſen, und zwar wo von Qualitäten geſchloſſen werden ſoll. Es betrift eine Methode, *) die Herr Profeſſor Ploucquet

*) Methodus Calculandi in Logicis inventa à God. Ploucquet Pr. Log. & Met. In Univ. Tubing. p. t. huius Rectore præmittitur Comment. de arte Characteriſtica. Francof. & Lipſ. 1763. in 8

Plouquet in Tubingen will erfunden haben, vermöge welcher man im Stand geſetzt werden ſoll, aus Begriffen, welche Qualitäten zum Gegenſtande haben, mit eben der Leichtigkeit und ſichern Unachtſamkeit Schlüſſe zu machen, mit der man rechnet, das heißt, mit der man Schlüſſe aus Begriffen zieht, welche die Quantitäten in Zahlen ausgedrückt, zum Objekt haben. Herr Prof. Plouquet nennt dieſe Methode einen Calculum in Logicis und auch ich will vor der Hand dieſe Benennung mit ihm brauchen, ob ich gleich etwas dagegen einzuwenden habe: Dieſe Einwendung aber, nebſt den übrigen, die mir beym Durchleſen dieſer Schrift eingefallen ſind, will ich Ihnen in einem der folgenden Briefe vorlegen. Dißmal will ich mich blos bemühen, Ihnen einen vollſtändigen Auszug einer Brochure, die vielleicht niemals unter Ihre Augen kommen wird; und doch erheblich genug iſt, mitzutheilen. Wenn ich Schriftſteller vor mir habe, die ſelbſt verdienen gehört zu werden: ſo verwandle ich

meine

meine Erzählung gerne ins Drama; ich laſſe die Perſonen reden und verſtecke den Dichter. Herr Ploucquets Schrift hat eigentlich drey Abſchnitte, ob ſie gleich nicht ausdrücklich angezeigt ſind. Der erſte enthält vorläufige Betrachtungen über die Natur des Calculs, über die Bemühungen der Gelehrten dieſen Calcul zu einer allgemeinen Sprache zu erheben und über die Möglichkeit dieſen Endzweck zu erreichen. Der andere Abſchnitt trägt nach meinem Urtheil die Theorie vor, welche Herr Ploucquet zu ſeinem Calcul voraus zu ſetzen nöthig gehabt: und der letzte zeigt die Beſchaffenheit und Anwendung des Ploucquetſchen Calculs. Ich fange meinen Auszug vom erſten Abſchnitte an.

Der Calcul (ich will einmal dieſes Wort im Deutſchen doch nur hier unter uns beybehalten,) iſt im allgemeinſten Verſtande genommen, eine Methode nach unveränderlichen Regeln das Unbekannte aus dem Bekannten zu beſtimmen. — Die Verſchiedenheit der Gegenſtände erfordert zu einem ſolchen Zwecke verſchiedene Methoden, und

daher

daher giebt es unendlich vielerley Calcul; Zahlen, geometriſche Gröſſen, Kräfte und Grade, blos logiſche Objekte, und ſolche, wo Kräfte mit Ausdehnung verbunden vorkommen, erfordern jedes ſeine eigene Art von Calcul. (Die Anmerkungen wodurch Herr S. dieſes beſtätiget, ſind an und für ſich richtig; aber ob ſie das beweiſen, was er damit beweiſen will, wird aus den folgenden Briefen erhellen.)

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

V. Den 2. Februar 1764.

Beſchluß des zweyhundert und acht und ſechszigſten Briefes.

Die Kräfte der Subſtanzen laſſen ſich nicht durch Gröſſen ausdrücken, deren Form mit der Form der Grade nicht einerley iſt. Niemals ſtärkt das Anhäufen mehrerer Grade den Grad ſelbſt, ſo wenig als lauliches Waſſer zu laulichen Waſſer gegoſſen einen gröſſern Grad der Wärme beym Waſſer hervorbringt. Ein Verſtand, der eine gewiſſe Wahrheit nicht einſieht, zu einem andern Verſtande geſezt, der eben dieſe Wahrheit nicht einſieht, bringt keinen Verſtand heraus, der nun die Einſicht von dieſer Wahrheit hat.

Das Verhältnis zwiſchen den verſchiedenen Graden des Verſtandes bey dem nämlichen Subjekte, läßt ſich alſo ebenfalls nicht durch Zahlen oder Linien ausdrücken. Ein Menſch, der jezt ſechs Schlüſſe überſehen könte, in der nämlichen Zeit, in der er ſonſt nur zweene überſehen hat; dieſer Menſch kan deswegen nicht ſagen, daß die Kraft ſeines Verſtandes nun dreymal gröſſer geworden ſey. Die Menge der Objekte iſt nun dreymal vermehret, aber nicht die Kraft ſelbſt. Eine dreymalige Kraft wäre eine und abermal eine, und noch einmal eine Kraft, das heißt, ſo etwas, das dreymal genommen, ſechs Syllogiſmen nicht einſähe. (Erinnern ſie mich, wenn ich es vergeſſen ſolte, dieſe Stelle zu berühren.)

Daher giebt es keinen Calculum univerſalem den man zum Vortrag der Methoden, wornach Sachen gegen Sachen gehalten werden, gebrauchen könte, und eine Characteriſtica univerſalis gehört zu den Träumen vortreflicher Köpfe. Wolte man nur die allgemeinſten Hauptſtücke einer jeden Diſciplin zu dieſem Calcul ziehen: ſo

hieſſe

hieſſe dieſes zwar einen Theil der Ontologie vortragen: aber wo iſt der verſprochene Nutzen dieſes Calculs?

Noch mehr: Erſt nach dem Verſtändniſſe der Sache ſelbſt gelangt man zu einem Calcul darüber. Was würde alſo nicht ein Calculus univerſalis voraus ſetzen? Für Menſchen iſt er gewiß nicht.

Man wird hieraus die Bemühungen einiger Gelehrten, die nach dieſem Stücke, wie nach dem Steine der Weiſen geſucht haben, beurtheilen können.

Herr P. giebt Nachricht von einigen Verſuchen in dieſem Fache; von Leibnitzens Embryonengedanken über eine allgemeine Sprache oder auch Specieuſe generale, und von Bilfingers Urtheile darüber, woraus ich Ihnen nur anmercke, daß Bilfinger den Calcul erklärt habe, als Methodum ſubſtituendi caracteres æquipollentes. Wolf hat nichts neues zu dieſer Materie hinzugeſetzet: denn Lehrſätze der Philoſophie, in mathematiſche Redensarten eingekleidet, vortragen,

ſezt den Leſer vielmehr zurück, als daß es ihn fördern ſolte. Wenn man z. E. die Gröſſe des Verſtandes aus der Menge der erkannten Objekte und aus dem Grade der Deutlichkeit dividirt durch die Zeit beſtimmte und dieſes ſo ausdrückte:

$$J : i = \frac{M D}{t} \cdot \frac{m d}{T}$$

was wäre man dadurch gefördert? (Hier will ich meine Anmerkung ſicher im Verfolge nicht weglaſſen.)

Man behaupte alſo immerhin uud zwar mit Grunde, daß bisher auſſerhalb der Mathematik gar nichts dem Calcul unterworfen geweſen ſey: man müſte denn die Benennung der Weiſen bey jeder Schluß-Gattung ſehr freygebig und gewiß mit Unrecht mit dem Namen eines Calculs belegen.

Herr P. fällt hierauf ſein Urtheil von den angeführten Bemühungen der Gelehrten, den Calcul auch auf andere Sachen auszudehnen, und Leibniz ſteht, wie Sie leicht denken können, wieder, vorne an. Dieſer hatte den Einfall gehabt,

auch

auch unſre arithmetiſche Zeichen bedürfen einer Verbeſſerung: er hatte gewünſcht, ſolche Zeichen zu haben, wodurch nothwendig erhellete, z. E. daß 5 † 3 gleich ſey 8. Unſer V. prüft dieſen Einfall ſehr ſcharfſinnig; und der Ausſchlag davon iſt, daß das allzueinfache bey den Zeichen zu viel Weitläuftigkeit im Verfahren ſelbſt veranlaſſe. (Mir iſt hier noch die Rechnung mit dem Wagebalken beygefallen. Es iſt klar, daß wenn auf der einen Seite die Gewichte 5 und 3 angehängt werden: die andre Seite zum Gleichgewichte die Summe von jenen beyden erfordre, und dieſe Summe eben durch die Erlangung des Gleichgewichtes erlernet werde. Aus den gegebenen Gewichten wird alſo die andre intuitiv erkannt. Solte es nicht möglich ſeyn, ſolche Zeichen bey der Eintheilung des Wagebalkens anzubringen, die nothwendig die gegenſeitigen Grösſen zum erforderten Gleichgewichte anzeigten?)

Herr P. meynt übrigens, daß wir alle Urſache haben, nebſt ihm mit unſern arithmetiſchen Zeichen zufrieden zu ſeyn. Doch will er von der-

gleichen Unterſuchungen niemand abſchröcken: denn wenn man immer ſo gedacht hätte, würden wir nicht einmal das, was wir jezt beſitzen, haben.

Zu dem, was der Verf. ſchon oben gegen den Calculus univerſalis geſagt hat, ſezt er noch folgendes: Nicht bey jedem Calcul kömmt es darauf an, Gleiches an die Statt des Gleichen zu ſetzen. So wenn man auf die Entwickelungen der Geiſter und auf die Geſetze, wornach ſie geſchehen, ſein Augenmerk richtete: ſo begreife ich nicht, wie dort Gleiches Gleichen könte untergeſchoben werden: ſo wenig, als bey den verſchiedenen Aeſten einer krummen Linie, die geometriſch, nicht algebraiſch ausgedrückt wird. (Herr V. bedenkt nicht, daß in der Mathematik wenigſtens, um hier noch nicht mehr gegen ihn zu ſagen, der Calcul eben darin beſtehe, daß man durch willkührliche Zeichen nach nothwendigen Regeln zuammen geſezt. eine Gröſſe ausdrücke; daß folglich ſolche Aeſte einer krummen Linie, wenn es Calcul ſeyn ſoll, algebraiſch müſſen ausgedrückt

werden,

werden, und daß alsdann der algebraiſche Ausdruck wenigſtens mit dem Zero könne gleich geſtellet werden.)

Endlich meynt er, giebt es auch keinen Calculus univerſalis aus dem Grunde, weil bey willkührlichen Zeichen, und die ſind ſie beym Calcul alle, eines aus dem andern nicht ſo flieſſet, wie ein Zuſtand der Sache aus dem andern.

Man könte einen Unterſchied machen zwiſchen realiter calculiren, und characteriſtice calculiren. So wenn jemand die Natur des Feuers und einer Materie, die darin zu verhandeln wäre, genau kennete: ſo würde er durch einen Calculus realis alles eben ſo dabey heraus bringen, wie man geometriſch eine vierte Linie zum Ebenverhältnis findet. (Hier finde ich die Quelle zu Herr P. Gedanken über den Calcul. Sie ſoll ſich nicht wieder vor mir verlieren.)

Hingegen abſtrahiret ein Calcul, wobey Zeichen gebraucht werden, von den Eigenſchaften der Dinge und den Wahrheiten in ihrem Gegenſtande betrachtet. So iſt nun, ſezt der V. endlich dazu,

ſo iſt der logiſche Calcul beſchaffen, den ich hier vortrage. Er bedient ſich keiner andern Zeichen, als deren für das Einerley und Verſchiedene; dabey aber iſt er ſo fruchtbar, daß er die Schlüſſe und deren Ankettungen auf die leichteſte Art erfindet und ihre Richtigkeit erweiſet; auch keine Fehler zuläßt, auſſer durch die Unachtſamkeit des Rechnenden, dieſe Fehler aber zugleich mit ihrer Quelle entdecket. Man braucht dazu weder die Schlußgattungen, noch die Weiſen jede dererſelben zu kennen: ſondern man erfindet und beweiſet gerade zu hin durch eine und eben dieſelbe Verrichtung.

So weit geht Herr P. Einleitung. Nun folgt der zweyte Theil ſeiner Schrift: die Theorie ſeines Calculs.

Er ſchickt einige Erklärungen voraus, die er für nothwendig zur Verſtändlichkeit ſeiner Theorie hält, und davon ich diejenigen hieher ſetzen will, die mir als die unentbehrlichſten zum Verſtändnis ſeiner Redensarten vorkommen. Mein Brief wird immer trockener, ich fühle es. Aber die

Logik hat überhaupt wenig Fleiſch und noch weniger Farben.

1) Wo iſt wol das Beſondre anzutreffen? da unſtreitig, wo von einem Theile oder von Theilen, nur nicht von allen, die Rede iſt. Wird die Beyfügung des übrigen weder verworfen noch angenommen: ſo nennt man es comprehenſiv; wird ſie gänzlich unterſagt: ſo nennt man es excluſiv.

2) Ein Subjekt und ein Prädikat als ganz einerley ſich vorſtellen, heißt etwas bejahen; ſo wie verneinen heißt, die Verſchiedenheit des Subjekts mit dem Prädikate faſſen.

3) Stückweiſe wird etwas von allem prædicirt, ſobald es auf den Theil und abermal den Theil und wieder den Theil und ſo durchhin gehet; im Ganzen zuſammen genommen aber, wenn man nicht auf jedes Stück insbeſondere Achtung giebt, ſondern nur das Ganze ſich vorſtellet. Daher, wenn das erſte Statt findet: iſt es alsdann ein allgemeiner Saz. Der beſondre Saz

hat dieſes, daß das prædiciren nicht auf alle Theile des Allen durchhin gehet.

4) Das Umkehren eines Sazes heißt die Verwechſelung des Subjekts mit dem Prädikat.

Auſſer dieſen Erklärungen kömmt es nun auf den folgenden Hauptſaz der ganzen Theorie an:

„Jeder bejahende Saz iſt nichts anders als „die Faſſung eines einzigen Begriffes, der erſt „durch zween dem Scheine nach verſchiedene „angedeutet worden.„

Ich werde dieſen Saz nebſt den Erläuterungen deſſelben in der Folge prüfen. Laſſen Sie mich jezt zum dritten Theil oder zur Beſchreibung des Calculs ſelbſt fort eilen. Lernen Sie erſt die nöthige Zeichen dazu kennen.

1) Die Allgemeinheit wird durch groſſe Buchſtaben: das Beſondre durch die kleinen angezeigt. Bey einzelnen Beyſpielen kan man den Anfangs-Buchſtaben jedes Wortes anſtatt des ganzen Wortes ſetzen.

2) Die Bejahung wird durch das unmittelbare Aneinanderſetzen zweyer Buchſtaben, deren der eine das Subjekt, der andere das Prädikat nennet,

net, angedeutet. Bey der Verneinung aber ſetzt man das Zeichen (▷) zwiſchen die Buchſtaben.

3) Mehrere Buchſtaben aneinander deuten an, daß immer der nachfolgende vom vorhergehenden bejahet werden könne.

4) Wenn zwiſchen einem ſolchen Haufen ſich berührender Buchſtaben, und einem andern dergleichen das Zeichen ▷ ſtehet: ſo heißt es, daß der erſte Buchſtabe der einen Seite, der ſeine bejahende Prädikate bey ſich hat, von dem erſten Buchſtaben der andern Seite, der auch ſeine Bejahungen neben ſich hat, verneinet werde. Z. E. a b c ▷ d e, hier wird eigentlich *d*, dem *e* zukommt, vom *a* verneinet, dem *b* nebſt ſeinem *c* zukömmt.

5) Das vollkommene Leſen dieſer Charaktere erfordert, daß man **einmal** wiſſe, bejahende Säze können umgekehrt werden, wie man nur will, woferne man nur Sorge trage, das diſtributive Zeichen, (einiges) im Falle eines Zweifels vorzuſetzen: **hernach**, daß durch eben dieſes

Verſetzen

Verſetzen mehrere Sätze erhalten werden, ſo wie mehre Ausſprüche geſchehen, wenn in dem angeführten Beyſpiel a b c ⊃ d e eins nach dem andern entwickelt wird, als a ⊃ d, a ⊃ e, b ⊃ d, b ⊃ e, c ⊃ d, c ⊃ e; endlich daß in den Exempeln a ⊃ b ⊃ c, nicht müſſe geſchloſſen werden, daß auch a ⊃ c. Nun folgt die Rechnung ſelbſt.

Die erſte Regel ſteht S. 48. (wenn ich dieſes ſage: ſo ſage ich es meiner Vermuthung und beſten Einſicht nach: denn ich verſichere Sie, daß ich aus der Schrift des V. die nicht gehörig abgetheilet iſt, gewaltig herausklauben muß.)

Dieſe erſte Regel, alſo wenn bey zweyerley bejahenden Sätzen irgend ein gemeinſchaftlicher Ausdruck Statt findet; ſo flieſſen ſie beyde in einander. Z. E.

a b † c a

Das Zeichen (†) braucht hier der V. um das abgeſonderte der beyden Sätze anzudeuten. Wegen des gemeinſchaftlichen *a* wird aus ihnen a b c.

Die

Die zwote Regel: wenn von einer Sache etwas verneinet wird, und von dieſem etwas wieder ein anders, das letztere enthält aber etwas mit dem erſtern gemeinſchaftliches: ſo flieſſen die beyden äuſſerſten in einander, und das mitlere wird davon verneinet. Z. E.

a b ⊃ c ⊃ d e b

Daraus wird a b d e ⊃ c

Die dritte Regel: wenn bey zween abgeſonderten bejahenden Sätzen, die nichts gemein haben, ein Ausdruck des einen Satzes von einem Ausdrucke des andern Satzes nach Belieben bejahet oder verneinet wird; ſo ſchmelzen dadurch die beiden Sätze in einander und man kan daraus Warheiten oder Irrtümer entdecken. Z. E.

a b † c d

Man nehme an a d: ſo entſteht a b c d nach allen Verſetzungen; und man wird bald finden, ob man habe annehmen dürfen a d.

Die vierte Regel: wenn bey abgeſonderten Sätzen ein Ausdruck bey dem einen vorkommt, der unter einem Ausdruck des andern begriffen iſt:

ſo

ſo ſchmelzen ſie zuſammen und kan nachher gleiches von ihnen bejahet oder verneinet werden. Z. E.

$$Ab \dagger C \succ D \dagger Ac$$

Nach einer vorhergehenden Regel wird aus dem erſten und lezten Satze. Abc, nun wird D dem C abgeſprochen, alſo auch dem c: folglich entſteht aus den vier Sätzen: Abc ≻ D.

Nach dieſer Methode zeigt nnn Herr P. auch die Schlußreden zu erfinden, wozu er folgende Grundregel vorausſchickt.

„Denjenigen Satz, darin das Mittelwort „der Schlußrede allgemein genommen wird, „ſetze man zuerſt, den andern zunächſt ſo, daß „das Mittelwort in die Mitte zu ſtehen komme, „hernach wird das Mittelwort ausgeſtrichen, „und der Schlußſatz zeigt ſich. Z. E.

$$\frac{\begin{matrix} Mp \\ S \succ M \end{matrix}}{S \succ Mp \text{ oder } S \succ p}$$

Bey dieſem Exempel macht Herr P. folgende Note. Sonſt fordert man, daß in der erſten Figur der Unterſatz bejahend ſeyn ſolle: aber man

ſieht

ſieht wol, daß er nichts deſto weniger, woferne anders rechtmäßig daraus geſchloſſen wird, und dem Subjekte und Prädikate jeden ſein Zeichen der Quantität vorgeſezt wird, verneinend ſeyn könne. Dieſe Methode kehrt ſich weder an Figuren noch Abänderungen dieſer Figuren; ſondern ſie ſezt ihre Vorderſätze nach Belieben hin, und lehrt daraus den nothwendigen Schlußſatz finden und erweiſen.

Die übrigen Beyſpiele (und der V. hat deren für funfzehn Nummern in allem, die Soritten nicht mitgerechnet, angebracht;) müſſen Sie mir erlauben wegzulaſſen.

Am Ende zieht Herr P. noch Folgerungen aus ſeiner Methode.

1. Alle bejahende Schlüſſe kommen endlich auf einen Begrif hinaus.

2. Alle verneinende auf zween von einander verſchiedene.

3. Aus gegebenen Vorderſätzen muß nothwendig ein Schlußſatz aber nur einer folgen.

4. Alle

4. Alle Schlüſſe ſind gleich natürlich, das Mittelwort mag ſtehen wie es will.

5. Der Calculverſtändige kan gleich in den Vorderſätzen den Schlußſatz einſehen.

6. Sonſt unwiſſende kan man nach dieſem Calcul richtig im Schlieſſen verfahren lehren.

Man braucht endlich um die Fehler zu vermeiden, nur die Regel zu merken: Subjekt und Prädikat müſſen im Schlußſatze die nämlichen in Abſicht auf die Quantität ſeyn, wie in den Vorderſätzen.

Hier haben Sie nun ſo kurz und ſo deutlich, als es mir möglich geweſen iſt, den trockenen Auszug aus einer ſehr trockenen Schrift über eine auſſerordentlich trockene Materie. Der nächſte Brief fängt mit meinen Anmerkungen darüber an. Wenn Sie ihrer aber entübriget ſeyn können: ſo winken Sie nur.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VI. Den 9. Februar 1764.

Zweyhundert und neun und ſechszigſter Brief.

Aus ihrem Stillſchweigen ſchlieſſe ich, daß ſie unter dem Schickſal, ſich mit der Logik unterhalten zu laſſen, gerne erliegen. So hören Sie meine Anmerkungen über Herrn Ploucquets Schrift!

Sollen wir Hr. P. Erklärung von *Calcul* gelten laſſen? Der Himmel beware uns für Wortſtreit! Ich will alſo vorerſt nur dieſes ſagen. Bisher hat man den *Calcul* allezeit auf gewiſſe Methoden, mit Größen, oder Quantitäten umzugehen, eingeſchränkt. Und ſo lange war er nichts anders, als die Methode, wilkührliche Zeichen der Größen, nach ihren möglichen Verbindungen, beſtändigen Regeln zufolge, zu Erfindung des Unbekanten, ab-

zuändern. Nun wäre blos die Frage; ob man Methoden, nach welchen bey Qualitäten eben ſo verfahren würde, ebenfalls den Namen *Calcul* beylegen wolte?

Meinetwegen mag dieſes immerhin geſchehen; und ſie mögen daraus erkennen, wie billig ich bin.

Bis zur Entſcheidung der Frage, iſt Hr. P. Begrif über den *Calcul* von dem meinigen in dieſen beyden Stücken verſchieden.

1) Sein Begrif deutet bey mir die Erfindungs-Kunſt an: von welcher ich den *Calcul* als eine ſehr untergeordnete Gattung anſehe.

2) Ich rechne zum Calcul, daß Quantitäten (blos, nicht Qualitäten) durch Zeichen ausgedrükt werden. Er aber nennt dieſes letztere Calculum characteriſticum, dem er den realem entgegen ſezt. Ich habe vor der Hand noch den eingeführten Sprachgebrauch für mich; Hr. P. mag ſehen, wie er dieſen zu ſeinem Vortheil beſticht.

Doch aber ſehe ich, daß man nicht ſo ganz ungeſtraft Begriffe ändert.

Herr

Herr P. Idee verleitet ihn anzunehmen, daß es einen eigenen Calcul für Zahlen, einen eigenen für geometrische Gröſſen u. ſ. w. gebe. Welche Verwirrung!

Jede Gröſſe, wenn ich mir ſie in gleichartige Theile zerlegt, vorſtelle; einen ſolchen Theil als den Stammbegrif annehme und Achtung gebe, wie ofte ich den nämlichen Begrif bey mir wiederholen muß, um die Vorſtellung der Gröſſe ſelbſt zu haben; jede ſolche Gröſſe heißt alsdann gezählt. Die Zeichen, womit ich die Wiederholung des Stammbegriffes andeute, nennt man Zahlen. Dieſe Zahlen aber ſind keinesweges eine eigene Gattung von Gröſſen, die ihre eigene Rechnungsmethode erforderte.

Herr P. mag ſich ja nicht darauf berufen, daß multipliciren in der Geometrie ganz was anders ſey als in der Arithmetic Darin hat er Recht, daß der gewöhnlich angenommene Begrif in dieſen Theile etwas abgeſchmacktes in jener ſagen würde. Aber wer heißt ihn auch den gewöhnlich arithme-

tiſchen Begrif des multiplicirens für den wahren Begrif anſehen?

Bey dem bisher bekanten Calcul kommen, ſo viel ich einſehe, nur die vier Aufgaben vor:

1) Zu gegebenen Gröſſen einen gleich bedeutenden Ausdruck zu finden.

2) Zu zwoen ungleichen Gröſſen das zu finden, was ſie gleich macht.

3) Zu drey gegebenen Gröſſen eine vierte im Ebenverhältnis zu finden.

4) Polynomiſche Gröſſen in zuſammengeſetzte Verhältniſſe zu wickeln oder aus denenſelben herauszuwickeln.

Dis ſind die bey den Gröſſen uns bisher anzubringen möglich gewordene Veränderungen um etwas zu erfinden. Dieſe Begriffe ſind allenthalben die nämliche, und die Methoden, durch Zeichen dabey zu verfahren, machen die Algeber aus, oder den Calcul.

Wenn man dieſe Begriffe in der Arithmetic abgeändert hat, weil ſie dort bey einzelnen Fällen einen ſolchen Zuſatz litten: ſo macht dieſes nichts beſonders

beſonders in den Methoden. Bringt man ſie aber mit dieſem Zuſatze an die Stelle des allgemeinen Begriffes: ſo verfährt man wie ein Rechenmeiſter, der an Statt das Einmaleins ſeinen Schülern in Kopf zu bringen, ſich aufs Beweiſen einläßt, davon er nichts verſteht. Aber die Darſtellung einer vierten Proportional-Linie iſt ja ganz verſchieden von dem Ausdrucke derſelben in einer Zahl? Was will Herr P. damit? So iſt es ja auch zweyerley, eine Summe Geldes ſchreiben und in den Münzſorten ſie auf den Tiſch legen.

Daß ſich aber die Kräfte der Subſtanzen bis jezt noch unter dieſen Calcul nicht haben bringen laſſen, rührt wol nicht daher, wie Hr. P. meynt, weil ſie ſich nicht durch Gröſſen ausdrücken laſſen, deren Form von der Form der Grade verſchieden iſt. Denn wie geſagt, die Zahlen haben keine eigene Form. Sie ſind die Zeichen zergliederter und in ihrer Zergliederung aufmerkſam gedachter Gröſſen; keinesweges aber ſelbſt Gröſſen. Es muß alſo bey den Kräften der Subſtanzen, (deren Würkung ſich nicht in ähnlichen Theilen

einer bey dem andern darleget, mit andern Worten, die kein extenſum uns darſtellen,) es muß alſo bey dieſen Kräften die Schwierigkeit des Rechnens auf der Schwierigkeit des Zergliederns beruhen; und zwar einzig und allein darauf.

Denn was die angeführten Hauptbegriffe der Veränderungen mit den Gröſſen betrift: ſo müſten ſie ſich wol auch zu dieſen Kräften der Subſtanzen recht gut ſchicken. Man könte ſehr wol die vier obengenannte Aufgaben anſetzen. Aber es iſt, vielleicht für den Menſchen unüberſteiglich ſchwer, den erſten Stammbegrif zum Zählen dabey feſtzuſetzen, und dann die Wiederholung dabey anzuſtellen, ſo daß er dabey gewiß wäre, er wiederhole noch den nämlichen Stammbegrif, und werde dadurch endlich die Gröſſe erſchöpfen.

Da nun bey Verhältniſſen ohne eine ſolche Wiederholung nichts anzufangen: der Schwierigkeiten in richtiger Beſtimmung derer an ſolchen Graden der Kräfte in Gegenrichtung befindlicher, das iſt, poſitiver und ergativer Gröſſen, nicht zu

erwähnen:

erwähnen: ſo hat bis jezt dieſer Calcul bey Subſtanzen nicht angebracht werden können.

Dieſer Calcul ſagte ich eben; ich meyne wo man endlich im Stande iſt, nachdem man die Beziehungen der Gröſſen durch allgemeine Zeichen angedeutet, alles in der vollſtändigſten Deutlichkeit des Zergliederns zu überſehen. Und in ſo ferne läßt ſich freylich das Verhältnis zwiſchen den verſchiedenen Graden des Verſtandes eines und eben deſſelben Subjektes nicht durch Zahlen ausdrücken. In Linien es zu thun, dürfte niemand leicht einfallen. Dis hindert aber keinesweges, dergleichen Verhältniſſe anzudeuten. Man veranlaßt wenigſtens dadurch den Begrif der Beziehung ſolcher Gröſſen gegen einander, und einer gewiſſen obgleich ſehr verwirrten Art ſie gegen einander zu halten; ja ſehr ofte wird man eine Art von Erleichterung zur Einſicht in ihre Natur dadurch erhalten.

Dergleichen Bemühungen ſind alſo auch nicht gänzlich zu verwerfen; wenn ſie nur mit Anwendung der wahren mathematiſchen Begriffe geſche-

hen. Aber freylich wie in dem Beyſpiele, das Herr P. giebt, pflegen dieſe meiſtens irrig angebracht zu werden. Denn betrachten Sie einmal dieſes Beyſpiel: ein Verſtand gegen den andern gehalten, ſolte ſich aus der Zeit, dem Grade der Deutlichkeit und der Menge der gefaſſeten Objekte beſtimmen laſſen.

Merken Sie, worauf es bey einer ſolchen Beſtimmung ankömmt. 1) Nicht auf die Deutlichkeit in der Zergliederung oder aufs Zählen: dieſes können wir vorjezt noch nicht ſchaffen, 2) ſondern auf ein ſichres blos angezeigtes Verhältnis. Dis muß ſich allemal finden; folglich auch allgemein anzeigen laſſen. Daher dann, woferne 3) die Zuſammenſetzung des Verhältniſſes vollſtändig iſt: eine ſehr klare Idee (obgleich keine deutliche) von der Gröſſe des Verſtandes entſteht. Man würde alſo nicht ohne Nutzen ſetzen:

$$J : i = \begin{cases} M : m \\ D : d \\ T : t \end{cases}$$

Oder

Oder wenn der Verſtand J die Gegenſtände M, mit der Deutlichkeit D, in einer Zeit t, i aber die Gegenſtände m, mit der Deutlichkeit d, in der Zeit T begreiffen kan, ſo iſt J : i = M D T : m d t. Wer heißt aber die Formel ſo anordnen?

$$J : i = \frac{M\,D}{t} : \frac{m\,d}{T},$$

wobey der einfältige Schulmeiſter Begrif des dividirens in ſeiner vollen Verwirrung angebracht iſt. Denn $\frac{M\,D}{t}$, oder die Menge der Objekte und der Grad der Deutlichkeit dividirt durch die Zeit heißt, $t : i = M\,D : \frac{M\,D}{t}$, oder wie ſich eine kleine Zeit zur Einheit oder auch zur Menge der Sachen verhält, ſo verhält ſich u. ſ. w. welches hier ſo viel iſt als nonſenſe.

Eine Sammlung von Begriffen auf dieſe Art mathematiſch ausgedrückt, wobey das zuſammengeſetzte Verhältnis recht vollſtändig und genau gefunden und angegeben wäre: würde ſo unnütze nicht ſeyn. Ich könte an einigen Beyſpielen zei-

gen, wie viel jemand, der ſie nach Art der unbeſtimmten Aufgaben durchliefe, dabey auf einmal überſehen könte. Allein, dis würde mich hier zu weit ableiten.

Laſſen Sie uns vielmehr von dem Calcul der Qualitäten ſchwatzen, denn dieſer iſt es eigentlich, welchen Leibniz hat erfinden wollen. Es kömmt dabey nicht auf Begriffe von Gröſſen an. Daher klagt auch Leibniz, daß, ſo ofte er von ſeinen Einfällen darüber zu reden angefangen, faſt niemand darauf geachtet habe. Man konte nemlich nicht begreifen, wie bey bloſſen Qualitäten mit Beyſeitſetzung aller Gröſſe von einem Calcul die Rede ſeyn könne. Unterdeſſen war die Idee nicht falſch. Das Wort nur hätte Leibniz im Anfange vielleicht weglaſſen ſollen.

Nach vorhergängiger feſter Zeichnung der Hauptbegriffe, deren eben ſo ſehr viele nicht ſeyn dürfen, weil mit einiger Abänderung wenn alles gut eingerichtet wäre, ſich andre bald daraus herſtellen lieſſen, (ſo wie wir die 9 Schreib-Karaktere der Zahlen nur durch die Abänderung des Ortes

mehr-

mehrdeutig machen) dieſe Zeichnung vorausgeſchickt, dürften die Hauptaufgaben alsdenn folgende ſeyn.

1) Die Erklärung eines Subjekts gegeben, ſeine nothwendige Eigenſchaften daraus zu finden.

2) Die Stellung eines Subjekts, ſeine Erklärung und einige Modus deſſelben gegeben, andre Modus zu finden.

3) Den Fortgang der Folgeeigenſchaften zu beſtimmen.

4) Mit polynomiſchen Subjekten, das heißt ſolchen, die verſchiedene Beziehungen zugleich haben, z. E. jemand als Unterthan Gottes und als Herr über Unterthanen zugleich betrachtet, nach den obigen zu verfahren: wohin auch Verbindungen zweener oder dreyer verſchiedener Subjekte gehörten. Der Rückſchluß von Würkungen auf Urſachen würde methodus inverſa dieſer Art von Calcul ſeyn.

Zu dieſem Calcul (weil es einmal Calcul heiſſen ſoll) könte die bisher in der Logik zu den Syllogiſmen übliche Karakteriſtik allerdings etwas beytragen.

beytragen. Freylich verdient ſie an und für ſich den Namen eines ſolchen Calculs keinesweges: Ich wüßte aber auch nicht, wer ſie jemals dafür ausgegeben. Hingegen wäre ſie ein vorläufiges recht gutes Hülfsmittel die Eigenſchaften beyder Arten (nemlich nothwendige und zufällige) durch die den allgemeinen und beſondern Sätzen zuſtändige Zeichen gegen einander zu halten und den Fortgang, deſſen in der 3ten Aufgabe gedacht worden, zu beſtimmen. Es erhellet deucht mir zugleich hieraus, was Leibniz geſagt hat, daß blos die Erfindung dieſer allgemeinen Karakteriſtik unendliche Schwierigkeiten habe, daß aber die Erlernung derſelben ſehr leicht fallen würde.

Ich ſage zum Beſchluß nur noch etwas über die Eintheilung, die Herr P. vom Calcul giebt. Calculus realis und Calculus characteriſticus! Und der erſte ſolte ſo etwas ſeyn als wie die Darſtellung einer vierten Proportional-Linie in der Geometrie! Es iſt unbegreiflich, wie Herr P. dieſes kan Rechnen nennen. Wenn dieſe vierte Linie in Zahlen ausgedrückt wird, denn iſt ſie ja

erſt

erſt berechnet. Ich drücke die Geſchwindigkeit eines Boten von einem Orte zum andern durch Zahlen aus, und den folgenden Tag geht der Bote dahin und triſt mit meiner Rechnung zu, werde ich wol ſagen, daß der Bote realiter gerechnet habe?

Mir iſt es klar, daß Herr P. den Qualitäten-Calcul mit dem Quantitäten-Calcul verwechſelt habe. Er führt hier noch das Beyſpiel an von der Natur des Feuers und der Natur einer darin zu behandelnden Materie. Alles, was durch eine vollſtändige Kentnis davon würde erfunden und würklich dargeſtellet werden, heißt bey ihm reeller Calcul. Unrichtig. Freylich würde dieſes ein Exempel des Qualitäten Calculs werden: aber es würde durch Zeichen alles vorgenommen werden: und die Würklichmachung könte nachher anſtellen, wer wolte.

Wenn ich glücklich genug geweſen bin, mich Ihnen bisher verſtändlich zu machen: ſo werden Sie nun wol ſelbſt im Stande ſeyn, das Urtheil zu fällen, daß dasjenige, was Herr P. ſeinen

Calculum

Calculum in Logicis nennet, gar nicht der Qualitäten-Calcul, ſondern etwas ähnliches mit der Syllogiſmen Karakteriſtik ſey. Es könte wie dieſe ebenfalls zu jenem ſeinen Gebrauch äuſſern. Mein folgender Brief ſoll dis mit Ihnen näher unterſuchen.

B.

Zweyhundert und siebenzigster Brief.

Sie erinnern sich wol noch der Grundlage zu der ganzen Theorie dieses Calculs. „Ein beja„hender Saz ist nur ein Begrif, aber zweymal „und dem Anschein nach verschieden ausgedrückt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß mir gleich beym ersten Anblicke dieses Ausspruches dunkel im Gedächtnisse geschwebt hat, etwas ähnliches beym d'Alembert gelesen zu haben, der wo ich nicht irre, von den Gleichungen sagt, daß z E. 2 + 2 = 4 nichts mehr als ein einziger Begrif sey, der aber unter zweyerley Ausdrücken angedeutet worden. D'Alembert hat einiges Recht, obgleich noch immer ein sehr wichtiger Unterschied ist zwischen folgendeu beyden Sätzen: 4 = vier; 2 + 2 = 4. Der erste würde in eigentlichen Verstande denselben Begrif unter zweyerley Ausdrückungen darstellen, der letzte aber deutet zugleich eine besondere Entstehungsart

der

der (4) an, welche Zahl einen weiteren Begrif enthält, als 2 + 2. Denn 4 ſagt auch dem 2 + 2, dem 3 + 1, dem 1 + 1 + 1 + 1, dem 0 + 4, dem 1 + 4 u. ſ. w. zu.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VII. Den 16. Februar 1764.

Beſchluß des zweyhundert und ſiebenzigſten Briefes.

Wenn aber Herr P. ſich vollends verleiten läßt, dieſen d'Alembertſchen Einfall auf alle mögliche bejahende Sätze auszudehnen; ſo giebt er zu erkennen, daß er die Gränzen der beiden Calcule nicht ſorgfältig genug unterſchieden hat. Denn was kan ihm alles künſtliche Drehen und Wenden bey ſeinem gewählten Exempel helfen? Er bleibt immer in den Schlingen hängen. Urtheilen Sie ſelbſt: Er nimmt den Satz: Der Zirkel iſt eine krumme Linie; und will zeigen, daß Zirkel und krumme Linie recht verſtanden nur einen Begrif geben. Erſt erklärt er den Zirkel durch eine in ſich zurücklaufende krumme Linie mit gleichem Abſtande aller äuſſern

Punkte vom Mittlern. Man ſieht alſo, ſezt er hinzu, daß Subjekt und Prädikat auf eines hinaus kommen. Man ſiehet alſo, möchte ich hinzuſetzen, daß Herr P. in der Erklärung des Zirkels die Worte krumme Linie ganz ohne Noth einſchiebt, um ſeinen Satz identiſch zu machen, denn zur Definition ſind ſie ganz überflüßig.

Daß das Subjekt eines bejahenden Satzes den Begrif des Prädikats enthalte, wird endlich niemand leugnen, aber machen ſie deswegen nur einen einzigen Begrif aus? Dieſes kan ohne gewaltſame Verdrehung der Worte auf keinerley Weiſe behauptet werden. Geſetzt ich löſete die Glieder des z. B. angeführten Satzes in andere Grunderklärungen auf, als die mir Herr P. an die Hand giebt. Ich definirte z. B. den Zirkel durch ſeine Entſtehung, indem ſich nämlich eine Linie um einen feſten Punkt ſo lange bewegt, bis ſie ihre erſte Stelle einnimmt; eine krumme Linie aber ſetzte ich mit einem von den Alten, ſey eine Linie, in welcher kein Theil alle übrigen beſchattet. Wenn ich nun ſpreche, der Zirkel iſt eine krum-

me Linie, d. i die auf angeführte Weiſe beſchriebene Linie enthält lauter ſolche Theile, deren keiner alle übrigen beſchattet, heißt dieſes etwas identiſches geſagt? oder iſt es in dieſem Fall nicht offenbar, daß der Begrif des Prädikats zwar in dem Subjekte anzutreffen, aber nicht mit ihm einerley ſey?

Der Anblick einer Zirkel-Linie ſetzt Herr P. ferner hinzu, würde den Begrif der krummen Linie bey uns hervorbringen, und dadurch will er ebenfals beweiſen, daß Zirkel und krumme Linie auf einerley Begrif hinaus laufen. Aber mit ſeiner Erlaubnis, jemand der blos eine Zirkel-Linie betrachtete, würde weiter nichts denken als eine Zirkel-Linie iſt eine Zirkel-Linie. Dis iſt eben der Vortheil der abſtrakten Erkentnis, daß ſie uns weiter führt, und uns in dem gegenwärtigen Falle den Zirkel in eine Art von Verbindung mit andern Linien bringen lehrt, auf welche Verbindung wir ſonſt nicht würden gefallen ſeyn.

Noch zu einem Beweiſe führt Herr P. an, daß z. E. aus dem Satze: die Erde iſt fruchtbar, der

Begrif entſtehe, die fruchtbare Erde. Dis ſoll nun beweiſen, daß Erde und fruchtbar gleichſam nur einerley ſagen! Doch was halte ich mich damit auf? Herr P. hat Luſt mit uns zu ſpielen.

Sie ſolten wol denken, daß eine Theorie, die auf einen ſo falſchen Satz gebauet iſt, mit demſelben nothwendig ſinken müſſe. Nicht ſo nothwendig. Die Beyſetzung der Zeichen der Quantität zu jedem Satze und zu jedem Gliede des Satzes hindert den Einbruch der groben Fehler, die ſonſt unumgänglich entſtehen müßten. Dis iſt das palliativ, wodurch Herr P. das Gebrechen ſeiner Theorie verſtecket. Merken Sie aber, daß auch zur Vergeltung aus ſolchen gegen die Regeln und doch unſträflich umgekehrten Sätzen niemand nichts lernet. z. E.

Alle Chriſten ſind menſchen, (ich ſchreibe bedächtlich das letzte Wort mit dem kleinen Anfangs-Buchſtaben.) Unſträflich kan dieſes ſo umgekehrt werden: Einige Menſchen ſind alle Chriſten. Und nach der lateiniſchen Signatur omnes Chriſtiani ſunt homines.

C h oder h C

Und vollends iſt vornemlich anzumerken, daß ich im voraus wiſſen muß, ob ich hier homines mit einem H oder h zu ſchreiben habe. Denn es wäre ein verzweifelter Streich, wenn ich es mit einem groſſen H geſchrieben hätte. So dürfte ich, nach einem theologiſchen Satze, wenn ich anders nicht irre, ſehr wol ſchreiben: O Redempti ſunt Homines.

R H

Und folglich auch H R, omnes Homines ſunt Redempti, aber wie viel muß einer hier nicht im voraus wiſſen, ehe er ſeine Buchſtaben klein oder groß anſetzen kan.

M p
S > M

S > M p oder S > p auch p > S

Im einzelnen Falle: Omnis Chriſtianus homo, Judæus non eſt Chriſtianus, ergo Judæus non eſt Chriſtianus homo, oder Judæus non eſt quidam homo qualis Chriſtianus.

Auf Deutſch: Ein Jude iſt kein Chriſt; daher iſt ein Judenmenſch kein Chriſtenmenſch, oder kein Menſch wie ein Chriſt. Die herrlichen Sätze! Es lebe die Regel daß in der erſten Figur der Unterſaz bejahend ſeyn müſſe!

Ich glaube, daß ich nur noch eine Beurtheilung über die Zeichen dieſes Calculs hinzuzufügen habe, und dann mit Ehre ſchlieſſen könne. Ich mag das nicht anführen, daß bey den bejahenden Sätzen das Nebeneinanderſetzen der Buchſtaben einen Mathematiker immer auf die Gedanken bringen könne, er habe Produkte vor ſich. Herr P würde ſagen, wer heißt ihn in der Logik an Algeber denken. Aber das Zeichen (>) das auch auſſer der Algeber ſeine beſtimmte Bedeutung hat, dis Zeichen zum Zeichen der Verneinung brauchen, iſt wol etwas unſchicklich. Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, wie zärtlich man mit ſolchen einfachen Karakteren umgehen müſſe. Es würde ſo leicht geweſen ſeyn, ein anderes Zeichen zu finden!

Aller dieſer Einwendungen ohnerachtet geſtehe ich Ihnen doch, daß mir Herr P. Methode nicht ganz misfällt. Sie ſcheint mir ſehr vieles zuſammen zu ziehen, und zum künſtlichen Verfahren der Logik bequem zu ſeyn. Der groſſe Fehler, der unſtreitig in der Theorie liegt, hat weiter keinen ſchädlichen Erfolg, auſſer dieſen, daß man ofte im Schlußſatze ein Nichts findet: aber dis iſt unerheblich gegen die Unbequemlichkeit ſo vielerley Figuren und Moden nicht lernen zu dürfen. Das Leſen ſolcher ins Kürze gezogenen Sätze, und die Entwickelung anderer darin verſteckter Sätze dürfte hingegen ſo viel ich aus den Beyſpielen abnehmen kan, auch ſo viel neues nicht lehren; es iſt auch nicht wol möglich, wie Sie leicht aus der Natur der Ploucquetiſchen Converſion begreifen werden. Ueberhaupt ſind dergleichen Erfindungsmethoden nicht der Erfindungsweg des Genies. Jenes ſind Künſtler die einen menſchlichen Körper in Wachs ausbilden: Dis iſt der glückliche Liebhaber, der unter dem

Einflusse der alma parens ein holdseliges lebendiges Geschöpfe zeuget.

Herr P kan sich im übrigen gar wol den Ruhm zueignen, der erste zu seyn, der (wenigstens soviel ich weiß,) diese Methode; wenn es auch kein Calcul ist, in der Logik einführt.

B.

Zweyhundert und ein und ſiebenzigſter Brief.

Die Materie von der gelehrten Sprache verfolgt Sie und mich. Kaum iſt Herr Ploucquet aus dem Wege geſchaffet: ſo ſtößt mir Hr. Prof. Meier in Halle mit ſeiner Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache auf. *) Ich leugne es nicht; ich war es zufrieden, eine ſo gute Gelegenheit zu finden, meinen Gedanken über dieſe Sache nicht nur überhaupt weiter nachzuhängen, ſondern ihnen auch eine neue Wendung zu geben: denn ich wußte im voraus, daß mich der letztere Verfaſſer einen ganz andern Weg führen würde, als mich der erſtere geführt hatte. Zwar wußte ich ebenfals, daß Herr M. einige Grundfaden beſtändig im vorgus vorräthig hat, die ihm zu allen ſeinen Schriften dienen, und in die er nachher nur die veränderten Figuren, ſo ferne ſie ſich zu jedem neuen Titul ſchicken, gleichſam hineinwürket. Ich wußte ferner, daß dieſer Schriftſteller, ſo viel Ver-

*) Halle, bey Hemmerde 1763.

dienſte er ſich ſonſt durch die Aeuſſerung richtiger Einſichten in manchen Stücken erworben hat, daß er ſich um noch mehrere Verdienſte, beſonders um das Verdienſt eines recht guten deutſchen philoſophiſchen Schriftſtellers durch eine Gewohnheit gebracht habe, in die ihn ſeine Commentarien über des ſeel Baumgartens Aeſthetik, Metaphyſik und Moral geſtürzet haben. Dieſe Gewohnheit beſteht darin, zu jedem Hen nur einen Gedanken, das iſt, am häufigſten das Glied einer Abtheilung zu nehmen, und das übrige dieſes Hens mit einer erläuternden Umſchreibung anzufüllen, die bey dem Profeſſorvortrage, ſo viel ich Laye davon verſtehe, recht gut ſeyn mag, die aber den armen Leſer, der nicht auf einer Univerſität lebt, zu ſeinem groſſen Verdruſſe unendlich lange an einerley Stelle ſitzen läſſet. Herr M. hat durch dieſe Methode die Kunſt, bey allen Anſtalten zur möglichſten Klarheit doch immer weiter zu rücken, und das Licht um den Leſer, den man mit ſich fortreißt, und auch hinter ihm zu verbreiten, gänzlich verlohren. Allein, ich hatte doch

Grund

Grund zu hoffen, daß er ſich in einige Stücke, die man meiner Einſicht nach bey der gelehrten Sprache nothwendig denken muß, tiefer einlaſſen werde. Mein Grund muß ſeicht geweſen ſeyn; denn Herr M. ſagt nichts von dieſen Stücken, und ſcheint überhaupt bey dieſer Materie etwas ganz anders zu denken, als ich bisher gethan habe. Ich könte noch hinzuſetzen, daß er ſich gewaltig viel Nachläßigkeit in ſeinem Style erlaube, und nicht einmal die oft beynahe unmittelbare Wiederholung einerley Redensarten, die gar nicht ſcientifiſch ſind, und alſo aus dieſem Grunde könten gerechtfertiget werden, erlaube: Allein ich will lieber dieſe Kritik für mich behalten.

Dieſe Entdeckung hat mich ſchüchtern gemacht. Ich fange an zu fürchten, daß mein Geiſt eine gewiſſe Unbiegſamkeit annehme, die uns hindert, in die Gedancken andrer uns gleichſam hinein zu denken, und folglich ſehr oft die unſrige dadurch zu verbeſſern. Man bemerkt dieſes nicht an ſich ſelbſt, wenn man einen andern über eine Materie ließt, über die man ſelbſt noch nicht gedacht hat.

Iſt aber dieſes leztere geſchehen: ſo fängt die Steifigkeit an ſich zu zeigen, die vermuthlich aus eben dieſer Urſache, auch auſſer andern, bey alten Leuten häufiger angetroffen wird, als bey jungen. Es gehört entweder eine beſondre Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung des Geiſtes dazu, um weich und beugſam genug zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher ließt, um ſie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: ſo hat er gewiß eben ſo viel Lob verdienet, als der heil. Aldhelmus, der ſich nacket und blos zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne ſiegreich widerſtand.

Auf der andern Seite iſt zu beſorgen, daß jemand, der allzu nachgebend und demüthig gegen andrer Gedanken wäre, der Wahrheit Rechten ſchaden würde, der ſchimpflichen Knechtſchaft im Denken nicht einmal zu erwähnen.

Das beſte Mittel zwiſchen dieſen beyden Auswegen mir durchzuhelfen, wird wol dieſes ſeyn, daß Sie, mein Freund, genau auf mich Achtung geben, und mich ſo gleich erinnern, wo ich Eigen-

dünkel

dünkel an die Stelle des Selbſtdenkens ſetze.

Herr Prof. Meiers ganze Betrachtung läuft, der Rechenſchaft zufolge, die ich mir von meinem Leſen abgeſtattet habe, darauf hinaus, daß ein Gelehrter, von der Sprache ſo viel in ſeiner Gewalt haben müſſe, um ſich kunſtmäßig, ordentlich und ſo ſchön als möglich auszudrücken, (welches denn bey ihm die gelehrte Sprache ausmacht,) daß er ſich alſo von den Conſtructionen und Redensarten des Pöbels entfernen, z. E. nicht krein anſtatt kriegen ſchreiben müſſe, ja daß er ſich der deutſchen Sprache aus patriotiſchem Eifer zu ſeinen Schriften bedienen dürfe, und in vielen Stücken, wenn alles andre gleich iſt, ein recht gelehrter Mann bleiben und heiſſen könne, wenn er gleich weder das Lateiniſche noch das Griechiſche verſtehe.

Zu dieſen wichtigen Entdeckungen führt uns Hr. M. durch die unnütze Eintheilung der Sprache in eine gemeine, äſthetiſche und gelehrte; durch einen dreyfachen ſehr überflüßigen Beweis,

daß ein Gelehrter eine ſolche gelehrte Sprache in ſeiner Gewalt haben müſſe, durch die wenig unterrichtende Beſchreibung der vier Haupttugenden dieſer gelehrten Sprache ihrer Weitläuftigkeit, Würde, Richtigkeit und Schönheit, und endlich durch einige ſchielende Anmerkungen über die Nutzbarkeit der lateiniſchen und griechiſchen Gelehrſamkeit.

Das ſchlimmſte iſt, daß Herr M. zulezt die gelehrte Sprache mit der Schreibart eines guten Schriftſtellers, ſo wie die gemeine Sprache mit der kauderwälſchen Sprache des Pöbels verwechſelt, und dieſes alles ſeinen eigenen Erklärungen zuwider, ſo daß in der That und von Rechtswegen ſeine Schrift den Titel führen ſolte. „Ge. „Fr. Meiers Beweis, daß ein Gelehrter eine „Sprache müſſe ſchreiben können, es ſey nun „griechiſch, lateiniſch oder deutſch.„

Denn was für ein Licht ſteckt uns wol die Eintheilung an, die er von der Sprache macht in eine gemeine, äſthetiſche und gelehrte; Heißt dis nicht in einem andern, als dem Katheder-ſtyle,

ſo

ſo viel: zu den Vorfallenheiten des gemeinen Lebens, zu der Schreibart über Dinge, wobey abſtrakte Unterſuchungen wegfallen, und zu dem Vortrag tiefſinniger und deutlicher Begriffe, gehören eigene Worte und Redensarten. Faſt niemals aber ſind dieſe drey Stücke ſo ſehr eins von dem andern abgeſondert, daß ſie nicht vermiſcht vorkommen ſolten; denn auch im täglichen Gebrauch kommen die Worte, möglich, nothwendig u. ſ w. vor; und Metaphern und Figuren bilden ſich häufig auch auf den gemeinſten Lippen; und jede Materie fordert faſt ihren eignen Kreis von Ideen. Die Eintheilung iſt alſo unnütze; ſie iſt ſogar nach Herr M. eigenen Begriffen unſicher. Zu welcher Sprache wolte er wol die Comödien des Terenz rechnen? oder ſind beym Moliere die Auftritte, die er in der guten franzöſiſchen Mundart geſchrieben, zur äſthetiſchen Sprache, diejenigen aber, die er im Burgundiſchen oder Champagniſchen Dialekt geſchrieben, zur gemeinen Sprache zu zählen? Das wahre dieſer Eintheilung kömmt

darauf

darauf hinaus: wir wolten ganz gemeine und bekannte Sachen unter etwas fremdere Namen verſtecken.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VIII. Den 23. Februar 1764.

Beſchluß des zweyhundert und ein und ſiebenzigſten Briefes.

Bey dem Beweiſe über die Nothwendigkeit ſich einer ſolchen gelehrten Sprache zu befleißen, glaubt Hr. M. das gröſte Verdienſt ſeiner Schrift angebracht zu haben: denn er iſt auf einige Betrachtungen gerathen, (S. 22.) „die ſeines Wiſſens noch niemals in ein gehöri„ges Licht geſtellet worden, und wodurch man „auf eine neue Art zeigen kan" u. ſ. w. kurz er hat gefunden daß hundert Gedanken am Ausdrucke ſelber haften und gleichſam kleben. Dis iſt die neue Betrachtung, bey der er ſich ſehr lange verweilet, und ſie recht, als ob ſie in der That neu wäre, gleichſam auf der Zunge liegen läßt. Der Himmel

gebe, daß ſie es ſeyn möge; ſo würde ich doch auch einmal etwas erfunden haben, denn ich habe ſie längſtens als etwas ſehr bekanntes im Kopfe, und wie ich glaube auch in der Feder gehabt, und es ſchwebt mir, wie mich dünket, im Sinne, daß ſie in ſehr vielen Büchern ſtehe. Ein Unglück für Hr. M. iſt, daß durch dieſe neue Betrachtung ſein ſchönes herrlich außgepuztes Gleichnis (§. 3.) von dem Verhältniße der Kleidung zum Körper, welches das Verhältniß des Ausdruckes zum Gedanken vorſpiegeln ſoll, ſchrecklich Noth leidet. Denn bey den Gedanken, die ſich ohne Worte nicht denken laſſen, verhält ſich der Ausdruck zum Gedanken zum allerwenigſten wie die Haut zum Körper.

Weit vortheilhafter für die Gelehrſamkeit würde es geweſen ſeyn, wenn Hr. M. nachdem er auf dieſe richtige Anmerkung gekommen iſt, ſich von ihr weiter zu der Unterſuchung hätte leiten laſſen, wie das äſthetiſche Gewäſche, wo immer Gedanke vom Ausdrucke abgeſondert, behandelt wird, dieſer Anmerkung gemäs müſſe erklärt werden.

Denn

Denn es iſt in der That ſehr ſchwer jemand in ſolchem Falle, folglich in tauſend Fällen die Regeln zum Denken zu geben. Es komt auf die Ausdrücke an, die ihm bekannt ſind, und man könte ſagen, der Gedankenreichtum eines Menſchen ſey alsdann, wie beym Lawiſchen Syſtem in lauter Aktien der Worte zu ſuchen. Er hat keine Idee als nach dem Werthe dieſer Worte. Ich weis nicht, ob ich ihnen die Schwierigkeit, die ich in dieſer Sache finde, begreiflich mache: denn ich geſtehe es aufrichtig, ich fühle ſie; es wird mir aber ſchwer, ſie nur einigermaſſen deutlich zu denken.

Hr. M. hatte ſich erſt vor einem Einwurfe gefürchtet, den man ihm durch das Beyſpiel einiger taub und ſtummgebohrnen machen könte, weil dieſe nämlich doch Verſtand äuſſerten, ohne Worte zu kennen; Er löſet ſich aber denſelben durch die Betrachtung, daß dieſe Leute alsdann wenigſtens anderer Zeichen ſich bedienen müſten. Vor der Hand aber, da man von ihnen noch keine Proben der Gelehrſamkeit aufzuweiſen hätte,

machten ſie noch keine Ausnahme der Regel Ich ſehe gar nicht ein, wie man das Beyſpiel der Stummen und Taubgebohrnen als einen Einwurf betrachten könne. Sie können allerdings durch den Gebrauch andrer Zeichen auſſer den Worten zu abſtrakten Begriffen gelangen. Eine der angeſehenſten Frauen in Genf, die ihr Leben auf 104 Jahre gebracht, der der nachbarliche Voltaire an ihrem 101ſten Geburtstag den Strauß mit folgenden Verſen zugeſendet:

Nos grand peres Vous virent belle.
Par Votre esprit Vous plaiſez á cent ans,
Vous meriteriez d'épouſer Fontenelle
Et d'être ſa veuve long tems.

Dieſe Frau, um das zu ſagen was hieher gehört, die ſo unglücklich war, taub und ſtummgebohrne Kinder zu haben, war zu dem löblichen Unternehmen ſie nichts deſtoweniger zu unterrichten (und es iſt ihr gelungen) durch die Betrachtung angefriſchet worden, daß zwiſchen einer Idee und einem artikulirten Laute keine ſtärkere Verbindung

dung ſey als zwiſchen dieſer Idee und irgend einem andern Zeichen.

Aber nicht wahr? Sie fangen an ungedultig zu werden; wie ſieht denn endlich dieſe gelehrte Sprache des Hrn. M. aus? Was weis ichs! ſie mus weitläufig, anſtändig, richtig und vollends ſchön ſeyn, ſo gar dem Laute der Worte nach. Zu der Richtigkeit gehört, daß man ſichre und feſte Begriffe allenthalben mit den Worten verbinde; das heißt, eigentlich, daß man die Leute verhindre über metaphyſiſche Gegenſtände nicht mehr verſchieden zu denken; daß man alle Gelehrte dahin bringe z. E. bey dem freyen Willen nur eine und eben dieſelbe Vorſtellung zu haben. Vermuthlich aber meynt Hr. M. nur, daß diejenigen, welche nach dem nähmlichen Auszuge eine Wiſſenſchaft erlernt haben, bey den Erklärungen der Kunſtwörter beharren ſollen. Wenn er aber die Sprache der Mathematiker zum Muſter für die Sprache der Metaphyſiker anpreiſet; wie viel — doch nein, dis würde mich zu weit führen.

Das zärtliche Gefühl in Abſicht des Klanges der

dürfte manchem bey der gelehrten Sprache zuweit getrieben ſcheinen und iſt allenfals ein neuer Beweis, daß dem V. ſein Gegenſtand, den er anfangs zu halten dachte, aus den Händen geſchlüpft iſt, und er an deſſen Statt eigentlich blos von der Schreibart rede, die in Schriften über nicht ganz gemeine Materien herſchen ſoll. Dis iſt das Schickſal vieler Schriftſteller. Man wählet ſich eine Materie, die allerdings der Unterſuchung werth iſt; aber das unbeholfene Ding will ſich nicht recht handhaben laſſen. Wilt du nicht, ſo will ich auch nicht, denkt der Schriftſteller, und greift nach der wohlfeilern Liebe. — Laſſen ſie ſich die Weile nicht verdrieſſen um das Urtheil des Herrn M. über die franzöſiſche Sprache zu leſen, weil es würklich neu iſt. Den Franzoſen ſagt er, kommt vielleicht unſere Sprache nur deswegen ſo rauh vor, weil ihre Ohren an etwas unendlich weichers, gewöhnt ſind. Sie wiſſen, was Rouſſeau in ſeinem Briefe über die franzöſiſche Muſik von dieſer Sprache ſagt. So viel iſt immer richtig, daß die Antibouffoniſten in Paris während der

gröſſe-

gröſſeſten Hize des Streits niemals einen ſo günſtigen Außſpruch für ihre Sprache gethan haben.

Ich würde nichts von den Urtheilen über die Nothwendigkeit des Griechiſchen und Lateiniſchen ſagen, wenn ich nicht einen nachtheiligen Einfinß derſelben auf den Eifer beſürchtete, der almählich für dieſe Sprachen in Deutſchland wieder erwachet. Es iſt niemals, wenigſtens nicht in unſeren Zeiten darüber geſtritten worden, ob ein Menſch der nur Griechiſch und Latein, ſamt dem damit unzertrennlich verbundenem, auſſerdem aber gar nichts verſtünde, ob ein ſolcher Menſch ein wahrer Gelehrter heiſſen könne? Die Frage iſt allemal und einmüthig verneinet worden. Auch hat man nicht geſtritten, ob ſchlecht lateiniſch ſchreiben und reden beſſer ſey, als gut in ſeiner Mutterſprache reden und ſchreiben? Niemand iſt es beygefallen, um Hrn. Meiers Beyſpiel anzuführen, zu ſagen man denke gelehrter, wenn man im Sinne habe, hic Mundus eſt optimus, als wenn man im Sinne habe: dieſe Welt iſt die beſte. Eben ſo wie niemand den Calvinus für gelehrter

gehalten hat als den Chauvin, oder den Oecolampadius für gelehrter als den Haußschein. Aber solten dem Hrn. M. noch niemals lateinische oder griechische Redensarten aufgestossen seyn, die eine Wahrheit netter und vollständiger außdrücken, als wir sie jezt noch deutsch zu sagen im Stande sind.

Man hat ferner nie behauptet, daß Lateinische Vorlesungen die jungen Leute gelehrter machen würden, als Deutsche es zu thun vermögen; sondern, weil man angemerkt, daß die meisten nur ums Brodt studiren, folglich die Furcht von einer Bedienung wegen Unwissenheit in diesem oder jenem Stücke außgeschlossen zu werden, stärker auf sie würke als die Lust zu den Kentnissen; sondern deßwegen hat man geglaubt, daß lateinische Vorlesungen die jungen Leute desto unwiderstehlicher zur Bekanntschaft mit den Lateinischen Autoren und unter des Himmels Hülfe weiter zu den griechischen treiben würden.

Die eizentlichen Fragen ſind alſo dieſe: ob jemand zu einer gründlichen Gelehrſamkeit, zum ſichern Gefühle des Schönen, zum vollen Beſize deſſen, was uns die Wiſſenſchaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen könne, ohne die Original-Bekanntſchaft mit den Lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern zu haben; ferner, ob die Vernachläßigung dieſer Quellen ohne ſchädlichen Einfluß auf den Geſchmack der ganzen Nation bleibe? weiter, ob ſich dieſe verſprechen könne, den dauerhaften Beſiz auch andrer dem Anſcheine nach nicht ſo genau mit dieſem Studiren verwannten Kentniſſe zu behalten, wenn gleich der Jugend, die ſich beſonders dem Studiren widmet, von dieſen Muſtern nichts bekant gemacht werden ſolte? Alle dieſe Fragen hat man verneinet und mit Recht verneinet. Geſchichte und eigene Beobachtungen, beſonders die Bemerkung, was für ein groſſer Unterſchied im Geſchmacke zwiſchen zweyer oder dreyer Menſchen Altern bey der nämlichen Nation ſich zeige, wovon einer der wahren Gründe gewis die neu aufgeworfene Muſter ſind,

alles dieſes mus und wird vereiniget der Wahrheit beyſtehen. Wenn alſo gleich jemand dächte, ſiehe da, du haſt niemals in deinem Leben mehr als zween oder drey alte Lateiniſche Schriftſteller geleſen, und weiſt doch manches: warum ſolte ein andrer nicht eben dieſen Weg zur Gelehrſamkeit einſchlagen können: wenn gleich jemand ſo dächte ſo mag er ſich doch hüten, den Schluß daraus zu ziehen, alſo kan die Gelehrſamkeit einer ganzen Nation ohne dieſes vorläufige Gepränge ſich erhalten. Ein Soldat der in der Linie aufmarchiret, merkt es auf dieſe Art nicht, daß ſich das Bataillon zu viel rechts oder zu viel links ziehe, ihm deucht es immer, er gehe gerade aus, nur der Befehlshaber ſiehet daß das Ganze ſeinen Zweck verfehle. Wan preiſet das Leſen dieſer Schriftſteller nicht an, weil ſie Griechen und Römer ſind, unſertwegen könnten ſie Chineſer ſeyn, ſondern weil ſie Muſter ſind.

Zweyhundert und zwey und siebenzigster Brief.

Einst habe ich ihnen aus einem Gedichte von der Frau Karschin, über den Sieg bey Torgau, eine schöne Stelle angeführet, und seit der Zeit haben wir ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterin gemeldet. Wir haben ihnen verschwiegen, daß sie von einer wolthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie zu Großglogau gelebt hat, ist entrissen und nach Berlin geführt worden, daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdiget wird, daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten, oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde, eine Samlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände die diese Dichterin betreffen, haben wir ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem

ganzen Bande von ihren Gedichten zu überraſchen. Wo ſie nicht auch mit andern Journaliſten buhlen, und daß dieſes nicht geſchehe, ſind wir ſtolz genug voraus zu ſetzen, ſo muß ihnen dieſe auſſerordentliche Erſcheinung auf eine ſehr angenehme Weiſe unerwartet ſeyn. In der That, dieſe Erſcheinung iſt auſſerordentlich. Ein Frauenzimmer ohne Erziehung, ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem Dorfe, bey der Kinderwiege, oder hinter einer kleinen Heerde zugebracht, in dem Eheſtande beſtändig mit der Beſchwerlichkeit des Mangels und tauſend andern Haußplagen zu kämpfen hatte, ohne jemals die geringſte Aufmunterung zu finden; dieſes Frauenzimmer, ſage ich, bildet ſich ſelbſt zur Dichterin, erlangt eine feine Sprache, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, macht Betrachtungen über das Leben und die Sitten der Menſchen, die eines müßigen Betrachters würdig ſind, beſitzet überdem eine ſo ungemeine Fertigkeit zu reimen, daß ſie in einer kurzen Zeit dieſen ganzen Band von Gedichten hingeſchrieben, dem Wort-

verſtande

verſtande nach hingeſchrieben hat, denn wie man ſagt, ſoll ſie dergleichen Gedichte mitten unter dem Geräuſche der Geſellſchaft in ſolcher Eile hinſchreiben, das man darüber erſtaunen muß. Bedenken Sie die glückliche Kühnheit eines ſolchen Geiſtes, der allen Hinderniſſen zum Trotz, ſeinen einſamen Weg fortſchreitet und freuen ſie ſich, daß dieſer Geiſt endlich alle Hinderniſſe überſtanden und ſich in Freyheit ſiehet. Es iſt ein herrlicher Triumph des Naturels über alle Schwierigkeiten des Glückes, der Geburt und der Erziehung.

Die Dichterin lebt nunmehr in unſrer Hauptſtadt und genießt die Vortheile, die Muße und Umgang dem angebohrnen Genie verſchaffen. Sie kan ſich den Rath ihrer Freunde zu Nutze machen, die nicht unterlaſſen werden ihren Geſchmack zu läutern, ihre Einſichten zu verbeſſern, und ihre Talente auszubilden. Ich hoffe, ſie werde nicht unterlaſſen ſich dieſer glücklichen Gelegenheit zu bedienen. Ein guter Boden, kan zwar den erſten Wuchs einer zarten Pflanze begünſtigen, aber eine ſorgfältige

tige Wartung, muß ſie vor wilden Auswüchſen, und andern Gefahren die ihr zuſtoſſen können, bewahren. Daß das Genie der Fr. Kr. noch mehrerer Cultivirung benöthiget ſey, werden ſie vielleicht mit mir, wenn wir ihre Gedichte etwas genauer betrachten ſolten, finden, es ſind darin, nebſt vielen ſchönen Stücken, auch viele mittelmäßige matte und ſchlechte. Man ſiehet alſo, daß es der Dichterin entweder an Beurtheilungskraft oder an Geduld, um ihre Stücke auszufeilen oder an beiden annoch mangeln muß.

Z.

Zwey hundert und drey und ſiebenzigſter Brief.

Mein voriges Schreiben enthält zugleich mein Urtheil über die Gedichte der Fr. Karſchin. Ich finde bey ihr, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, gute moraliſche Geſinnungen und eine ungemeine Fertigkeit zu reimen. Wenn ſie auf dieſe Talenten nur nicht zu ſtolz iſt, und nicht verſäumet ſich des guten Raths kritiſcher Freunde zu bedienen; ſo kan ſie mit der Zeit eine überaus angenehme Dichterin werden.

Ich ſage mit der Zeit: denn ich bin von dem Enthuſiasmus weit entfernt, mit welchem ihre Freunde Anfangs ihr Genie der Welt angeprieſen haben. Man hat ſie nicht nur allen andern deutſchen Dichtern, Kleinigkeit! allen alten und neuern Dichtern? gleichgeſchätzt, ja vorziehen wollen, wenn es auf eine gewiſſe Zeitung angekommen wäre, die allemal in dem Vorberichte

richte entſetzlichen Lerm blies, wenn ſie ein Paar Leberreime von der Fr. Karſchin anzukündigen hatte.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

IX. Den 1. Martii 1764.

Beſchluß des zweyhundert und drey und ſiebenzigſten Briefes.

Alle alten und neuen Dichter! ſo erinnere ich mich in einem Deutſchen Aufſatze geleſen zu haben und ſo ſchrieb ein Engländer, * vermuthlich aus Höhnerey, den Deutſchen nach. Kan man unbeſonnener loben? Als wenn die Kunſt aller alten und neuern Dichter, Homers, Shakespears Klopſtocks u. ſ. w., blos darin beſtanden, erträgliche Einfälle in Reimen oder in Sylbenmaaß zu bringen, und da die Fr. Karſchin dieſes kan, ſie ſo groß ſey als Homer, Shakespear, Klopſtock, oder als wenn ſich ſolche

* Im Gentleman's Magazine.

ſolche Oden als Pindars, Horazens, Rouſſeau, u. ſ. w. aus dem Stegereife niederſchreiben lieſſen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um dieſen Dichtern den Rang abzulaufen. Wie? ſtieg dem Kunſtrichter nicht eine Röthe ins Geſicht, als er dieſe vermeſſene Worte hinſetzen wollte?

Dieſer unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr ſchaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als menſchliche Geſinnungen haben, wenn ſie durch ſo unbeſcheidene Lobeserhebungen nicht ſelbſt alle Beſcheidenheit verlieren, und über alle Critik hinweg zu ſeyn glauben ſollte. Da ſie ſelbſt wenig geleſen hat, und alſo ſelbſt wenige Vergleichungen anſtellen kan; ſo fehlt ihr ein richtiger Maaßſtab zu ihren Fähigkeiten, und ſie muß ſich hierüber von ihren Freunden belehren laſſen. Zum Unglücke urtheilen dieſe noch günſtiger für ſie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünſchen können. Muß ſie nicht alſo endlich glauben dasjenige ohne Wiederreden zu ſeyn, wofür ſie ſolche Männer ausgeben? Muß ſie nicht

zuletzt

zuletzt, wenn ſie davon vollkommen überredet iſt, ihre eigene Freunde, in Vergleichung mit ſich, geringſchätzen, ihre Critiken verachten und alles für unverbeſſerlich halten, was ſie gereimt hat, Wenn ſie das Unglück hat dieſe Denkungsart anzunehmen, ſo gehen ihre glücklichen Naturgaben ohne Hülfe verloren, und ihre Freunde haben ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe zu machen.

Meinen ſie nicht, daß es weit freundſchaftlicher geweſen wäre, ihr einen richtigen Begrif von ihren Kräften beyzubringen, ihr die Stelle zu zeigen, die ſie unter den Dichtern jetzo einnimt, und die, wohin ſie ſtreben kan, damit ſie es beſtändig fühle, wie weit ſie von der Vollkommenheit noch entfernt iſt? Man hätte ihr ſagen ſollen, daß es höhere Dichtungsarten gebe, an welche ſie ſich noch gar nicht gewagt hat; Solche, bey welche eine gute Dichterſprache das letzte iſt, worauf man ſiehet, die hauptſächliche Fiction, Bildung der Charaktere und Behandlung der Leidenſchaften erfordern. Man hätte ihr zu verſtehen geben ſollen, daß ſie in derjenigen Art, die ſie gewählt, für eine Lieb-

haberin ganz gute Gedichte verfertigte, die ein überaus glückliches Naturell verrathen; daß es aber für Virtuosen strengere Regeln gebe, nach welche man sie richtet, denen mit dem glücklichsten Naturell ohne Nachdenken und Anstrengung des Geistes kein Gnüge geschehen kan, daß vielm hr der beste Kopf, wenn er zu viel aus dem Stegreife dichtet, zu diesen höhern Schönheiten ganz untüchtig werden muß, indem er sich zu sehr an Eilfertigkeit und Nachläßigkeit gewöhnt. Man hätte ihr endlich nicht verschweigen sollen, wie vieles zu einer vollkommenen Ode gehöre, und wie selten es dem Enthusiasmus allein gelinge, dieses alles zu leisten; daß ein faselndes Geschwätz, ohne Plan und Ordnung, ganz artige Verse enthalten könne, aber den Namen der Ode nicht verdiene. Ein ungefährer Pinselstreich kan den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glüklich nachahmen, aber niemals eine Rose hervorbingen. Hier wird ausser der Leichtigkeit des Pinselzuges, Plan, Absicht und ein wohl überlegtes Ganze erfordert. Man hätte ihr die Kunst beybringen sollen, weniger

zu

zu dichten, und mehr zu prüfen, ſich bey aller Gelegenheit mit den groſſen Muſtern zu vergleichen die wir in jeder Dichtungsart haben, und niemals ohne Zittern öffentlich zu erſcheinen. Dieſe Sprache würde ihrer Eigenliebe weniger geſchmeichelt haben, aber weit nützlicher würde ſie ihr geweſen ſeyn, als alle die übertriebene Schmeicheleyen, die ihren Fortgang zur Vollkommenheit natürlicherweiſe hemmen müſſen. Ihr Ruhm würde ſich nicht ſo ſchnell ausgebreitet, aber er würde allmählig zugenommen haben, und nur deſto gegründeter geweſen ſeyn, da ſie itzo in Gefahr iſt, ihn allmälich ſinken zu ſehen.

So lange dieſe Gedichte nur noch geſchrieben von Hand zu Hand herum giengen, half die Rückſicht auf das Geſchlecht und die Umſtände der Dichterin manchen kleinen Fehler bedecken, manche kleine Schönheit aufmutzen. So bald der Leſer aber ein Buch in die Hand nimt, um zu leſen; ſo wird er vergeſſen, wer der Verfaſſer ſey, und in welchen Umſtänden er ſich befunden. Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieſes zur

Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftſteller zu ſeyn, muß alle Nebenbetrachtungen bey Seite geſetzt, als Schriftſteller beurtheilt werden. Ohne Anſehen der Perſon ſiehet der unerbittliche Richter nur auf die Sache, und ſein Urtheil wird ganz gewiß deſto ſtrenger ausfallen, je mehr man ihm verſprochen, je gröſſer das Geſchrey war, mit welchem man ihm ein Werk angeprieſen hat. Der Leſer iſt allezeit deſto ſchwerer zu befriedigen, je gröſſer ſeine Erwartung war. Dieſe allgemeine Bemerkung allein hätte die Freunde unſerer Dichterin abhalten ſollen, mit ſolchem Geräuſch ein Werk in die Welt zu ſchicken, das in mancher Betrachtung die Nachſicht der Leſer bedarf.

3.

Zweyhundert und vier und ſiebenzigſter Brief.

Ich habe mich in der Samlung der Gedichte der Fr. Karſchin nach groſſen Erdichtungen, erhabenen Bildern und kühnen Gedanken, wie man ſie von einem Genie erwartet, umgeſehen, und nur hie und da einige Spuren davon angetroffen. Von eigentlichen Erdichtungen habe ich nur eine einzige gefunden, die aber vorzüglich ſchön iſt, und wohl verdiente mit mehrer Sorgfalt ausgearbeitet zu werden. Sie führet den Titel;

Begebenheit in dem Reiche Plutons nach der Schlacht bey Torgau.

Im Reiche der Schatten gieng jüngſt ein Gericht umher.
Das auf der Welt ein König wär,
Der gröſſer ſey, als alle Helden,
Von deren Thaten uns Plutarche Wunder melden.
Der Schatten Maupertuis komt an und lieſt ein Buch

Von dieſes Helden Thaten voll;
Bald iſt er Antonin, bald Mars und bald Apoll,
Und jede Stirn wird Wiederſpruch!
Der Schatten von dem Weltbezwinger,
Der noch mit nervenloſem Finger
Den Staaten Plutons ſcheint zu drohn,
Weint neidiſch eine Geiſterzähre,
Daß auf der Welt ein König wäre,
Der gröſſer ſey, als Philipps Sohn.
Achill ſtampft grimmig mit dem Fuſſe,
Schwört bey dem Styx, daß ihnen zum Verdruſſe
Der größre Held erdichtet ſey:
„Groß, ſchwört er, war nur ich, groß war nur Alexander!
Indem er ſchwört entſteht ein gräßliches Geſchrey,
Die Helden fliegen auseinander,
Gehn dem Getümmel nach, und ſtehen lauter Ohr,
Zu hören, was zehntauſend Schatten ſprechen,
Zehntauſend ziehen ihn nun allen Helden vor,
Zehntauſend wollen ſich nicht an den Sieger rächen,
Von Torgau kommen ſie, die armen Schatten, her.
Starr ſteht nun Philipps Sohn, nun ſtampft Achill nicht mehr.

Das unmittelbar darauf folgende Stück, der weinende Amor, enthält zwar auch eine artige

Fic-

Fiction, und die letzte Strophe iſt überaus ſchön. Venus nimt den Amor ſeinen Köcher und ſchilt, daß er ihr den Helden nicht zu ihren Füſſen bringe, der nur dem Mars folgt und dem Apoll,

Geh' Bube, fern von meinen Augen eile!
Iſt Friedrich mehr als Jupiter?
Ja, ſchluchzte Amor, gieb mir — Mutter — meine Pfeile,
Mehr als ein Gott iſt er!

Dieſe ſchöne Strophe hält uns für acht ſchlechtere, die vorhergehen, vollkommen ſchadlos, allein die Idee iſt nicht neu, ſie hat viel Aehnlichkeit mit des Herrn v. Kleiſt Amor im Triumphwagen.

In einem Gedichte, das Ungewitter betitelt, finde ich ein treffliches Bild;

Itzt ſtürzen ganze Ströme Kugeln nieder,
Gott ſchlägt den Weinſtock, ſchlägt die Frucht
Des Baums, der ſeine Glieder,
Zerrißne Aeſte, ſucht.

Solche Züge ſind es, die ein Genie charakteriſiren, und deren ich mir eine weit gröſſere Anzahl bey dieſer Dichterin zu finden vermuthet hätte.

In der Ode auf den Tod des Prinzen Heinrichs von Braunſchweig, die eine ſehr ebenmäßige Anfangsſtrophe hat,

„Wo iſt Er, daß ich Ihn mit Thränen ſalbe,
„Mein Sohn? — — Wo iſt Er? bringt Ihn mir!
So klagt die Fürſtin! u. ſ. w.

In dieſer Ode befindet ſich ein Gleichnis, das erhaben genennt zu werden verdienet.

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr Auen,
Ihr Wälder klaget ihn bey Ham!
Er fiel; So fällt, vom Künſtler umgehauen,
Der jungen Ceder Stam:
Nach ihrem Umfall ein geſchnitzter Götze,
Wird Weyrauch vor ihr aufgeſtreut.
So ſtirbt ein Held, daß ihn der Nachruhm ſetze
Hin zur Unſterblichkeit.

Geſchnitzter Götze iſt etwas unedel, ſonſt iſt das Gleichniß vortreflich.

Eine Witwe läßt die Dichterin klagen (S. 58.)

Auf dem Leichenſteine
Sitz ich dann und Weine

Meinen Kummer in den dürren Sand,
Der das beſte Herz bedecket,
Das für mich empfand!

In dieſem ganzen Gedichte herrſcht eine feyerliche Melancholey, der das Metrum ſehr wohl zu ſtatten kömt. Sie ſchließt mit folgender Strophe;

Nie will ich dem Leben fluchen,
Selbſt mein Kummer ſoll mir heilig ſeyn.
Oft will ich den Staub beſuchen,
Und ihm eine ſtille Thräne weyhn,
Der entflogne Schatten
Meines treuen Gatten,
Lächelt dann mit euch auf mich herab,
Und behorcht die frommen Seufzer
Hingeſtöhnt aufs Grab.

Die Klagen eines unglücklichen Verliebten (S. 250.) ſind in dem nähmlichen Sylbenmaaſſe, und bis auf einige tadelhafte Ausdrückungen ziemlich artig.

Sie ſehen, daß ich ganz unvermerkt von dem Erhabenen zurück aufs Schöne, oder gar aufs Artige komme. Doch dem ſey wie ihm wolle, ich habe mir eine Auswahl gemacht

von den beſten Stücken aus dieſer Samlung und dieſe will ich Ihnen empfehlen.

S. 43. An einen Freund, der melancholiſch den Tod einer Freundin beweinte. Dieſes iſt vielleicht das einzige Lied, in der ganzen Samlung, das den wahren Gang einer Ode beobachtet. Einzelne ſchlechte Zeilen werden Sie zwar darin finden, aber das Ganze hat ſeine Schönheiten.

(S. 39.) Das Lied an den May ſollte ſich mit der Siebenten Strophe anfangen; ſo würde es ein artiges Ganze ausmachen.

Holder May, bey jenem Siz der Muſen,
Wo die Oder ihren ofnen Buſen
Mit erſchlagner Ruſſen Blut geſchwärzt,
Liegt ein Dichter, der dich einſt geſungen;
Hundert Seelen hat ſein Tod durchdrungen,
O, er ſtarb voll Wunden, und beherzt!
Von dem größten Künſtler der aus Steinen
Bilder machet, die, wie Menſchen weinen,
Werdeſt du gehauen auf ſein Grab.
In Geſtalt des Mädchens, die ihn dachte,
Mit dem Schooß voll Blumen, die ſie brachte,
Zeichne dich des Künſtlers Meiſſel ab!

Wenn

Wenn alsdann in ſpätgekommnen Tagen,
Wandrer nach des Grabes Nahmen fragen,
Nenn' ein Marmor-Schild den ſanften Kleiſt,
Der nur Zorn empfunden gegen Feinde;
Eine Tafel nenne ſeine Freunde,
Und berichte, wie das Mädchen heißt,

Die, gereizet von des Helden Ruhme,
Seinem Staube, dieſem Heiligthume,
Tauſend Frühlings-Kinder opferte!
Schöner Monat, komme oftmahls wieder!
Streu aus deinem Schooſſe Blumen nieder
Vor dem Mädchen, daß es ſanfter geh'!

Auf eine Glocke, die in Magdeburg umgegoſſen ward (S. 55.) die Dichterin zeiget in dieſem Stücke einen fruchtbaren Witz.

Die Klagen einer Wittwe habe ich bereits oben berührt. Von dem Gedichte an die goldene Feder, von Palemon geſchenkt, ſtreiche ich in meinem Exemplare die erſten ſechs Strophen durch, und fange mit der ſiebenten an;

O du mir köſtliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldſand,
Und ſagte ſeufzend dabey:

"Wo bleibt der liebende Jüngling?
„O, mir verächtlicher Staub!
„Sein Herz im lächelnden Aug
„Glänzt mehr, iſt theurer als du!

So ſprach das Mädchen vielleicht
Zu dir noch rohen Metall;
Izt aber biſt du gebildet
Für mich zum hohen Gebrauch!

O nur den Göttern und Helden
Zu ſchreiben diene du mir,
Und göttlich denkenden Freunden —
— — — — — —

Die Farth der königlichen Braut nach England, beſchreibt die Dichterin allerliebſt. Die feinen glänzenden Bilder ſind eines Pope, der eine Schiffart auf der Themſe mit ähnlichen Zügen beſchreibet, nicht unwerth. Jedoch ſtreiche ich in meinem

meinem Exemplare abermals die zwote und dritte Strophe die der übrigen unwürdig ſind, und zum Glücke füglich wegbleiben können.

Ich wünſchte mit dem Liede an ihren verſtorbenen Oheim eine ähnliche Operation vornehmen zu können. Die dritte, vierte und fünfte Strophe ſind voller matten, langweiligen Umſchreibungen, davon einige ſo gar poßierlich ſind. Die heilige Schrift nennet ſie, der Chriſten hochgehaltenes Buch, die Theologen ſind:

Männer, die in ſchwarzen Röcken,
Auf der hohen Cantzel uns entdecken,
Welcher Weg zum Leben richtig iſt.

Uebrigens herſcht in dieſem Gedichte ein Geiſt zärtlichſter Dankbarkeit für die in ihrer Kindheit genoſſene Unterweiſung, der ihr Ehre macht. Ueberhaupt muß man zu ihrem Ruhme geſtehen, daß ihre meiſten Gedichte Gottesfurcht und Tugend athmen. Sie hat warme Empfindungen der Tugend, und weis ſie öfters ſehr glüklich ihren Leſern einzuflöſſen.

Eine Nachahmung der Horaziſchen Ode, Pindarum quisquis ſtudet aemulari u. ſ. w. iſt der Dichterin (S. 167.) bis in der erſten Hälfte ſo ziemlich gelungen. In der zwoten Hälfte wird ſie nachläßig, und am Ende bleibt ſie ſo weit zurück, daß ſie ihr Muſter ganz aus den Augen verliert. In ſolchen Arbeiten hätte ſie ſich fleißiger üben ſollen, um zu lernen, wie man ſich im Fluge erhält, ohne zu ſinken.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,
die neueſte Litteratur betreffend.

X. Den 8. Martii 1764.

Beſchluß des zweyhundert und vier und ſiebenzigſten Briefes.

Wollen ſie ein Beyſpiel von der Gabe zur Satyre, die unſere Dichterin beſitzt; ſo leſen Sie folgende Strophen;

Läßt die Natur aus ihrer Hand,
Erobrer gehn, o dann bebt ſchauervoll die Erde
Erwartend, das auf manches Land
Tod und Verwüſtung kommen werde!

Wenn ein zukünftiger Tyrann
Grimm aus dem Auge weint, das kaum ſich aufgeſchloſſen
Dann ſehen Engel weinend an
Der Hölle jungen Bundsgenoſſen.

Der Sonnen Antlitz wird entfärbt,
Wenn ſie den Heuchler ſieht, dem Gift im Blute ſchleichet
Der künftig mit dem Hauch verderbt,
Wenn er als Freund die Hände reichet.
Bey der Geburt des Wuchrers lacht
Der Geiz, und ſchröckt mit Hohn die Wolluſt von der Wiege
Und gibt mit ſchielen Blicken acht
Wo Gold für ſeine Hände liege?
Den Dummkopf drückt die Trägheit an
Mit weichem Arm und ſpricht bey ſeiner erſten Thräne:
Sey ruhig, werd ein fetter Mann,
Und über Glück und Unglück gähne!
Der Neidiſche kommt auf die Welt
Mit Blicken um ſich her als wolt er trozig wiſſen:
Warumb der Mutter noch gefällt
Den Vater mehr als ihn zu küſſen!

Die Dichterin kömt hierauf zu dem Gegenſtande ihres Geſanges;

O Muſe frag die Gottheit nicht,
Warum ſie alle die herab zur Erde ſchickte.
Nein ſinge nun; Wenn Sonnenlicht
Der Tugend, aus den Augen blickte!

Aber wie erſchrack, ich, als mir die nächſtfolgende elende Strophe in die Augen fiel! Sie will die Geburt eines Tugendhaften beſchreiben;

Die Luft ward harten Eiſes Zwang,
Der Winter ſchikte ſich dem Frühling auszuweichen;
Da Spiegel der Natur entdrang,
Um ihr an Gütigkeit zu gleichen.

Haben ſie je was Erbärmlicheres geleſen? Wie haben die Freunde der Dichterin eine ſo ungereimte Stelle können ſtehen laſſen?

Der Vers ward harten Reimes Zwang,
Der Witz ſchickt' ſich dem Sylbenmaß zu weichen,
Als ſie der Dichterin entdrang. —

Das Lied der Fröhlichkeit im vierten Buche (S. 243.) iſt artig und das von Sapho an Amor hat eine Anfangsſtrophe, die der Sapho würdig iſt;

Sohn Cytherens kleiner Weltbezwinger!
Welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger
Von dem Stich der Honigträgerin!
O empfind ihn noch, wie Schlangenbiſſe,

Und denn denke was ich leiden müſſe,
Da ich wund von deinem Pfeile bin!

Der Reſt von dieſem treflichen Liede verdiente von der Hand eines Kunſtrichters verbeſſert zu werden. Die glühende Liebesbrunſt der Sapho herrſcht in demſelben vollkommen, nur findet man hier und da einige Nachläßigkeiten, denen abgeholfen werden ſollte.

Die am Ende angehängte Einfälle ſind theils ſchlecht, theils mittelmäßig, und durchgehends nicht würdig aufbehalten zu werden.

Z.

Zweyhundert und fünf und siebenzigſter Brief.

Es hat der Dichterin gefallen die erſte Hälfte ihrer Gedichte Oden zu überſchreiben. Vielleicht weil in denſelben eine Unordnung herſcht, und ſie gehöret hat, daß man gemeiniglich der Ode die ſchöne Unordnung für ein Verdienſt anrechnet. Allein die wahre Critik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar verſtekt ſeyn, aber niemals vernachläßiget werden darf. Es giebt mancherley Ordnungen, in welchen die Gedanken unſrer Seele auf einander folgen können. Die Ordnung der Zeit, wenn die Begriffe ſo auf einander folgen, wie die Begebenheiten auſſer uns; die Ordnung des Raums, wenn wir die Gegenſtände überdenken, wie ſie neben einander ſind; die Ordnung der Vernunft, wenn unſere Begriffe ſchlußförmig auf einander folgen. Die Ordnung des Witzes, der Scharfſinnigkeit u. ſ. w. die Ode verwirft alle dieſe Ordnungen. Sie beſchreibet nicht hiſtoriſch, wie der epiſche, nicht

topiſch, wie der maleriſche Dichter, ſie folget auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung die ihr weſentlich iſt, kan die Ordnung der begeiſterten Einbildungskraft genent werden. So wie in einer begeiſterten Einbildungskraft die Begriffe nach einander den höchſten Grad der Lebhaftigkeit erlangen, eben ſo, und nicht anders, müſſen ſie in der Ode auf einander folgen. Eine einzige ganze Reihe höchſt lebhafter Begriffe, wie ſie nach dem Geſetze einer begeiſterten Einbildungskraft auf einander folgen, iſt eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber ſelbſt nicht den höchſten Grad der Lebhaftigkeit beſitzen, werden von dem Odendichter überſprungen, und daraus entſtehet die anſcheinende Unordnung, die man der Ode zuſchreibt. Durch dieſe Betrachtung läßt ſich auch entſcheiden in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichniſſe, öfters auch Digreßionen und Nebenbetrachtungen erlaubt ſind, und in welcher die Bilder und Gleichniſſe

nur

nur mit groſſen Pinſelzügen zu berühren, und die Ausſchweifungen von dem Hauptgegenſtande ſorgfältig zu vermeiden ſind. Ich könte auch aus dieſen Begriffen einige Regeln herleiten, wo die Ode ſich anfangen, und wo ſie ſchlieſſen muß. Jedoch ſie wollen ja eben jetzt keine kritiſche Abhandlung über die Ode von mir leſen. Ich merke nur noch dieſes an.

Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und alſo auch zur Ode, kein Werck der Begeiſterung, ſondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft iſt; ſo muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeiſterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftſchlüſſe ergründen, welche Ideen die lebhafteſten ſeyn werden, und in welcher Ordnung ſie nach dem Geſetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß ſich alſo in beide Verfaſſungen zugleich ſetzen, er muß nachdenken und empfinden, und man ſie-

het leicht ein, was ihm dieſes für Schwierigkeit machen muß. Ueberläßt er ſich ganz ohne Plan dem Strom der Begeiſterung und dichtet; ſo wird er zwar eine Folge von ſehr lebhaften Begriffen hervorbringen können, aber dieſe Folge wird ſelten ein Ganzes ausmachen, ſelten ein beſtimtes Subjekt und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemeſſene Kürze haben, vermöge welcher ſie den kürzeſten Weg zu ihrem Ziele eilet. Dieſes geſchiehet, wenn die Gemüthsbewegung, als die Urſache der Begeiſterung, ſehr heftig iſt. Alsdenn eilet der Strom der Gedanken ſeinen Weg unaufhaltſam und ſicher, und die bloſſe Natur erfüllet alle Bedürfniſſe der Kunſt. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrſchen ſoll, als nehmlich Hofnung, Dankbarkeit, ſtille Freude u. ſ. w. ſo iſt die Natur ohne Leitfaden der Kunſt eine ſehr misliche Führerin. Sie führet den Dichter auf Abwege, ſie erlaubt ihm zu ſchwärmen, wo er den kürzeſten Weg nehmen ſollte, ſie verbindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben, und bringt

alſo poetiſche Phantaſien herfür, aber keine Oden.

Und ſo muß es unſere Dichterin angefangen haben. Alle ihre Oden, wenige ausgenommen, ſind nur poetiſche Phantaſien, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne odenmäßigen Zuſammenhang. Faſt mit jeder Strophe bietet ſich ein anderer Gedanke als das Subjekt an; die Dichterin ſchwärmt von Gegenſtand zu Gegenſtand, kömmt öfters ſogar wieder an die Stelle zurück, die ſie verlaſſen hat, und läßt ſich blos vom Ungefähr führen, oder vom Reime, der eben kein verſtändiger Führer iſt. Wir wollen doch einmal einige von ihren Oden zergliedern. Die zwote des erſten Buches iſt an den Schöpfer gerichtet, an ihrem Geburtstage:

Wo war ich als die Morgenſterne lohten?
Da, wie aus Windeln du gewickelt haſt das Meer?
Und als vor dir die Wellen tobten,
Zu ihnen ſpracheſt: kommet, bis hieher?

Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hieſſeſt, den ſie um ſich trägt?
In ungeformten Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finſterniß von Lichte ward getheilt!
Noch gleich dem kleinſten Staube, den die Sonne
Heißſcheinend an ſich zieht von dürrer Erde Schoß,
War ich doch ſchon der Engel Wonne,
Von dir erſchaffen, war ich ihnen groß.
Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Haſt du, Gott Schöpfer ſie dem Winde gleich gemacht;
Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, iſt ihrer Leiber Pracht.
Zum Dienſt erſchaffen für die Menſchenkinder
Sind ſie; ſie eilen, Gott! wenn du Befehle blickſt,
Durch deinen Himmel viel geſchwinder
Als deine Blitze, die du flammigt ſchickſt.
Aus Aether ſind zuſammen ſie gefloſſen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zuſammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begoſſen
Und Kloß an Kloß ſich nun zuſammen häuft.

Ich

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menſchen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!
Jahrtauſende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angeſicht! dann kam mein Tag, und du
Gabſt mir die Hülle, die ich trage
Um dieſen Geiſt von dir geathmet, zu!
Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläſet tief herunter in das Meer,
Nahm ich dis Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr mein Geſang ſey er!

Der Faden dieſes Gedichts iſt etwa folgender: Als Gott die Welt erſchuf, war ich ein kleines Sonnenſtäublein. Nach Jahrtauſende empfing ich von ihm dieſen Leib und dieſe Seele, ich will ihm dafür danken. Aus dieſen Gedanken ſolte eine Ode werden. An Materie fehlt es eben nicht, ſie iſt vielleicht nur gar zu fruchtbar. Die Dichterin hebt ganz natürlich an:

Wo war ich als dich die Morgenſterne lobten?

Allein warum verweilet ſie bey dieſem Gedanken ſo lange? Warum füllet ſie zwo ganze Stro-

phen

phen damit an? Streichen ſie die erſte ganz durch, und ſehen ſie ob das Gedicht etwas verlieret, oder vielmehr ſtreichen ſie die zwote durch, denn die erſte iſt vielleicht an ſich ſelbſt erträglicher. In der dritten Strophe kömmt der nehmliche Gedanke abermals vor:

Als auf dein Wort der Tag hervorgeeilt,
Der Thau erzeugt ward, und der Regen,
Und Finſternis vom Lichte ward getheilt.

Das Gedicht könte ſich alſo mit der dritten Strophe anfangen, ohne einen weſentlichen Theil zu entbehren;

In ungeformten Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort u. ſ. w.

Die dritte Strophe enthält einen guten Gedanken;

Noch gleich dem kleinſten Sonnenſtaube, den die Sonne
Heißſcheinend an ſich zieht von dürrer Erde Schooß,
War ich doch ſchon der Engel Wonne,
Von dir erſchaffen, war ich ihnen groß.

Eine groſſe Wahrheit! Man ſolte glauben der Gedanke würde das Haupt-Thema ausmachen; allein

lein nichts weniger! Er hat aufs Ganze nicht den geringsten Einfluß, und stehet fast so für die lange Weile da. Und was dünkt ihnen von der prächtigen Beschreibung des Sonnenstaubes? den die Sonne heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß. Kan die Dichterin keine solche Kleinigkeit vorbeylassen, ohne zu malen?

Verzeihen sie! der Gedanke: als Sonnenstaub war ich schon die Freude der Engel, steht nicht ganz für die lange Weile da. Die Dichterin hat von dem Worte Engel Gelegenheit genommen ihren Gegenstand zu verlassen, und durch zwo Strophen hindurch die Natur der Engel zu beschreiben. Was für ein unglücklicher Abweg! War es hier Zeit das Thema zu verlassen, und sich von einem einzigen Worte auf Nebenbegriffe führen zu lassen? Und wie unerheblich ist diese Beschreibung an sich selbst?

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;

Was

Was für eine Beziehung haben die Sternenkleider auf die Geſchwindigkeit der Engel? — Die Dichterin verläßt den Begrif der Geſchwindigkeit, und kömmt auf die Farbe der Engel;

Schönfarbigt wie der Regenbogen,
Wie Sonnenglut iſt ihrer Leiber Pracht.

Allein in der folgenden Strophe kömmt ſie zur Geſchwindigkeit zurück, und widmet ihr eine viel prächtigere Beſchreibung;

— — Sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickſt
Durch deinen Himmel viel geſchwinder
Als deine Blitze, die du flammigt ſchickſt.

Dieſes heißt ein Kreislauf der Gedanken, der nirgend weniger zu vergeben iſt, als in einer Ode. Auf einen Gedanken, den er einmal verlaſſen hat, muß der Odendichter niemals zurück kommen. Was fangen wir alſo mit dieſen beiden Strophen an? Weg mit dem wilden Auswuchs! Die Ode ſchießt ohne denſelben natürlicher auf. Wir wollen immer leſen;

War ich doch ſchon der Engel Wonne,
Von dir erſchaffen, war ich ihnen groß.

Aus Aether ſind zuſammen ſie gefloſſen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zuſammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begoſſen
Und Kloß an Kloß ſich nun zuſammen häuft.

Die folgende Strophe iſt abermals höchſt müßig; die Gedanken kommen nicht von der Stelle, am Ende der Strophe befinden wir uns eben da, wo wir beym Anfange geweſen ſind:

Ich ward: dein Sprechen: Laßt uns Menſchen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebensthür
Entriegelteſt, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Dieſes heißt blos phantaſiren, nicht dichten.

S. 16. iſt eine Ode überſchrieben, die Allmacht und Güte Gottes. Ein zuſammen geſetztes Subjekt zur Ode verſpricht viel Kunſt in der Ausführung. Durch welche Erfindung wird die Dichterin dieſen beiden Eigenſchaften des Unendlichen die poetiſche Einheit zu geben wiſſen? —

O daran ward gar nicht gedacht! Die erſte Zeile beſingt die Allmacht, die zwote die Güte;

O Gott, der du allmächtig biſt — —
An deiner unerſchöpften Güte u. ſ. w.

Bis in der Mitte der dritten Strophe bleibt es bey der Güte, ſodann erſcheint plötzlich die Allmacht wieder, in der ſechsten abermals die Güte, und ſo wechſelsweiſe. Endlich beſchließt die Dichterin mit der Allmacht.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,
die neueſte Litteratur betreffend.

XI. Den 15. Merz 1764.

Beſchluß des zweyhundert und fünf und ſiebenzigſten Briefes.

Ueberhaupt muß ſie vermuthlich niemals ihre Materie vorher überdenken, um die Ideen, die ihr das Subjekt darbietet, zu muſtern; ſondern ſie dichtet, ſo bald ſie nur will, ſchreibt eine Anzahl Strophen hin, bis ſie glaubt, daß die Ode lang genug ſey, und ſinnet ſodenn auf eine Schlußſtrophe. Wo das Subjekt einfach und ihr Feuer anhaltend genug iſt, bringt ſie ein leidliches Ganze hervor; wo aber eines von beiden fehlet, begnügt ſie ſich mit einzelnen Schönheiten. Es gelingt ihr öfters, daß ſie ſich ſelbſt ins Feuer ſingt, und nach einigen mittelmäßigen Strophen erhaſcht ſie eine ſchöne Idee, davon ſie aber keinen rechten Gebrauch mehr machen kan. Sie hätte verdient das Sub-

jekt des Ganzen zu seyn; allein sie fand sich zu spät ein. In einer Ode an Gott, die sehr mittelmäßig ist, hat sie von ungefähr den schönen Gedanken; der Löwe —

Er macht Gebrauch von seinem Rechte,
Würgt um sich her, und kennt dich nicht.

Sie führet diesen Einfall umständlicher aus, und macht einigermassen Gebrauch davon;

Auf steilen Felsen, wie im niedern Thale
Weiß Herr! von dir der Adler nichts:
Er fliegt zur Sonne, trotzt dem Strale,
Und sieht dich nicht, du Quell des Lichts!
u. s. w.

Allein das Ganze hat auf derselben keine Beziehung. Er wird plötzlich aufgefangen, aber auch plötzlich wieder verlassen. Der Ueberrest des Gedichts sind schlechte Reime.

Eine ähnliche Kritik könte man mit dem größten Theile ihrer sogenanten Oden vornehmen. Es sind Impromptus, die weder Plan noch bestimtes Subjekt haben. In einer Ode an Palemon, erzehlt die Dichterin ihrem Freund, sie habe ihn besuchen wollen. Sie singt:

Fünf bange froſtige Tage
Nicht vom Vergnügen durchwebt,
Von keinen ſonnigten Blicken
Für mich zu Tagen gemacht.
O Freund! von keinem geſegnet,
Der meinem Herzen verwandt
Ward durch gleichſtimmiges Denken,
Hab ich ſie traurig durchlebt.

So weit die Einleitung. Itzt das Thema!

Dich ſuchen wolt' ich am Tage
Den ein erſchaffender Gott,
Nach der vollendeten Schöpfung
Hochheilig machte zur Ruh.

Das heißt den Sonntag recht poetiſch umſchreiben! Die Dichterin findet ihren Freund nicht zu Hauſe. Im Weggehen betrachtet ſie den Mond, und ſein Bild im Waſſer, vergleichet denſelben mit der Seele der Sapho (ſo nennet ſie bey allen Gelegenheiten ſich ſelber), die ſich in ihren Gedichten ſpiegelt, und beſchließt das Gedicht. — Wer hat dieſe Gedanken zuſammen gefügt? — Der Zufall, nichts anders als der Zufall, denn

daß ſie in der Natur vielleicht würklich ſo auf einander gefolgt ſind, dieſes giebt doch wohl keinen tüchtigen Grund ſie auch in der Kunſt ſo zu ordnen, wenn ſie zuſammen kein Ganzes ausmachen.

Bey einem Spaziergange auf dem Fürſtenwall zu Magdeburg, im kalten April 1762 mag vielleicht folgendes Geſpräch vorgefallen ſeyn:

A. Es iſt heute rauhes Wetter.

B. Aber doch gut Spatzierengehen.

A. Ja, wo die Sonne ſcheinet.

B. Sehen Sie einmal, wie die Knaben hier ſpielen, wie muthig!

A. Sie haben noch keine Sorgen. Dort der an ſeiner Krücke hinkende Mann wird ſchon ſo muthig nicht ſeyn.

B. Hm! der iſt vielleicht auf ſeine Narben ſtolz. Die arme Frau, die dort zwey ſchwere Waſſereymer hinauf ſchleppt, ſcheint mehr zu bedauern u. ſ. w.

Aus dieſem Geſpräche wird folgende Ode entſtanden ſeyn. Wenigſtens hat ſie ſehr natürlich auf dieſe Weiſe entſtehen können.

An Palemon,

Der Spaziergang auf dem Fürſtenwall.

(Zu Magdeburg im kalten April 1762.)

Zu nackend, Freund! muß noch die Linde bleiben
Die ganz ihr grünes Kleid verlohr.
Rauh iſt der Frühlings-Tag. Die kleinen Wurzeln treiben
Nicht junges Graß hervor,
Doch lieblich iſt der Luſtgang an der Elbe
Auf ihrer Oberfläche ſchwimmt
Die Sonne noch einmal, der an dem Luft-Gewölbe
Gott ihren Lauf beſtimmt.
Ihr feyren bey dem erſten holden Blicke
Ein Feſt, die Knaben mit dem Ball
Die nicht beſorgt um Brod, und ihr zukünftig Glücke
Laut jauchzen auf dem Wall.
Dort ſtützt ein Mann, die lahmgebliebne Rechte
Und krumme Schenkel an ein Holz.
Er ſchleicht und denkt ſich noch das ſchreckliche Gefechte
Und iſt auf Narben ſtolz.
O Freund! ein Weib trägt voller Eymer Laſten;
Sie ſteigt am Ufer auf, und keucht
Ich leb im Ueberfluß, und ganze Tage faſten

Muß ſie: und ach! vielleicht
Fiel in der Schlacht ihr beſter Freund, und Kinder
Ein traurig Denkmahl! ließ er hier!
Nie macht die ſtille Nacht den Gram des Herzens minder
Er ſchlummert nicht in ihr!
Auch ich gieng einſt in abgetragner Hülle,
Und Kinder ſtammelten um Brod.
Mit Seufzern unterbrach ich nächtlich meine Stille
Und träumte Morgen-Noth.
Jetzt denk ich oft zehn Frühlinge zurücke,
Und ſtaune was mir wiederfährt
Mit vollem Herzen an; und eine Thrän im Blicke
Frägt; Himmel bin ichs werth?

Mich dünkt aus allen dieſen Beyſpielen läßt ſich mit gutem Fuge ſchlieſſen, daß die Dichterin von dem ſchönen Ideal einer Ode nicht den mindeſten Begrif haben muß. Sie kan es vielleicht noch kennen lernen, wenn ſie es nur nicht ſchon zu kennen glaubt. Wenn ſie der Critik Gehör giebt, und ſich den Rath ihrer ſtrengern Freunde führen läßt; ſo dürfte es ihr vielleicht nicht viel ſchwerer werden, nach einem ausgearbeiteten Plan, als aus dem Stegreife zu dichten.

Zwey hundert und sechs und siebenzigster Brief.

Sie werden wenige Gedichte in dieser Sammlung finden, die nicht ein oder ein Paar schöner Stellen aufzuweisen hätten. In den schlechtesten Stücken zeichnet sich hier und da eine Wendung, ein Gleichnis, oder eine Betrachtung aus, die Aufmerksamkeit verdienen. Allein Sie werden eben so wenig Gedichte antreffen, die durchgehends schön, oder nur ohne Tadel seyn sollten. Die Dichterin erlaubet sich in ihrer Eilfertigkeit sehr viel mittelmäßiges, manches Unnatürliche, manchen Schwulst und nicht selten die allergezwungensten Untergänge. Ich will Ihnen einige von diesen Stellen, die ich mir angezeichnet, hersetzen. Sie werden daraus sehen, wie sehr die Dichterin nöthig hat, noch guten Rath anzunehmen, und ihre geschwinde Art zu dichten, die zu den größesten Nachläßigkeiten Anlaß gibt, sich abzugewöhnen.

Gleich in der ersten Ode an Gott beschreibet sie eine helle Nacht:

Welch eine Pracht verbreitet ſich!
Die Dunkelheit geſchmückt mit Lichte
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angeſichte.

Du Sonnenſchöpfer! wie ſo groß
Biſt du im kleinſten Stern dort oben!
Wie unausſprechlich namenlos!
u. ſ. w.

Die Dunkelheit geſchmückt mit Lichte läßt ſich vertheidigen. Aber was heißt das: nennet dich mit Glanz im Angeſichte? Im kleinſten Stern dort oben iſt ſehr unpoetiſch, und unausſprechlich namenlos offenbarer Nonſenſe. Ueberhaupt iſt dieſes Gedicht ſchlecht, hat aber einige Strophen, nemlich die ſiebente, achte und neunte, die es retten.

S. 69. ſingt ſie vom Könige:

Dem Held glich Herkul nicht, nicht Alexander.
Bald mit den Köpfen unter ſich gekehret,
Stürzt er verbundene Adler aus einander
Zerhauen durch ſein Schwerdt.

Herkul und Alexander werden hieher bemühet, damit ſich aus einander reimen ſoll. Der ganze Vers gehört hieher nicht.

S. 72. Lohnſteinſcher Phöbus:

Der Sonnen Antlitz, unverſchleyert ſchön,
Sah auf dein kleines Schiff mit unverwandten
Stralenreichen Blicken, ſtreute Diamanten
Und lies die Fahrt durch Silber gehen.

So auch S. 233. von dem Geburtstage ihres Freundes:

Er kömmt geſchmückt mit goldnem Sonnenkleide,
Iſt lauter Blumenkranz, und ſieht
Dein Antlitz weggewandt von einer Welt voll Freude
Und fragt dich, wo dein Frühling blüht?

Ingleichen S. 235.

Sie mahle, die Feder in Flammen getaucht
Ihr ſonſt verſchwiegen Gefühl.
Glut wird vom redenden Blatte gehaucht
In dein eröfnetes Herz.

Es iſt wohl unnöthig das Schwülſtige, Ungereimte und Gezwungene in dieſen Zeilen zu zergliedern. Wer fühlt es nicht?

Bey dem Grabe des Herrn von Kleist klagt sie im Namen Herrn Gleims;

Hier auf diesen Aschenkruge
Weint die Freundschaft ihren Schmerz,
Und mit diamantnen Pfluge,
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.

Diesen diamantnen Pflug und die Furchen, die der Kummer ins Herz zieht, hat man mit großem Rechte sehr ungereimt gefunden; allein ausserdem, was für eine Beziehung haben die beiden Begriffe auf einander: „Auf diesen Aschen„kruge weint die Freundschaft, und nun zieht der „Kummer Furchen ins Herz?„ Nichts als der Reim verbindet sie.

Sie finden häufige Exempel von Gedanken, die neben einander stehen, blos weil sie der Reim verbindet. S. 111. heißt es

Meine Jugend ward gedrückt von Sorgen
Seufzend sang an manchem Sommermorgen
Meine Einfalt ihr gestammelt Lied;
Nicht dem Jüngling thöneten Gesänge,
Nein, dem Gott, der auf der Menschen Menge,
Wie auf Ameishaufen niedersieht!

Die

Die Eigenſchaft, die hier dem höchſten Weſen zugeſchrieben wird, hat weder auf das vorhergehende, noch aufs folgende die geringſte Beziehung. Der Reim hat ſie hergeführt, ſo wie S. 206.

Gott, den die Hügel hören müſſen,
Hat alles Fleiſch gepaart.

Jngleichen S. 179.

Jhn reizt nicht im buntgeſtreiften Kleide,
Die Tulpe, die ſich ſtolz erhebt — —
Jhr Rock ward ohne Hand und Seide
Geordnet und gewebt.
Von Gott, erhaben über alle Thronen,
Der tauſend Welten ausgeſchmückt,
Und mehr als tauſend Nationen
Auf einmal überblickt.

Nehmen Sie dieſen Zeilen die Reime, und ſehen Sie zu, ob man im Traume ſchlechter verbundene Gedanken haben kan? Den traurigen Landmann reizt die Tulpe nicht — die Tulpe hat ihren Rock von Gott bekommen. — Gott iſt über alle Thronen erhaben u ſ. w. — Jedoch dieſe Stelle iſt zu ſchlecht für die Critik! Sie

würde

würde nimmermehr stehen geblieben seyn, wenn die Dichterin ihrer Arbeit nur den zweyten Blick gegönt hätte.

Einige allzugroſſe Freyheiten nimt ſie ſich auch in Anſehung der deutſchen Sprache heraus, die ihr wirklich zu widerrathen wären. Sie erlaubet ſich gar ſeltſame Inverſionen, die unmöglich gefallen können, und nur die Sprache verunſtalten, als:

O du mein Geiſt! ſtolz und verwegen ſingen,
Den Unnachahmlichen, ſoll ich?

An einem andern Orte:

O Freund! der Malen? gefunden
Hat er im Auge mein Herz.

Oder:

Aus Ruhmſucht ward ihm nicht des Würgens
Arbeit ſauer;

Dieſes ſoll heiſſen: Aus Ruhmſucht ward ihm des Würgens Arbeit nicht ſauer. So bald aber die Negation verſetzt wird, ſo kömt ein ganz andrer Sinn heraus.

Sie bildet auch ohne Bedenken neue Hülfswörter, daran es doch gewis im Deutſchen nicht fehlet, als

S. 318. Und Ruhe ſucht und Ruhe liegt begehren.

S. 333. Wie ſchamvoll ſteht er ſich das Auge decken —

Sie werden ähnliche Beyſpiele in groſſer Anzahl bemerken. So wenig Gewiſſen man ſich ſonſt daraus machen will, der Poeſie die Regeln der Sprache aufzuopfern; ſo kan man doch dergleichen Neuerungen unmöglich gut finden, beſonders wenn ſie keine auſſerordentliche Schönheiten zu ihrem Schutze haben. Es ſcheinet auch als wenn ſie der Dichterin nur aus Unachtſamkeit entfahren wären. Wenn man die erſtaunliche Geſchwindigkeit nicht aus den Gedanken läßt, mit welcher ſie dichtet; ſo kan man ihr dergleichen Fehler nicht zur Laſt legen; allein ſie ſollte nunmehr auch lernen, aus Hochachtung für das Publikum und für die Nachwelt, ein jedes Gedicht unzählichemale in die Hand nehmen, bevor ſie es bekannt werden läßt.

Mit einem Worte! Jetzt iſt der entſcheidende Zeitpunkt für ihr Genie. Wenn es ſich von ein-

ſichtsvollen Freunden lenken läßt; ſo kan ſie mit der Zeit den beſten Dichtern Deutſchlands an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Fähret ſie aber ſo fort, wie ſie angefangen; ſo wird ſie mit der Zeit mehr, aber nicht beſſer dichten, ja vielleicht zu ſolchen Reimern herausſinken, die ſie ihrer natürlichen Talenten nach, weit hinter ſich zurücklaſſen könte.

Wenn ich aber vorausſetze, daß ihr einſichtsvolle Freunde den beſten Rath geben werden, ſo wünſchte ich auch recht ſehr, daß unſere Dichterin folgſam ſeyn möchte. Mich dünkt mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß ſie ſich auf das hinſchreiben etwas zu gute thut, und ſie ſolte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß ſie ſich deſſelben ſchämen lernte. Die Fertigkeit zu reimen, iſt einem guten Dichter nöthig; weil ohne dieſe ſein Geiſt in der Arbeit aufgehalten werden muß, aber unſere Dichterin muß wiſſen, daß dieſe Fertigkeit, bloß als ein Mittel, weit größere und edlere Talente ſchimmern zu laſſen nützlich iſt, und auſſerdem in eine ſehr ver-

ächt-

ächtliche Schmiererey ausartet. Die Fertigkeit geſchwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwingen, kan ihr Gelegenheit gegeben haben, ſich bey einigen Perſonen kenntlich zu machen, und ſich dadurch aus der äuſſerſten Niedrigkeit und Dürftigkeit zu ziehen. Da dieſes geſchehen, ſo muß ſie ſich auch bewuſt ſeyn, daß ſie ſich in einem veredelten Zuſtande befindet. Die Welt fodert von ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Leſer, der ihre Gedichte lieſet, iſt es einerley, ob ſie eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfertigung zugebracht hat. Ich will es gerne glauben, was in der Vorrede geſaget wird: „daß die „Lieder welche ihr am beſten gelungen ſind, alle „in der Hitze der Einbildungskraft geſchrieben „worden; dahingegen die, welche ſie aus Vor„ſatz und mit ruhiger Ueberlegung verfertiget, „allemahl das Kennzeichen des Zwanges und den „Mangel der Muſe nicht undeutlich bemerken „laſſen.“ Es iſt dieſes auch, wie mich dünkt, nicht allein an der Fr. K. etwas beſonders, ſondern es gehet allen andern Dichtern zuweilen eben ſo. Aber

daß

daß ſie ja nur nicht einen plötzlichen Anfall zu nehmen, für erhitzte Einbildungskraft annehme, oder glaube, es ſey Zwang, wenn man als unumgänglich nöthig von ihr fordert, daß auf die erhitzte Einbildungskraft, der Vorſatz zu beſſern, und die ruhige Ueberlegung deſſen, was ſie geſchrieben hat, folgen müſſen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

XII. Den 22. März 1764.

Beſchluß des zweyhundert und ſechs- und ſiebenzigſten Briefes.

Ueberhaupt möchte ich unſerer Dichterin gar zu gern den Wahn benehmen, daß ſie für ihren dauernden Ruhm ſchon genug gethan habe. Sie mag ja nicht glauben, weil ſie:

Von viel herzugeſtürmten Volke
bewundert und gelobt

wird, daß ſie deswegen

Mit ſtolzem Naken an die Lufterfüllte Wolke

ſtreift! Sie muß bedenken, daß ſie durch die Herausgabe ihrer Werke einen ſo wichtigen als mißlichen Schnitt gethan hat, der ſo wichtig als mißlich iſt; Sie iſt vorher in Geſellſchaften, von Leuten gelobet worden, die theils ihre Gedichte eben nicht mit kritiſchen Augen

angeſehen, theils auf ihre äuſſerliche Umſtände, auf ihr Geſchlecht, auf ihre ſchlechte Erziehung, auf ihre Geſchwindigkeit zu dichten, beſtändige Rückſicht gehabt haben. Der Leſer hingegen ſiehet auf alle dieſe Umſtände gar nicht, und ſodert hingegen mit Recht, daß ſich die Dichterin von keiner Regel die aus dem Weſen der Dichtkunſt fließet, freiſprechen ſoll. Wenn ſie einmahl wird eingeſehen haben, wie ungemein viel zu einem volkommenem Gedichte erſodert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsart, wozu ſie ihr Genie getrieben hat, fehlet, und wie ſehr viele andere vortrefliche Dichtungsarten es giebet, an die ſie ſich noch wagen könte, wenn ſie dieſes alles und noch mehrere Wahrheiten bedenkt, die ihr ihre verſtändige Freunde, — und ſie hat ſolche, die zu Freunden zu haben der beſte Kopf für ein Glück ſchätzen wird, — ihr gewiß nicht verhehlen werden, ſo wird ſie thun, was alle groſſe Dichter gethan haben, ſie wird zittern, ſo oft ſie ein neues Werk dem Publiko vorlegt.

Wie nöthig es ſey, dieſe Wahrheiten unſerer Dichterin recht tief einzuprägen, ſehe ich aus vier kleinen Bogen, unter dem Titel: Poetiſche Einfälle von A. L. Karſchin, (*) die mir noch ganz naß von der Preſſe eben überbracht werden; Sie haben in einem vorigen Briefe ſchon mein Urtheil über die Einfälle der Fr. K. geleſen, und da ich weiß, daß ſie ſie alle Tage bey hunderten hat, ſo ſehe ich auf dieſen Bogen die Worte erſte Sammlung mit wahrem Entſetzen.

Z.

(*) Berlin bey Winter 1764. in 12.

Zweyhundert und sieben und siebenzigster Brief.

Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kan, als man sie wünschet: so muß man aus den vorräthigen zu machen suchen was sich daraus machen läßt. Die war mein erster Gedanke bey * der Meierschen Schrift. Leibnizens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen: Wie könten wir uns der deutschen z. E. noch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte allenfals eine andre als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen kömt der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, so weit wir nemlich diese Vollkommenheit ausdenken können, am nächsten. Denn daran ist gar kein Zweifel, daß Seelen auch nur mit anders gebildeten Körpern ganz verschiedene und nach Beschaffenheit weit vollkommnere Sprachen, als die menschlichen sind, erfinden müßten. Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde

* S. den 271ten Brief.

würde uns dieſe Idealvollkommenheit wenigſtens einigermaßen kennen lernen. Man kan ja die Sprache unter zweyen Augpunkten anſehen, in ſo ferne ſie einmal unverbundene und unzuſammenhängende Begriffe vorſtellet; hernach, in ſo ferne ſie dieſe Begriffe in Verbindungen anzeigt. Vom erſten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang auch das Bilderreiche einer Sprache ab, und es iſt ſolcher Vollkommenheiten fähig die mit dem Tode der Sprache, wenn ſie aufhört Landesſprache zu ſeyn, verlöſchen. So iſt z. E. unſtreitig, daß auſſer den fünf Selbſtlautern, (von deren richtigen Abſtande eines vom andern, der Gefangene deſſen Schaftesbury erwähnet, durchs Einſchieben ſeiner fünf Finger ins Maul, ſich aufs ſtrengſte überzeugt, und dadurch für jeden, der noch zweifelt, den Weg zur Ueberzeugung angezeigt hat,) unſtreitig iſt es doch daß auſſer dieſen fünfen noch viele Zwiſchenlaute hätten angebracht werden können; ſo wie die vorgehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu ſolchen Lauten noch weit man-

nigfaltiger einzurichten wäre, wovon das *th* der Engländer für uns Deutſche ein Beyſpiel iſt. Dergleichen Vollkommenheiten aber, wie geſagt, gehn allezeit mit dem Leben der Sprache in einem Lande verlohren. Einige Selbſtlauter der Griechen führen auch hievon den Beweis.

Beym zweyten Stücke kommt es hauptſächlich auf zween Artikel an 1) ob man die Verbindung der Ideen durch bloſſe Abänderung des Ausdruckes für eine jede, oder durch Zwiſchenſetzung kleiner Worte, oder durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn dieſe drey Fälle ſind, glaube ich, nur möglich. 2) Was für Geſetze man zur Folge einer gewiſſen Anzahl von Ideen, die in Verbindung ſtehen, annehmen wolle. Für alle beyde muß noch folgendes überlegt werden 1) Ob von blos möglichen, oder von wirklichen Gegenſtänden die Ideen und folglich auch ihre Anzeige zu bilden: im letztern Falle müſſen die Zeiten und der Raum bey den meiſten Ideen beobachtet werden. Jenes hat

faſt

faſt keine Sprache unterlaſſen, obgleich die Vollkommenheit darin von einer weiter getrieben worden als von der andern; Dieſes hat, deucht mir keine Sprache an den Worten ſelbſt angebracht, ſondern jede hat ſich dazu einiger Nebenworte bedienet. 2) Wie ſolche Umſtände, die auf mehrere Ideen zugleich treffen, geſchickt anzudeuten. Ich rechne hieher die Einzelnheit oder Mehrheit, das unbedingte oder bedingte, beſtimmte und unbeſtimmte, welches unſere ſogenannte Modos ausmacht: man ſieht aber bald, daß zu einer recht philoſophiſchen oder gelehrten oder vollkommenen Sprache noch weit mehrere ähnliche Beſtimmungen der Ideen anderen Zeichen ſelbſt durch Beugungen und Lenkungen dererſelben könten angebracht werden.

Bey dem erſtgenannten Artikel, wie die Abhängigkeit der Ideen von einander, anzudeuten, wird man ſogleich auf die Betrachtung gerathen, daß eine Sprache, die ihre meiſten Worte in einen Selbſtlauter endigte, — viele dieſer Selbſt-

lauter hätte auf die Art wie wir angemerkt, — und die Abhängigkeit der Ideen bey jedem Worte durch den Uebergang in einen andern Selbstlauter nach gewiſſen Ordnungen und Regeln anzeigte; — daß eine ſolche Sprache weit vollkommener als irgend eine andre wäre. Nur müßte man den Gedanken nicht vergeſſen, daß weit mehr dergleichen Abhängigkeiten durch die Fallendungen der Worte könten angedeutet werden, als wir jetzt thun; und daß es folglich eine lächerliche Bemühung wäre die ſogenannten Caſus auf wenigere zurückbringen zu wollen, da wir zu einer vollkommnern Sprache mehrere nöthig hätten.

Der andre Artikel iſt wol der wichtigſte und ſcheint folgendes Hauptgeſetz anzunehmen: man laſſe mehrere Ideen, die zuſammen einen Gedanken als ein Ganzes ausmachen ſollen, in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zwecke des Redenden gemäs iſt. Nun kan der Zweck des Redenden in tauſend Fällen nur einerley ſeyn; alſo wird

es

es eine gewiſſe allgemeine Conſtruktionsordnung geben, deren Nettigkeit allerdings von den einzelnen gut zugeſchnittenen Theilen der Rede abhängt. Hundertmal aber giebt es einen beſondern Zweck des Redners, und dann iſt diejenige Sprache die beſte, welche, wenn ich ſo ſagen darf, räumig genug geſchürzt iſt, um ihre Ordnung nach dieſem Zwecke wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns, daß wir in unſern jezigen Sprachen eine Menge beſondrer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend ſind, ſondern ſie nur aus dem Zuſammenhange unſerer Gedanken müſſen errathen laſſen. Unvollkommenheit der Sprache!

Zunächſt nach dieſem Grundſatze kömt die Vorſchrift, die Worte ſo zu ordnen, daß ſie bey aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden. Dieſe Vorſchrift nun iſt die einzige, die wir bey unſern Sprachen brauchen können; und nach welcher wir das, was Hr. Meier die gelehrte Sprache nennet, und was wir füglicher die Sprache der Schrift-

ſteller nennen dürften, ausbilden müſſen. Ich ſage mit Fleiß die Sprache der Schriftſteller. Es iſt wahr daß guterzogene Leute in der großen Welt un beſonders in der franzöſiſchen Sprache ſich öfters eben ſo fein, als der beſte Schriftſteller in den Geſelſchaften ausdrücken: allein ich glaube doch, daß ſie hundertmal Fehler gegen dieſe Vorſchrift begehen, ohne daß ſie bemerkt werden. Denn dem Sprechenden helfen ſeine Gebehrden und der Ton der Stimme, (wenn er anders gut redet) den wahren Verſtand beſtimmen; da hingegen alles dieſes im Buche wegfält.

Ich würde alſo nun unterſuchen, wie weit an unſrer Sprache nach dieſer Regel ſchon gearbeitet worden; und durch was für Künſte die Franzoſen es dahin gebracht, daß man ihre Sprache, die Sprache der Vernunft genennet. Ich würde weiter erforſchen, ob eine philoſophiſche Materie, die ohngefähr mit gleicher Genauigkeit in zween Sprachen vorgetragen werden, in der einen ſich klärer, netter, überzeu-

gen-

gender darſtellete als in der andern, und woran wol der Grund bey der Sprache, daran ſich dieſes befände, liegen möchte. Ferner, woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geſchrieben ſeyn ſcheinen; hingegen in eine andre Sprache übergetragen, nicht in gleicher Anmuth mit Originalſchriften der letztern ſich ausarbeiten laſſen? ob wol dieſes an der Subtilität der Gedanken läge, an deren trocknen Bezeichnung man bey dem einen Volke mehr gewöhnt iſt als bey dem andern.

So würde ich ebenfals den Ausſpruch thun, daß eine Sprache die wenig Unterſchied in den Zeiten * angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern ſetzen, wenig

* Wir haben gar keinen Begrif von allen temporibus der griechiſchen Sprache. Der Deutſche hat ſelten das Gefühl von dem Unterſchiede der beyden temporum praeteritorum des Franzoſen, das dieſer in einem ſo hohen Grade richtig hat, daß ich lächerliche Mißverſtändniſſe daraus habe entſtehen ſehen, wenn ein Deutſcher, ſie vor einem dieſer letztern Nation verwechſelte.

wenig Aenderung in der Reyhe der Worte anbringen kan; daß eine ſolche Sprache z. E. die Deutſche, nicht ſonderlich geſchickt zur Geſchichte ſey; daß man ihr alſo hier noch die gröſſeſte Hülfe geben müſſe. Dergleichen Unterſuchungen würde ich bey einer Abhandlung über die gelehrte Sprache oder über die Sprache der Schriftſteller, (denn weiter gienge ſie doch nicht,) für nöthig erachten, wenn ich etwas davon zum Vortheil meiner Nation, und in der Abſicht etwas mehr zu thun, als nur einige gedruckte Bogen voll zu ſchreiben, aufſetzen wolte. Doch ein jeder weiß am beſten, was ihm ſelbſt nützlich iſt. Leben Sie wol.

B.

Ende des ſiebenzehnten Theils.

Briefe,

die

Neueſte Litteratur

betreffend.

XVIIIter Theil.

Berlin, 1764.
bey Friedrich Nicolai.

Briefe,

die

Merkwürdige Literatur betreffend.

COMENIUS

Berlin, 1764.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe des achtzehnten Theils.

Zwey hundert und ſieben und ſiebenzigſter Brief. Anpreiſung der mit einigen Zugaben vermehrten Auflage des Hrn Spaldings von der Beſtimmung des Menſchen; Prüfung ſeiner Gedanken von urſprünglichen und unabhänglichen Trieben; vom vernünftigen Werth der Andacht; vom glücklichen Alter; von menſchlichen Erwartungen, und von der Entſchloſſenheit; Bemerkung eines Fehlers der beſten unſerer deutſchen Schriftſteller. S. 3

Zwey hundert und acht und ſiebenzigſter Brief. Von Geßners neuen Auflage ſeiner ſämmtlichen Schriften. Critik über deſſen Schäferſpiel Evander und Alcimna, wie auch über dem Eraſt, und dem Gemäld aus der Sündfluth. Von dem Gedicht, der Schiffer betitelt. S. 25

Zwey hundert und neun und ſiebenzigſter Brief. Urtheil über des Hrn Fr. Carl v Moſers Schreibart in ſeinen geſammleten moraliſchen und politiſchen Schriften; allrägliche Gedanken in dem Stück das Gedächtniß betitelt; Prüfung der Stelle des Verfaſſers, dieſer oder jener Mann hat zur unrechten Zeit gelebt, vom Hrn. von Moſers unrichtiger Erklärung vom auſſerordentlichen Geiſte. S. 47

Zwey hundert und achtzigſter Brief. Prüfung der Schrift des Hrn M. Kants von dem einzig möglichen Beweißgrund zu einer Demonſtration des Daſeyns Gottes. Vergleichung der Definition des Daſeyns des Verfaſſers mit der Baumgartenſchen; Von der Erkenntniß der innern Möglichkeit der Dinge, ſowohl in Abſicht auf Gott, als die Menſchen; Folgerungen aus dieſer Möglichkeit auf das ſchlechterdings nothwendige Daſeyn eines Weſens, insbeſondere Gottes. S. 69

Zwey

Zwey hundert und ein und achtzigſter Brief. Von dem weitläuftigen Nutzen aus der Beweißart des Hrn. M. Kants; Unterſuchung von der Nothwendigkeit und Zufälligkeit der Bewegungsgeſetze; Bemerkung von der Verknüpfung der Strafen und Belohnungen Gottes; Von den gewöhnlichen Fehlern der Phyſicotheologien und deren Verbeſſerung; Hypotheſe des Verfaſſers von der Kosmogonie; und alleinigen Möglichkeit ſeines Beweißgrundes für das Daſeyn Gottes. S. 87

Zwey hundert und zwey und achtzigſter Brief. Critiſche Beurtheilung der Sylloge epiſtolarum nova Vol. IV. Libr. IX. et X. des Hrn. Prof. Uhls. S. 103.

Zwey hundert und drey und achtzigſter Brief. Warum Youngs Nachtgedanken nicht in deutſche Hexameter überſetzt werden ſollen; Von eines Ungenannten Ueberſetzung deſſelben in deutſche Hexameter; bewieſene Schwierigkeit aus einigen Exempeln des Ueberſetzers; insbeſondere bey einſylbigten Wörtern. S. 119

Zwey hundert und vier und achtzigſter Brief. Von den nöthigen Eigenſchaften der poetiſchen Ueberſetzung des Youngs und deſſen Charakter; Wird durch die Hexameter ſeines Ueberſetzers verſtellt; Beweis hievon; Vergleichung des Ungenannten mit Hr Eberts Ueberſetzung; Lob der Ebertſchen Ueberſetzung. S. 145

Zwey hundert und fünf und achtzigſter Brief. Von dem Trauerſpiele Julius Cäſar des Verfaſſers der Anmerkungen für deutſche Kunſtrichter wird deſſen ſchlechte Einrichtung gezeiget. S. 181

Zwey hundert und ſechs und achtzigſter Brief. Von einem fürchterlichen Traum; eingeſandte Anmerkung für die Schutzſchrift des Hrn. Schützens für Luthern wider den Recenſenten der Briefe der Litteratur. S. 185

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

Achtzehnter Theil.

Briefe,

die neueste Literatur betreffend.

Achtzehnter Theil.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

I. Den 29. März 1764.

Zwey hundert und ſieben und ſiebenzigſter Brief.

Es muß Patrioten, die Wahrheit und Geſchmack zu ſchätzen wiſſen, höchſt angenehm ſeyn, daß Schriften worin die Richtigkeit und Feinheit der Gedanken mit den edelſten Zügen des Ausdrucks verbunden iſt, und worin die wahre und von der Imagination unverdorbene Sprache des Gefühls die Gedanken ſtärkt, und den Ausdruck beſeelt; mit einem Wort, daß eine Schrift, wie Herrn Spaldings Beſtimmung des Menſchen iſt, in unſerm Vaterlande mit ſolchem Beyfalle aufgenommen wird, daß nun ſchon die ſiebende Auflage *) davon hat erſcheinen können.

*) Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich 1763 in gr. 8.

Sie iſt mit einigen Zugaben vermehrt, welche zwar ſchon in wöchentlichen Blättern einzeln gedruckt worden, aber noch nicht ſo bekannt ſind, als ſie es zu ſeyn verdienen.

Der Plan und Inhalt der Schrift ſelbſt iſt unter uns zu bekannt, als daß es nöthig ſeyn ſollte, einen Auszug daraus zu machen. Ich werde mich daher begnügen nur einige Anmerkungen niederzuſchreiben, die vielleicht ſchon vor mir gemacht worden ſind, und die, es dem Hrn. Verfaſſer einſt gefällig iſt, näher zu prüfen.

In der Betrachtung, die den Herrn Verfaſſer auf die Tugend leiten ſoll, findet er S. 17. u. folg. bey Unterſuchung der Frage: ob andere Weſen, die um ihn ſind, alle um ſeinetwillen da ſind, und ob er mit ihnen in keinem Verhältniſſe ſtehe? urſprüngliche und unabhängliche Triebe in ſeiner Seele zu dem, was ſich ſchickt; zu dem, was anſtändig, grosmüthig und billig iſt; zu der ſo vorzüglichen Schönheit Uebereinſtimmung und Vollkommenheit in den Geſinnungen und Handlungen freyer verſtändiger Weſen; welche ſeinen Vortheil, in ſo fern

es sein Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben. Und zum beweisenden Exempel hievon führt er die Scham und Reue über solche Dinge an, wo es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt; und den so verschiedenen Unwillen, den man bey einerley Nachtheile empfindet, welcher uns von einem Thiere, Kinde, Wahnwitzigen, oder hingegen von einem ordentlichen, verständigen Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert er, daß der natürliche Begrif von Recht und Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen, vom Schönen und Häßlichen in den Gesinnungen, der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so finden wir, daß die Empfindungen des Rechts und Unrechts, des Anständigen und Unanständigen, nicht ursprünglich eingepflanzte Triebe sind, sondern sich allezeit auf vorhergehende Urtheile gründen. Und so lange ein Mensch solch ein Urtheil nicht fället, hat er auch jene Empfindung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier Hutchesons so unsichres System zum Grunde zu legen, daß die Empfindungen des Rechts und

Unrechts, des Schönen und Häßlichen in moraliſchen Handlungen, allen Menſchen von Natur eingedruckt wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Menſch in ſeiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerſpricht, daß dieſe Empfindungen bey allen Menſchen ſo beſtimmt ſeyn ſollten, daß man ſie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moraliſchen Handlungen verweiſen könnte. Würde nicht alsdann jeder ſich auf ſeine Empfindungen berufen, und jeder ſeine eigene Moral haben? Ja, viele wird man ſagen, haben dieſe Empfindungen unterdruckt. Wohl, ſo können ſie eben deswegen kein Principium ſeyn, daraus dem Menſchen ſeine Verpflichtung zu moraliſch-guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menſchen und ganze Völker haben ſie nicht unterdruckt; ſie haben ſie nie gehabt. Dieſes Syſtem ſcheint mir nichts weiter, als ein gefallender und dem Menſchen ſchmeichelhafter Roman von ſeiner Natur zu ſeyn, der bey ſeiner Vergleichung mit dem menſchlichen Herzen, ſo wie es wirklich iſt, ſeine Wahrſcheinlichkeit

verliert. Thomas Jones iſt viel wahrer. Moraliſch-ſchöne und gute Empfindungen ſind immer erſt Folgen des Urtheils, das unſre Vernunft von der Wahrheit und Uebereinſtimmung der Dinge, von unſrer eigenen Würde und von der Würde der Dinge, die uns umringen, gefället hat; und je richtiger, beſtimmter und reicher unſre Vernunft in dieſer Beurtheilung iſt, deſto feiner und edler werden auch unſre moraliſche Empfindungen.

Der Herr Verfaſſer behauptet zwar, S. 22. „daß die Triebe des Rechts eben ſo wenig die „Wirkung der Erziehung ſeyn könnten, als die „Begierde nach den Vergnügungen der Sinne „eine Wirkung der Erziehung iſt, weil man „eben ſo gewiß bey jenen ein Verlangen äuſſere „als bey dieſen.„ Aber nicht alle Arten des Verlangens ſezen einen eigenen Trieb voraus, der in dem Weſen der Seele eingewirkt ſeyn müßte. Die ſinnlichen Triebe gründen ſich größtentheils auf die Beſchaffenheit unſers Körpers, und ſind aus dieſem Grunde urſprünglich. Nicht alſo verhält es ſich mit den moraliſchen

Trieben. In ſo fern ſind ſie allerdings eine Frucht der Erziehung, als die beſſere oder ſchlechtere Ausbildung des Verſtandes von der Erziehung abhängt. Wer dem Hutcheſonſchen Syſtem gewogen iſt, ſcheint entweder dadurch verleitet zu ſeyn, daß er gewiſſe Affekten, die ſehr nahe an moraliſche Empfindungen gränzen, und überhaupt mächtige Werkzeuge der Natur zu Erweckung derſelben ſind, mit den Empfindungen ſelbſt verwechſelt, und aus der Urſprünglichkeit dieſer Affekten auf die Urſprünglichkeit der moraliſchen Empfindungen den Schluß macht; oder dadurch, daß er die Fertigkeit des moraliſchen Gefühls in manchen Menſchen, welche aus der öftern Erweckung deſſelben und aus der vielfältigen und wiederholten Beurtheilung des Anſtändigen und Schändlichen, u. ſ. w. entſpringt, für einen eingepflanzten Trieb anſiehet, weil es gar nicht in die Augen fällt, daß das Urtheil dabey geſchäftig ſey. Allein bey dieſer, ſo wie bey allen andern Fertigkeiten der Seele, iſt das Urtheil ſchon ſo geübt, daß es ſchnell und unmerklich wirkt, und ſeine Wir-

kung, nemlich die erregte Empfindung, eher verſpürt wird, als man Zeit gehabt hat, auf die Kraft, daraus ſie entſtand, ſelbſt Acht zu haben.

Der Herr Verfaſſer muß auch ſelbſt S. 26. bis 30. die Ausſprüche der Wahrheit oder der Vernunft über die Beziehungen der Dinge gegen uns und gegen einander zu Hülfe nehmen, um ſeinen Gedanken von der Tugend die gehörige Kraft zu geben; ſich zur Fertigkeit in moraliſchen Empfindungen zu bringen; und ſich in dem Vorzuge, den er ihnen vor andern Arten der Empfindungen giebt, zu beſtätigen.

In der Betrachtung über die Religion S. 32. u. f. druckt der Verfaſſer ſeine Empfindungen mit ſolcher Wahrheit aus, daß ſie ſich dem Leſer in ihrer ganzen Stärke mittheilen. Nur wird es manchem ſcheinen, daß der theoretiſche Theil derſelben, von der Erkenntniß Gottes, zu kurz und zu wenig entwickelt ſey, als daß er dieſe Empfindungen völlig vorbereiten ſollte.

Auf der 39. und 40. S. iſt eine Stelle, darin der Verfaſſer ſich über die Ehre ſo richtig und

erhaben, und zugleich so gottesfürchtig ausdruckt, daß jeder seiner Leser eben das empfinden sollte, was er in dem Augenblick empfunden hat. Ich muß sie ganz hersetzen.

„Höher kann sich meine Ehrbegierde unmöglich erheben, als wenn ich dem gefalle, von „dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles „sieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen „und Bewegungen in Millionen Welten durchschauet; wenn der mitten unter dieser Menge „auch mich sieht und billiget. Nun sind mir „die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als „daß ich mich darum besonders bekümmern „sollte. Läßt sich der Beyfall anderer Menschen, „die Gewogenheit der Großen sowohl, als die „Achtung der Geringern, nicht ohne dieß, auf „der königlichen Straße der Wahrheit und Gerechtigkeit, die ich allein gehen muß, vor mir „antreffen, so verdienen sie gewiß nicht, daß „ich ihrenthalben einen Schritt auf Nebenwege „thue. Kein Mensch, mit allem Schwulst seines Gepränges und seines Stolzes, kann mir „durch sein Gutheissen einen Werth geben; weil

„er ſelbſt keinen Werth hat, als in ſo fern er „rechtſchaffen iſt, und ſich mit mir nach eben „demſelben ewigen Regelmaaß des Rechts und „der Ordnung richtet. Ich bin groß genung, „wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht miß„falle.„ Wie vortreflich iſt hier Edelmuth und Simplicität mit einander vereiniget!

Bey der dritten Auflage iſt dieſer Schrift bereits ein Anhang beygefügt worden, worin dem Misbrauche begegnet wird, den einige Leſer daraus gemacht haben ſollen, die Vortreflichkeit der natürlichen Religion und Sittenlehre über die Offenbarung zu erheben, und die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens dadurch zu beſtreiten. Der Verfaſſer ſetzt bey dieſer Veranlaſſung die Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Religion und Sittenlehre ſehr richtig auseinander, und ſucht den Umfang und Einfluß einer jeden insbeſondere genau zu beſtimmen.

Ich komme nun auf die vier Zugaben, welche dieſer Schrift angehängt ſind. Die erſte iſt eine kurze Betrachtung über den vernünftigen Werth

der Andacht. Ich will das wesentlichste daraus auszeichnen.

Die ganze Betrachtung hat zur Absicht den Menschen, die doch vernünftig seyn wollen, ihr Unrecht und ihre widersprechende Aufführung zu zeigen, wenn sie keine Empfindungen der Andacht haben, oder sich gar derselben schämen. Er fängt damit an, daß er die Quelle dieser Kaltsinnigkeit nicht sowohl in einer gänzlichen Verläugnung aller Gottesfurcht, sondern in gewißen dunklen, heimlichen Zweifeln sucht, die sich bey dem Glauben der Menschen an einen Gott unvermerkt einschleichen. Solchen Leuten hält er nur die zwey großen Wahrheiten vor; Es ist ein Gott: Es ist eine Vorsehung: und fordert sie auf, sich den Empfindungen, welche die deutliche Erkenntniß derselben hervorbringen muß, zu überlassen. Dies sey Andacht; welche in der Beschäftigung des Herzens, mit diesem erkannten Gott bestehe. Die Betrachtung der Natur führe uns so oft zu dieser Erkenntniß, und flösse uns Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe zu Gott ein; es sey also natürlich, daß

ſich dieſe Regungen auch merklich zeigen müſten. Darf man ſich wohl ſchämen, dieſe Regungen zu zeigen, muß man den Ausbruch derſelben, als eine Schwachheit verhindern? Wird nicht jeder unpartheyiſcher glauben, daß ein Menſch, der dieſe Erkenntniß, und dieſe Empfindungen vor Gott hat, ſich auch eine Ehre daraus machen würde, bey jeder ſchicklichen Veranlaſſung ſeine Empfindungen zu äuſſern, und die gebräuchlichen Handlungen der Anbetung des gröſten und beſten Weſens mit wahren Anzeigen einer lebhaften Rührung auszuüben? Allein man thut das Gegentheil. Man ſchämt ſich der Andacht, man lenket in Geſellſchaften das Geſpräch auf andere Materien, wenn jemand mit Empfindung von der Religion zu ſprechen anfängt; man ſchreckt dadurch wahre Gottesfürchtige ab, Dinge von dieſer Art ins Geſpräch zu miſchen. Dieſe falſche Scham haben auch die Sittenlehrer, in der Schule eines Marivaux und der neuern Franzoſen gelernet, ſie ſprechen mit vieler Spitzfindigkeit und Leichtigkeit von den feinern Sentiments, aber es ſcheinet

net ihnen nicht artig genung zu laſſen, gerade zu Gottes, und der ihm ſchuldigen Empfindungen, Erwähnung zu thun. Es wäre daher gut, daß wir mehr Anleitungen hätten, die rechte Art der Andacht unter den Menſchen liebenswürdig zu machen. Aber ſie müßten die gewöhnliche Fehler unſrer meiſten Andachtsbücher nicht haben, daß ſie entweder ſchwache, kindiſche und der Gottheit unwürdige Vorſtellungen erwecken, und aus einer unnatürlichen Miſchung ſinnlicher und verblümter Gedanken und Ausdrücke beſtehen; noch auch in einem geſuchten und ſchimmernden Schmuck der Beredſamkeit gekleidet ſeyn, und mit prächtigen und poetiſchen Worten, die nur die Einbildungskraft beſchäftigen, Wahrheiten vortragen, welche das Herz rühren ſollten. Die Sprache der Natur und der Wahrheit, die von einem aufrichtigen Herzen zeuget, Ernſt in den Gedanken, und Einfalt im Ausdruck, müſſen die weſentliche Kennzeichen eines ſolchen Buchs ſeyn. — Möchten doch alle Kanzelredner, und alle, die die Erbauung der Menſchen befördern wollen, dieſen letzten Abſchnitt

des

des Verfaſſers S. 84. bis 87. mehr als einmal leſen!

Die zweyte Betrachtung führt die Aufſchrift: das glückliche Alter. Sie lehrt, daß man auch in dieſem beſchwerlichſten Auftritte des menſchlichen Lebens glücklich ſeyn könne. Der H. V. zeigt dieſes in einem lebhaften Kontraſt zwiſchen einem Alten, der mit Reue und Selbſtverdammung auf die vergangenen Vergnügungen ſeiner Jugend, oder auf ſeine unmoraliſche Handlungen zurück ſieht; und einem ſolchen, der die Freuden ſeiner frühern Jahre billigen, und des Andenkens ſeiner guten und edlen Thaten mit Selbſtzufriedenheit genieſſen kann: zwiſchen einem Greiſe, der noch von dem Sturm ſeiner unordentlichen Begierden herumgetrieben wird, ohne ſie doch nunmehro befriedigen zu können; und einem ſolchen, der Ruhe und Stille und Ordnung in ſich empfindet, weil ſeine Leidenſchaften gemäßiget, und vom Taumel der Eitelkeit nüchtern ſind: zwiſchen dem, der entweder hoffnungslos, oder mit Schrecken und Verwirrung in die Zukunft hinaus ſieht; und zwiſchen dem,

dem, der eine Welt voll neuer Freuden darin erblickt, und mit erheiternder Hofnung seiner Verwandlung entgegen geht. Den Beschluß dieser mahlenden Betrachtung macht das Bild des Euphranors eines rechtschaffenen und ehrwürdigen Greises, der dieses glückliche Alter bis zum Tode erfahren hat.

Wenn die vernünftige Polizey der alten Egypter noch unter uns herrschte, daß die Thaten der Verstorbenen nach Wahrheit und Gerechtigkeit beurtheilet werden müßten; so könnte man sagen, daß diese Betrachtung eins der besten Muster zu einer Leichenrede wäre, die sich zum Lobe der vorzüglich edlen und wenigen Rechtschaffenen schickte.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

II. Den 5. April 1764.

Beſchluß des zweyhundert und ſieben und ſiebenzigſten Briefes.

Von den wohl ausgemahlten Zügen in dieſem Gemählde will ich nur einen auszeichnen. Man findet ihn S. 99. „Wer bey dem Anblick des täglichen Verfalls ſeiner irrdiſchen Hütte keine andere Zuflucht übrig hat, als daß er „den völligen Unglauben zu Hülfe rufen muß, „um ſich vor dem fürchterlichen Gedanken von „einer andern Welt zu retten, der muß doch „eben in der Hofnung ſeiner Vernichtung — und „wie tief muß der Menſch herunter geſunken „ſeyn, bey dem dieß die beſte Hofnung iſt! — „in dieſer elenden Hofnung muß er ſchon einen „Theil der Marter empfinden, welche die Reli„gion ihm drohet.„

Es folgen die menſchlichen Erwartungen. Bey Gelegenheit eines Jahrwechſels ſtellt der Verfaſſer angenehme und ſehr richtige Betrachtungen über den allgemeinen Hang der Menſchen an, ſich mit Hofnungen von künftigen glücklichen Begebenheiten zu nähren. Urſprünglich rührt dieſes von der gütigen Vorſorge der Natur her, welche durch ſolche Hofnungen, die ſich unſere Einbildungskraft ganz rein, und von Beſchwerde und Verdruß unvermiſcht vorſtellt, die gegenwärtigen Leiden oder Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens verſüſſen will. Aber die Ausſchweifungen der Menſchen verderben gemeiniglich den Zweck der guten Anſtalten der Natur. Anſtatt daß man bey dieſen ſchmeichelhaften aber doch täuſchenden Bildern nur Augenblicke verweilen ſollte, ſo verliebt man ſich ſo ſehr darin, daß man das gegenwärtige ganz darüber vergißt. Und welch ein Elend, wenn dieſe Hofnungen nun fehlſchlagen! Sie ſchlagen aber gemeiniglich fehl; ſelbſt diejenigen, welche, ohne Hülfe der regelloſen Phantaſey, nach der beſten Wahrſcheinlichkeit gefaßt werden. Denn

es iſt alles, was mir vom zukünftigen erwarten, unſicher und ungewiß, und die geringſte und unmerklichſte Begebenheit giebt den größten Wahrſcheinlichkeiten einen andern Ausſchlag. Nur die einzige menſchliche Erwartung iſt und bleibt immer gewiß, daß der Tugendhafte nach dieſem Leben eine glückſelige Ewigkeit genieſſen wird. Und dieſe einzige Erwartung kann alles verſüſſen, alles erleichtern, und den Menſchen allein getroſt machen, „die kleinen abwechſeln„den Erhöhungen und Vertiefungen auf der „Bahn des menſchlichen Lebens, mit Gleich„müthigkeit zu durchwandern.„ Das iſt der Inhalt dieſer Betrachtung.

Den Beſchluß macht die Betrachtung, die Entſchloſſenheit betitelt. Der V. verſteht darunter den ſtandhaften Vorſatz, nicht allein den Werth der Rechtſchaffenheit und Tugend allezeit einzuſehen, und eine moraliſche Entzückung darüber zu fühlen; ſondern auch mit einer ſtets geſchäftigen Stärke des Geiſtes die Pflichten derſelben in allen Umſtänden des Lebens auszuüben, und alle Leidenſchaften, die dawider

ſtreiten, alle Verſuchungen, die davon abziehen wollen, mit einem Wort; alle Hinderniſſe, welche ſich dieſer Ausübung entgegen ſetzen, und ſollten ſie noch ſo reizend ſeyn; allezeit der Vollbringung deßen, was man für recht und tugendhaft erkennt, aufzuopfern, ſollte es auch noch ſo ſchwer ſeyn, und noch ſo viel koſten. S. 128.

Denn ſobald ſich der Menſch zur Unordnung, Ungerechtigkeit und Falſchheit hinreiſſen läßt, oder ſich auch nur von ſich ſelbſt, und von dem Zweck ſeines Daſeyns bey leichtſinnigen Zerſtreuungen in der Welt zu weit verliert, ſo fehlt ihm die unmittelbare Billigung ſeines eigenen Herzens. In dieſem Zuſammenhange druckt er ſich S. 121. unter andern alſo aus: „Auch bey „einer jeden leichtſinnigen Zerſtreuung in der „Welt, — da ich kleinen unwürdigen Abſichten „nachlaufe, ohne ſie mit meinem groſſen End„zweck in eine Verbindung zu bringen; u. ſ. w.„ Das Beywort unwürdige iſt dem Herrn Verfaſſer wohl wider ſeine Abſicht entfallen. Unwürdige Abſichten können niemals mit unſerm

groſſen Endzwecke in Verknüpfung gebracht werden; aber wohl kleine Abſichten. Und dieſe hören auf unwürdig zu ſeyn, ſobald wir ſie unter den Hauptzweck unſrer Natur ordnen, ja ſie ſind auch an ſich ſelbſt nicht weiter unwürdig, als in ſo fern ſie mit der Gröſſe unſers Beſtrebens in keiner Proportion ſtehn.

Einen Zug der Entſchloſſenheit, der in unſern Zeiten ſehr nachahmungswürdig iſt, findet man S. 125. „Es ſoll mich nicht irre machen, heißt „es; daß ſo viele neben mir, denen ich die gröſ„ten Vorzüge des Verſtandes und der Scharf„ſinnigkeit zugeſtehn muß, nach einem ganz „andern Plane verfahren. Sie wiſſen zum Theil „tauſend Dinge, die ich nicht weiß; ſie ſehen „in allen Angelegenheiten des Lebens weiter als „ich. Allein in dieſer meiner gröſten Angele„genheit gelten keine andere Einſichten, als die „ein redliches Herz giebt; ſollte man nicht lieber „ſagen, die mit einem redlichen Herzen verbun„den ſind? In und dabey bin ich auſſer aller „Gefahr. Andere mögen alſo ihre Weißheit „ſetzen, worein ſie wollen; dieß ſoll meine Weiß-

„heit, mein Ruhm und mein Glück seyn, daß „ich Gott fürchte, und recht thue, und auf „eine bessere Welt hoffe. Hierin wird mich „einmahl meine aufgeklärteste Vernunft, und „die Vernunft der würdigsten Menschen, und „der reinen Geister, und der Gottheit selbst „rechtfertigen.

S. 130. wird mit Grunde behauptet, daß auch der Lasterhafte, dem die Selbstverläugnung nicht gefallen will, doch selbst, wann er Laster begehet, diese Selbstverläugnung ausübe, indem er erst das Licht der Vernunft, das Urtheil seines Gewissens, die Regungen der Menschenliebe und den Trieb der wahren Ehre verläugnen und in sich ersticken müße, ehe er sich seinen lasterhaften Begierden überlassen könne.

Nur kostet es ihm nicht so viel, als dem Tugendhaften, weil er schwächere Empfindungen bey sich zu überwinden hat, und von starken, mächtigen und sinnlichen Trieben unterstützet wird.

Es.

N. S.

Ich will bey Gelegenheit dieſer Zugaben nur noch eine einzige Bemerkung anführen, die mir nicht nur dismal ſondern auch beym Durchleſen anderer Schriften in den Sinn gekommen iſt. Es iſt dieſe, daß auch die beſten unſerer deutſchen Schriftſteller die Genauigkeit in den Bildern, die ſie machen, oder auf die ſie anſpielen, nicht erlanget haben; die wir bey dem beſten untern den Franzoſen und andern Ausländern antreffen. Ich habe bey Hr. Spalding gleich auf einander zwey fehlerhafte Beyſpiele bemerket. p. 109. Um die Vortheile der Ausſichten in die Zukunft recht zu genieſſen: ſollten wir nur gleichſam mit leichten Füſſen über dieſelben hinweggehen, und uns nicht zu ſtark drauf lehnen, hier iſt einmahl das Gehen mit leichten Füßen auf den Ausſichten fehlerhaft. Es ſey aber auch das Bild eines Bodens richtig, wie kann ich dis ſo gleich wieder in ein Geländer, worauf man ſich lehnet, verwandeln? Machen Sie die allgemeine Probe maleriſcher Bilder! entwerfen ſie die an der Wand und ſehen

ſie, ob ſie bey einerley Bild bleiben können? gewiß nicht.

S. 115. ſtehet. Wie kann ich bey dem ſchmäuchelnden Schatten des Glücks ſo leicht vorbey ſchlüpfen, daß ich mich nicht ſtärker daran binde, als es meine Zufriedenheit verträgt? Wie ſie auch den Schatten nehmen wollen: ſo iſt das daran binden wiederſinniſch. Wollen ſie ſagen, daß ſich das daran binden auf Glück beziehe: ſo verlieren ſie das Bild des Schattens.

Solche Flecken müſſen wir noch abwiſchen, ehe wir dazu kommen, Bücher zu liefern, die ein gebeſſerter Geſchmack mit den Schriften der alten und der Ausländer entweder in annähernden oder gleichem Werthe hält. Wenn wir erſt von herrſchenden unſinnigen Fehlern befreyet ſind: ſo wird ſich dieſe letzte Glättung, die letzte Arbeit, die der ächte Künſtler an ein Werk aus ſeiner Werkſtätte wendet, wohl anbringen laſſen.

Zwey hundert und acht und siebenzigſter Brief.

Herr Geßner hat die Welt mit einer neuen Auflage ſeiner ſämmtlichen Schrifften beſchenket welche zu Zürich bey Orell im Jahre 1762. in vier Bänden in groß Octav heraus gekommen iſt. Dieſe neue Ausgabe enthält nicht allein alles was ſchon vorher von dieſem liebenswürdigen Schriftſteller erſchienen, und bisher in kleinerem Formate gedruckt worden; ſondern auch eine beträchtliche Anzahl neuer Stücke. Man hat dieſe neue Stücke, denen zu Gefallen, welche die vorige Gedichte in kleinerm Formate beſitzen, auch beſonders unter dem am Rande bemerkten Titel *) abdrucken laſſen.

Da die vorhergehenden Werke des Herrn Geßner, gleichſam Ihr Handbuch ſind, ſo habe ich Ihnen nur von dieſen neuen Stücken Nachricht zu geben. Ich kann zwar nicht ſagen,

*) Gedichte von Salomon Geßner, klein 8. Zürich 1762.

daß ich mit allen von dieſen neuen Gedichten gleich zufrieden bin. Ich wünſchte daß Schriftſteller, die ſich einmahl durch unſterbliche Werke hervorgethan haben, niemahls etwas ans Licht geben möchten, was bloß mittelmäßig iſt. Einem großem Geiſte ſtehet dieſe Ruhmbegierde an, und billig ſollte er auch ſo viel Selbſterkenntniß beſitzen, um ſeine vortrefliche Werke von denen zu unterſcheiden die ihm mißgerathen ſind.

Ich läugne nicht, daß dieſe Betrachtungen hauptſächlich durch das Schäferſpiel Evander und Alcimna erreget worden. Bedenken Sie ſelbſt, ſobald man höret ein Schäferſpiel von Geßner, kann man wohl anders, als etwas auſſerordentlich ſchönes erwarten. — Gleichwohl traue ich mir zu ſagen, daß wenn nicht nebſt einigen einzelnen Zügen, das ſanfte Colorit, der reizende Styl, freylich immer noch einen guten Kopf verriethe, ſo würde dieſes Stück des Geßneriſchen Nahmens ganz unwürdig ſeyn. Die Anlage iſt ſo fehlerhaft als möglich. Erfindung, Situationen, Charaktere,

Entwi-

Entwicklung ſind ſo gemein und bekannt, daß ſie gar nicht die geringſte Würkung mehr thun können. Urtheilen Sie ſelbſt nach folgenden kurzen Auszuge dieſes Stücks.

Im erſten Auftritte unterreden ſich Lamon und Chloe zwey benachbarte Hirten, von dem Evander und der Alcimna, welche Ihnen von unbekannten Leuten vor achtzehen Jahren ſind zur Pflege gegeben worden. Sie gehen weg und Evander und Alcimna kommen, ſich von ihrer Liebe bis an das Ende des erſten Aufzugs zu unterreden. Sie ſehen leicht daß der erſte Aufzug auf dieſe Art, aus zwey Geſprächen beſtehen würde, die nichts mit einander gemein haben würden; dis muß Hr. G. auch gemerkt haben, denn er flickt einen Hirten Namens Milo dazwiſchen, der hernach im ganzen Spiele nicht wieder vorkommt, und der einige Liebe gegen die Alcimna bezeugt, aber wie Sie leicht denken können, abgewieſen wird, demohnerachtet iſt er ſo mitleidig Ihnen zu berichten, daß Schiffe gelandet, und fremde Leute nicht weit davon ausgeſtiegen ſind.

Dis war die Anzeige im erſten Aufzuge. Im Anfange des zweiten trit Pyrrhus auf, und bezeuget ſeine Ungedult ſeinen Sohn zu ſehen, den er vor achtzehen Jahren unbekannt bey den Hirten gelaſſen. Nun iſt auch ſogleich die Entwicklung da, und zwar ſehr ſchnell, im Anfange des zweiten Aufzugs, da das Stück drey Aufzüge hat. Nun rathen Sie einmahl womit dieſe beide letztern Aufzüge erfüllet werden. Nachdem der Vater den Sohn erkannt hat, ſo kommen ein Petitmaitre, ein Officier, ein Hofmann und ein Gelehrter, als wenn Sie Pyrrhus recht ausdrücklich deßwegen in ſeinem Schiffe mitgebracht hätte, daß ſie dem Dichter ſollen helfen den zweiten Aufzug ausfüllen. Jeder von dieſen Charaktern wünſcht dem Evander Glück, daß er das ſchlechte Schäferleben verlaſſen und ſchildert nach ſeiner Art die Welt. Die Antworten des Prinzen und die ganzen Scenen können Sie ſich leicht vorſtellen, wenn Ihnen auch nicht gleich Arlequin Sauvage vielleicht einfallen möchte, denn dieſe Wendung iſt von vielen Schriftſtellern genutzt und abgenutzt

worden.

worden. Ich geſchweige, daß ſich der Charakter eines Petitmaitters Z. E. eben nicht in das griechiſche Zeitalter zu ſchicken ſcheinet. Doch vielleicht haben die Alten mehr Thorheiten gehabt als wir wiſſen.

Im dritten Aufzuge, nachdem Alcimna auch in der Geſchwindigkeit ihren Vater Arates (einen von dem Gefolge des Pyrrhus,) wieder gefunden hat, läßt ſie ſich von ihren Aufwärterinnen ohngefehr eben ſolche Sachen vorſagen, als die oben erwähnten Charaktere dem Evander vorgeſagt haben. Evander in fürſtlichen Kleide hält eine Monologe die beynahe fünf Seiten einnimmt. Er empfängt von ſeinem Vater den Befehl die Tochter des Arates zu heirathen, und Alcimna hingegen von dem Arates den Befehl den Prinzen zu lieben. Beide ſträuben ſich, weil jeder des andern verändertes Schickſal noch nicht weiß; Als ſie ſich aber zugeführt werden, ſo ſiehet jeder daß er an ſeinen geliebten Gegenſtand ſoll vermählet werden. War denn dieſe kahle Verwicklung

in

in mehr als hundert Schauſpielen nicht bis zum Eckel gebraucht genug, daß wir ſie hier noch wieder finden müſſen.

Das folgende Stück: Eraſt, iſt um ſehr viel beſſer, und ſeiner Anlage nach, ſehr rührender Situationen fähig, der Charakter des ehrlichen Bedienten, der aus Liebe gegen ſeinen aufs äußerſte gebrachten Herrn, auf der Straſſe einen Reiſenden beraubt, iſt neu, und ganz vortreflich ausgeführt, der Umſtand daß dieſer Reiſende gerade der Vater iſt, der dem Eraſt ſo hart begegnet hat, hätte vielleicht, mit einer kleinen Bemühung können wahrſcheinlicher gemacht werden, und hätte bey einer weitern Ausführung noch zu verſchiedenen Situationen Gelegenheit gegeben. Ich ſage bey weiterer Ausführung, denn ich betrachte das ganze Stück nur als eine Art von flüchtigem Entwurf, der aber, auf mehr als eine Art verdient, nochmals überdacht, und weiter vollendet zu werden.

Ein Gemäld aus der Sündfluth folgt auf dieſes Stück. So treflich einem Geßner, die Beſchreibungen der reizenden Natur, und die ſanften Empfindungen des Schäferlebens zu gerathen pflegen, ſo wenig ſcheint das Groſſe, das Starke, das Schreckliche für ſein Genie gemacht zu ſeyn. Ein Genie, das ſich auſſer ſeinen Zirkel macht, ſollte bedenken, wie leicht es in ſolchen Fällen iſt, bey allen übrigen Talenten wenig Ehre einzulegen, und ſich an dem Exempel eines Vanderwerf ſpiegeln, dem ein Fürſt zwang, ins Große zu malen. Uebrigens hat dieſes Gemälde auch ſogar viel ſchreckliches nicht; Außer einer kurzen Beſchreibung des wütenden Waſſers, findet man bloß die Empfindungen eines tugendhaften Paares, welches ſich noch auf dem einzigen emporſtehenden Berg gerettet hatte, und zuletzt von den Wellen verſchlungen wird. Man würde ſie angemeſſen finden, wenn uns nicht die heilige Schrift ausdrücklich meldete, daß Gott die wenigen Menſchen, die bey dem allgemeinen Verderben, ſeiner Gnade würdig waren, in der Arche ſorgfältig

fältig erhalten habe. — Daher wird ſich dieſes Gemälde allenfalls nur in eine Provincialſündfluth ſchicken.

Vielleicht iſt es dem folgenden Gedichte einverleibet geweſen, und bey reiferer Ueberlegung als ein überflüßiger Zweig abgeſchnitten worden.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

III. Den 12. April 1764.

Beſchluß des zwey hundert und acht und ſiebenzigſten Briefes.

Dieſes Gedicht, der erſte Schiffer betitelt, iſt das ſchönſte Stück in dieſer Sammlung, und gewiß eines der allervortreflichſten das Geßner gemacht hat. Es kann ihm zur äußerſten Vollkommenheit gewiß nur ſehr wenig fehlen. Eine ſehr angenehme Erdichtung, die ungemein geſchickt bearbeitet iſt, naive Charaktere, ſehr dichteriſche Beſchreibungen, und die reizende ſanfte Poeſie des Styls die man an einem Geßner ſchon gewohnt iſt. Ich kann Ihnen nicht ſagen, mit wie vielem Vergnügen ich dis ſchätzbare Stück mehr

als einmahl durchgeleſen habe. Weniger um Ihnen einen kurzen Begrif dieſes Stücks zu geben, (denn Sie werden es ſelbſt gewiß mit eben ſo vielem Eifer leſen als ich) als vielmehr um mich ſelbſt meines gehabten Vergnügens wieder zu erinnern, will ich Ihnen einige allgemeine Züge davon mittheilen.

Ein kleines Vorgebürge worauf Mylons Hütte ſtand, ward durch eine Ueberſchwemmung von dem übrigen Lande abgeriſſen, und alſo zu einer Inſel gemacht. Er ſtarb, und es blieb niemand übrig, als ſeine kleine Tochter Melida, nebſt ihrer Mutter Semira.

Semira, um die Einſamkeit ihrer Tochter nicht mit bitterm Kummer zu quälen, verhälte ihr alle geſellſchaftliche Freuden, und gab vor, daß ihre kleine Inſel das einzige vorhandene Land ſey.

Auf dem veſtem Lande der Inſel gegen über lebte ein Jüngling, der von ſeinem Vater die

Geſchich-

Geſchichte der Ueberſchwemmung und das Schickſal des Mylons hatte erzählen hören; Man hatte ihm auch die Schönheiten, die Melida als ein Kind beſeſſen, gerühmet. Dieſe Geſchichte machte in ihn großen Eindruck, hiezu kam, daß ihm ein Traum die Inſel und Meliden vorſtellte, und ihn, wie er übers Meer ſchwebte um ihr zu Hülfe zu kommen. Nunmehr bekämpfte er ſeine Liebe umſonſt, und gieng öfter ans Ufer um nachzuſinnen. Als er ſo einsmahls ſaß, ſo ſah er etwas nach dem Ufer treiben; es war ein von Alter ausgehölter Baum und darin ein Kaninchen, welches für der Verfolgung eines Feindes darin Schutz geſucht hatte. Voll Freuden über dieſe Entdeckung beſchloß er den Stamm ſo weit auszuhölen, daß er ſelbſt darin ſitzen könnte; aber er bemerkte, daß er ſich auf ſolche Art nur von den Wellen treiben laſſen mußte, und ſeine Reiſe nicht nach Belieben lenken konnte. Er beſann ſich daß der Schwan mit ſeinen Füſſen ſeinen Lauf lenkt; Er beſchloß ſich alſo hölzerne Füſſe oder Ruder zu machen. Und nach vielen vergeblichen Verſuchen, gelang

es ihm endlich seinen Nachen ins Meer zu lenken, und glücklich wieder ans Ufer zurück zu kehren.

Ungefehr hatte Amor bey der Arbeit immer seinen Muth befeuert; itzt flog er zu der Höle des Aeolus und bat ihn alle Winde einzuschliessen, bis an den Abend die Sonne wieder ins Meer gehe, und ihm hingegen tausend Zephir zu geben, daß sie seinen Befehlen so lange gehorchten. Als er seiner Bitte gewähret worden, flog er schnell dem Ufer zu, wo er den Jüngling voll froher Ahndungen sah. Die hierauf folgende Beschreibung der Hauptthandlung in diesem Gedicht ist werth daß ich sie Ihnen als ein Beispiel der vortreflichen Ausführung in diesem Gedichte hersetze:

„Still und sanft zwitzerte das Meer in der
„kommenden Morgensonne, und heller, als
„sonst, sah er die gegen über stehende Insel;
„das Ufer ertönte von dem Gesange der Vögel,
„und zwo wilde Dauben flogen über seinem

„Haupt hin, der Insel zu. Nur sanfte Winde
„lispelten an schattenreichen Ufer; so sanfte Stil-
„le war auf dem Meer und an den erwartenden
„Ufern, als die Göttin Venus in blendender
„Schönheit aus dem Meerschaum entstand; da
„sah der helle Himmel und das grüne Meer
„und die Ufer in feyerlicher Entzückung auf das
„werdende Wunder; die Winde lagen erstaunt
„auf unbewegten Flügeln, nur sanfte Zephir
„küßten die Göttin und jede werdende Schön-
„heit. Von neuem befeuert itzt Amor seine
„Kühnheit und seine Liebe; und itzt stieg er in
„den Nachen. O du Herrscher des Meeres,
„Neptun, (so rief er) Götter und Göttinnen,
„die ihr die Meere bewohnet, o seyd meinem
„kühnen Unternehmen gewogen! Nicht Trotz,
„nicht sträflicher Stolz; mein Liebe, die ein
„Gott in meinen Busen legte, und tugendhaf-
„tes Verlangen, auf gefährlichem Wege Noth-
„leidenden Hülfe zu bringen, hat mich zu so
„kühnem Unternehmen befeuert. Laßt, o laßt
„glücklich mich jenes Ufer erreichen; und du,
„der diese Liebe entflammet hat, verlaß, o ver-

„laß mich itzt nicht, du haſt zuerſt den kühnen „Gedanken in mein Gemüthe gelegt!

„Plötzlich als er noch ſprach, ließ Amor aus „ſeinem Nachen einen hohen Stab empor wach„ſen, von deſſen oberſter Spitze Blumenkränze „in der Luft gegen der Inſel hinflogen. Denn „er hatte den Zephirs befohlen, in die Blumen„kränze zu wehen, und vom Ufer her die Wel„len gegen den Hintertheil des Nachen zu ſchla„gen; andere mußten vor ihm her die Wellen „zertheilen, und den flüßigen Weg ebnen; und „andern befahl er, den Jüngling bey ſeiner „Arbeit zu kühlen. Itzt ſah es der Jüngling „mit heiligem Erſtaunen, daß ein Gott ihm bey„ſteht, und ſtieß voll hohen Muthes vom Ufer, „und Amor flog ihm unſichtbar, hoch über ſei„nem Nachen vor ihm her. Aus der Tiefe her„auf und von fernen Ufern kamen die Tritonen, „die Söhne des Neptun, und ſchilfbekränzte „Töchter des Nereus; in plätſchernden Spielen „ſchwammen ſie in weitem Kreis um ihn her, „in freudigem Erſtaunen über den kühnen

„Sterblichen, der, der erſt es wagt, im kleinen
„Schiffe dem weiten Meer ſich zu vertrauen.
„O ſey beglückt! (ſo ſangen ſie) Gefahrlos ſey
„deine Reiſe, kühner Jüngling! Dich wird die
„Liebe belohnen, ſie, die ſo erfindſam dich macht,
„ſo kühn, in kleiner Schale des gehöleten Stam-
„mes auf die Fluthen des Meeres dich zu wa-
„gen. Wie ſchön ſchwimmſt du daher, mit
„flatternden Blumenkränzen auf ſchimmernden
„Wellen daher, wie der majeſtätiſche Schwan,
„mit künſtlich lenkenden Füſſen. Zwar Amor
„flieget vor dir; der muß glücklich ſeyn, den
„die Liebe in ihren Schutz nimmt. Empfangt
„ihn unverletzt ihr Schatten der Inſel! dort
„ſoll er den Lohn, den ſüſſeſten Lohn der kühnen
„Erfindung empfangen. Wir ſehens, o wir
„ſehen in der Zukunft deine verbeſſerte Kunſt!
„Nationen decken mit Fahrzeug den Ocean,
„und ſchwimmen zu fernen Nationen; Völker
„ungleich an Sitten, durch ganze Meere geſon-
„dert; empfangen ſich erſtaunt am friedſa-
„men Ufer; ſie holen und bringen ſich fremde
„Schätze, und Ueberfluß und Wiſſenſchaft und

„neue Künſte. Auf unwirthbaren Meeren findt
„dann der Schiffer den ungepfadeten Weg, und
„ſchwimmt auf unermeßlicher Tiefe. Er trotzet
„kühn dem tobenden Sturm, wenn Himmel und
„Meer wüten, und ungeheure Wellen mit
„ſeinem Fahrzeug ſpielen. So kühn und er-
„findſam iſt Prometheus Geſchlecht; Feuer
„der Götter lodert in ihrem Buſen, und don-
„nernde Gefahr befeuert den unaufhaltſamen
„Muth.

„So ſangen die Nymphen und Meergötter in
„plätſcherndem Tanz um den Nachen her, an-
„dre bliesen auf ihrem Muſchelhorn harmoniſch
„zum Lied. So ſchwamm er glücklich dahin,
„und glücklich kam er ans Ufer, das mit hü-
„pfenden Schatten und lieblicher Kühlung ihn
„empfieng; itzt ſprang er freudig aus dem Na-
„chen, und zog ihn ans ſichere Ufer; dann dankt
„er den Göttern, die ſo gnädig ſein kühnes Un-
„ternehmen ſchützten.„

Welch ein vortreflich Gemälde! Und ich versichere Sie doch, daß dieser Stelle noch sehr viele in diesem Gedichte an Schönheit gleich sind. Einer Ihrer Freunde, auf dessen Urtheil Sie und die Welt nicht wenig zu achten pflegen, hat in einer mündlichen Unterredung, in der wir uns einst das Vergnügen mittheilten, das wir aus diesem Gedichte geschöpfet haben, den Stab mit Blumenkränzen getadelt, den Amor aus dem Nachen wachsen läßt. Es schien dis zu wunderbar und ausserdem schienen Blumenkränze nicht allzuwohl die Stelle der Segel vertreten zu können. Ich gestehe daß ich in den ersten Augenblicken selbst dieser Meinung war; Es dünkte mir sehr leicht dieses Wunder etwas natürlicher zu machen. — Wenn der Jüngling seinen Hirtenstab am Kahn befestigte und sein Oberkleid, damit er desto bequemer rudern könnte, daran hienge, so könnte hernach Amor dieses flatternde Gewand unten mit Blumen befestigen, damit es einem Segel ähnlich wäre, worin die Zephirs sanft bliesen; der Jüngling würde daraus nicht weniger die Gegenwart eines Gottes

erkannt haben. — So dachte ich; aber bey reiferer Ueberlegung, gefällt mir der mit Blumen bekränzte Stab doch beſſer. Es möchte die vorgeſchlagene Verbeſſerung vielleicht allzugekünſtelt ſcheinen. Auf dem von tauſend Zephirn geglättetem Meere, war kein Segel nöthig, und da alle Erfindungen nur nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werden, ſo möchte es wohl zu viel ſcheinen, wenn bey der erſten Erfindung eines Nachens auch zugleich das Segel erfunden worden wäre. Der bekränzte Stab war ein Zeichen der Gegenwart und des Wohlwollens einer Gottheit, welches die Zuverſicht einflöſſen konnte, die derjenige wol nöthig hätte, der ſich zuerſt auf das wilde Meer wagte. Dieſer mit fliegenden Blumen bekränzte Stab kann leicht den Nachkommen zur Erfindung der Segel Gelegenheit gegeben haben. Und es bleibt immer eine ärtige Nebenidee, daß die Segel, durch deren Hülfe wir noch itzt das Meer beſchiffen, von dem Zeichen ihren Urſprung genommen, durch welches der Gott der Liebe, das Herz des erſten Schiffers mit Zutrauen erfüllte.

Die Vereinigung der beiden Liebenden müssen Sie selbst nachlesen, denn wenn ich alles Schöne Ihnen mittheilen wollte, müßte ich das ganze Gedicht abschreiben. Am Ende bringt der Dichter einen kleinen aber vortreflichen Zug an. „Ihre Enkel, sagt er, vervollkommneten die „Kunst das Meer zu beschiffen. Am Ufer der „Insel bauten sie eine volkreiche Stadt, und „hiessen sie Cithera; Hohe Thürme und Tempel „warfen ihren Schimmer weit in das Lakoni„sche Meer; der Schönste von allen war der „Liebe geheiliget.„ Wie wichtig und interessant wird durch diesen Umstand nicht die kleine Hütte des Mylons.

Den Rest dieses Bandes nehmen einige Idyllen ein, und ein kleines Gedicht, die Nacht betitelt, so sonst schon besonders gedruckt gewesen. Man findet auch einige versificirte Lieder, die nicht ohne Schönheiten sind; Doch muß ich gestehen, daß mir keines sowohl gefällt, als dasjenige, das Evander und Alcimna in dem Schäferspiele dieses Namens singen: Ich hätte Ihnen dieses niedliche

niedliche Liedgen gleich oben aufführen sollen. Doch hier ist es noch. —

Aleimna.

Was bin ich, mein Geliebter!
Was ohne dich?
Was ohne Thau und Sonne
Die Blüthen sind.

Sie trauren da, und sterben,
Der Frühling traurt;
Und Munterkeit und Freude
Fliehn von der Trift.

Evander.

Mir ist, mir ist die Liebe
In deinem Arm,
Was Morgenthau und Sonne
Den Blüthen sind.

Sie schmücken iede Staude,
Der Frühling lacht;
Und Munterkeit und Freude
Umhüpft die Trift.

Beyde.

Ich will dich ewig lieben,
Das schwör' ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört, Nymphen, hört die Schwüre!
Ich schwör' es bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!

Alcimna.

Wie wenn der öde Winter
Mit Frost und Schnee
Die kleine Biene traurig
Zur Zelle jagt;

Wie sie da sitzt und trauert
Den Winter durch;
So trauer' ich, bist du ferne,
Die Stunden durch.

Evander.

Wie wenn zur traur'gen Zelle
Die Sonne strahlt,
Und dann, erwacht, die Biene
Zur Oefnung eilt;

Wie sie des Frühlings Wonne
Entzücket sieht,
So, seh' ich deine Wonne,
Bin ich entzückt.

Beyde.

Dich will ich ewig lieben,
Das schwör ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört Nymphen, hört die Schwüre!
Ich schwör es bey den Fluren
Beym heil'gen Hain!

S.

Zwey hundert und neun und siebenzigster Brief.

Man kann sagen, daß der Hr. v. Moser schnell auf der schriftstellerischen Laufbahne fortgehe. Es erscheint von ihm eine Sammlung *) kleinerer schon gedruckten Schriften, und vor dieser Sammlung sein Bildniß in Kupfer. Nach unserer gelehrten Verfassung in Deutschland, sind diese beyden Umstände Merkmale, daß man schon die erste Erndte des erworbenen Ruhmes in die Scheunen gebracht habe. Mir ist es ungemein lieb, diese Sammlung, wobey die Zeit der ersten Ausfertigung eines jeden Stückes genau bemerkt ist, gesehen zu haben: denn nichts ist vortheilhafter, als dem allmähligen Wachstume eines guten Genies zu zu sehen, und den Zeitpunkt zu bemerken, worinn seine Schreibart endlich die Festigkeit des Eigentümlichen erlanget hat. Dieß ist auch der einzige Grund, der mich bewegt, ihnen von diesen

Moser-

*) Fr. Carls v. Moser gesammlete moralische und politische Schriften, erster Band, Frankfurt am Mayn bey Gebhard 1763.

Moſerſchen Schriften Nachricht zu geben. Wir wollen zuſammen aufſuchen, wo die erſtern Spuren von dem Verfaſſer des Herrn und Dieners vorhanden ſind.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 19. April 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und neun und siebenzigsten Briefes.

Ich finde in dem ersten Stücke: der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes bey Hofe, nicht eher als auf der 48. S. eine Stelle, die diesen Verfasser verräth; „Vor „blossen Bauchpfaffen, sagt ein grauer Hofmann zu seinem jungen Vetter, „vor solchen „Pfaffen hütet euch so lange und so viel es mög„lich ist; meidet ihre Bekanntschaft, redet von „ihnen weder gutes noch böses; überlaßt sie „Gott und ihrer dereinstigen Verantwortung, „begegnet ihnen übrigens mit der ihrem Stand „gehörigen Achtung, und beweiset ihnen gele„genheitlich alle diejenige Pflichten des Bandes „der menschlichen Gesellschaft, die ihr auch dem

„Esel eures Nächsten, der in Brunnen gefallen, „erweisen würdet. Die unangenehme Begeben„heiten, die ich mit diesem Geschlechte während „meines Consistorialpräsidii erdulden müssen, „können euch Warnung genug seyn, wenn ihr „anders nicht lieber erst durch eigenen Schaden „klug werden wollet.„

Weit stärker ist schon die Stelle S. 67.

„Ich gieng in mich selbst, woher bey einem „Fürsten aller Rath vergebens und die besten „Anschläge zu Wasser würden, der Herr führte „mich ins Heiligtum; mir wars, als sähe ich „die Bücher der Menschheit vor mir liegen, „und in denenselben aufgezeichnet: Blutschul„den, Vergiftungen, Ehebrüche, heimliche „Morde und andre Greuel, nebst Millionen „Seufzer, die unausgelöscht waren. Ein En„gel schiene in diesen ewigen Augenblicken im„mer neue Striche hinzuzusetzen, und ein Strich „begriffe wohl tausend Seufzer armer Wittwen „und gedruckter Waysen. Es wurde mir noch „mehr entdeckt, ich erfuhr alle die Arbeit, wel„che

„che der Geiſt des lebendigen Gottes an die „Seele meines Fürſten gewendet hatte, ihn zu „einem Knechte Gottes zuzubereiten. Ich ſahe „auf einem beſondern Blatte die Sünden wider „die Majeſtät verzeichnet, deren eine Menge „war. Noch viel mehrers wurde mir in dieſen „Stunden der Anbetung entdecket. Ich legte „meinen Mund in den Staub, und ärgerte „mich nicht mehr über das Glück der Gottloſen, „denn ich ſahe ihr Ende.„

Der volle Styl des Hrn. v. M. kömmt in dem Stücke zum Vorſchein, daß den Titel führet: Patriotiſche Gedanken über die Staatsfreygeiſterey. Sie ſehen wohl daß es nur auf unſre deutſche Staatsverfaſſung geht, und eigentlich die praktiſche Staatsfreygeiſterey betrift, die in der Ausübung an die Geſetze, welche die ſchwächlichen Stände binden, nicht mehr wollen gehalten ſeyn. Ich müßte das ganze Stück abſchreiben, das vielleicht das beſte und neueſte in der Sammlung iſt, wenn ich alles Gute auszeichnen wollte. Ich will es

also ihnen selbst lieber überlassen, nur die Stelle aus einer Schrift des Kanzlers Ludewig kann ich nicht überschlagen, da ich mich würklich gewundert habe, eine gewisse Art des Witzes, die ich für neuer hielte, bey ihm anzutreffen.

S. 134. „Wer einem Reichsfürsten dienet, „von dem erwartet man keine Sachen, die zur „Verkleinerung der Landeshoheitlichen Vor„rechte dienen. Wie hingegen sich die Reichs„stände nicht ärgern, wann ein Professor zu „Prag oder Wien einen auch übermäßigen Ei„fer über den kayserlichen Vorrechten spühren „läßt. — Jeder hält bey seinem Haufen und „Fahne, darauf er geschworen, und borget „sodann, wiewohl in seiner Maasse, dem heil. „Aposiel seine Entschuldigungen und die Worte „ab: „Thun wir zu viel, so thun wir es dem „Herrn.„

Auf dieses gute Stück folget zunächst eines, das Gedächtniß betitelt, von dem man schwören sollte, daß es dem Hrn v. Moser unterge-

geſchoben worden, ſo matt ſchleicht es einher, ſo alltäglich und die Gedanken, ſo abgenützet die Wendungen. Es ſcheint überhaupt, daß dieſes Stück, ſo wie einige andre in der Reyhe, die Sprache der Wochenblätter rede, und Sie kennen dieſe Sprache. Ich habe aus dem ganzen Wuſte vielleicht die einzige gute Wendung, die ich darunter angetroffen, für Sie ausgeleſen. Sie kömmt in einem Stücke vor, auf deſſen Beurtheilung, im Ganzen betrachtet, ſich einzulaſſen von unſern Abſichten entfernet ſeyn dürfte. Die Stelle iſt alſo: S. 290.

„Ich weiß es, meine Freundin, ſie würden „der Verſtorbenen ihr Glück gerne gönnen — „wann die Seelige nur nicht ihre ſo zärtlich ge„liebte, ſo treu und genau verbundene Herzens„freundin geweſen wäre: da aber dieſes eben „die Hauptfrage iſt, welche ihnen in der jetzi„gen höhern Schule (der Prüfung) zu beant„worten aufgegeben worden: ſo laſſen ſie es „uns dismal machen, wie die Kinder, welche

„ſich manchmal ihre Lektion untereinander „aufſagen, um in der Probe vor dem Lehr„meiſter deſto fertiger beſtehen zu können.„

Die Wendung hat mir ſehr wohl gefallen: wenn ſie nicht neu iſt: ſo hat ſie doch immer den Vortheil, daß ſie nicht abgenützet iſt, und den folgenden Betrachtungen einen guten Anſtand verſchaffet.

Ich will Ihnen noch ein drey oder vier andrer Stellen herſetzen, die mir ſchön und gut vorgekommen ſind, und hernach werde ich einen paradoxen Satz des Verfaſſers prüfen.

S. 350. „Die kleinen Geiſter machen auch „Lärmen in der Welt, ohngefähr ſo, als wenn „ein leerer Wagen durch die Straſſen rennt: „die groſſe Geiſter gehen ofte ihren Gang ſtille „und langſam fort, gleich einer Uhr, ohne Ge„räuſche, wenn ſie aber erſt anſchläget: ſo be„deutet es was.„ Welche Vergleichung!

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern „kändeln, und ſpielen, machen dieſen kleinen „Lieblingen zuweilen das Vergnügen, ſie auf ih„re Schultern zu heben, da dann das Kleine „einen langen Hals macht, und ſich das Lo„ſungswort: Gros! Gros! mit freudigem „Zappeln zurufen läßt. Ich vermeyne allemal „einen ſolchen Knaben auf einer hohen Schul„ter ſtehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton „ſehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermö„gen, Stimme und alles, groß und nur der „Geiſt das kleinſte am ganzen Manne iſt.„ Die Betrachtung iſt richtig: der Einfall, ſie als ein Bild auf die Erhöhung kleiner Geiſter anzuwenden, iſt glücklich; aber die Anwendung iſt nicht genau ausgearbeitet: der Verfaſſer hat ſich durch ein Sinngedicht und durch den andern Gedanken: minima pars puellae ſui, von ſeinem eigenen Denken abbringen laſſen. Dergleichen Verführungen fallen oft vor; man läuft dem Einfalle eines andern nach ohne daß man ſich es recht bewußt wird, und verläßt darüber ſeinen ſelbſt ausgedachten Weg.

S. 364. „Es ist wohl eine der nothwendig„sten Pflichten gegen sich selbst, und eine große „Wohlthat vor Gott, zu erfahren und über„zeugt zu werden, welches die eigentliche Be„stimmung sey, wozu man in die Welt gesetzt, „und mit den nöthigen Gaben und Fähigkeiten „von Gott ausersehen worden.„ Ich setze diesen Gedanken bloß wegen seiner ungemeinen Brauchbarkeit hieher. Wie viele Verbindlichkeit würde man gegen den Schriftsteller haben, der uns diese Erfahrungen richtig anstellen lehrte!

„Ein Narr kömmt allemal zu früh, ein Weiser „kömmt nie zu spät und ein Christ zu aller „Zeit recht in die Welt. Einem Narren ist die „Welt überall weit genug, einem Weisen ist „sie oftmals zu enge; dem Christen ist sie just „recht, weil er nur einen schmalen Pfad braucht, „um wieder aus derselben hinauszukommen. „Ist denn aber ein Christ nicht weise? aller„dings, er ist hochweise.„ (Daraus folgt, daß die

die Welt dem Christen sehr ofte allzu enge sey, und daher nicht just recht.)

„Ich mache hieraus den Schluß: Ein Christ „und ein weiser Mann sind allemal das, was „sie würklich sind, sie mögen zu einer Zeit und „unter Umständen leben, worinn sie wollen.„ (Sollte der Narr nicht allemal auch das seyn, was er ist, der Heyde und der Ungläubige das seyn, was er ist?)

„Dieses leitet mich auf eine nähere Betrach„tung der oft unüberlegten, allezeit aber unge„gründeten Klage: dieser oder jener Mann hat „zur unrechten Zeit gelebt.„ Sie, mein Freund, werden unstreitig schon unter dem Lesen dieser Stelle gemerkt haben, daß sie es sey, die ich einer nähern Prüfung auszusetzen Willens bin.

Erst sey aller Wortstreit bey Seite geräumt: Versteht der Hr. v. Moser durch seine Worte dieses: daß jedem Menschen von dem Schöpfer

aller Dinge sein Platz auf dem Erdboden, und seine Stunde, in der er auf demselben erscheinen und dann wieder abtreten solle, angewiesen sey; so bin ich der erste der ihm darinn beyfällt: und weil Gott alles am besten ordnet: so erscheint freylich jeder zur besten Zeit, jeder zu der Zeit, die in Absicht auf das Ganze für ihn die vortheilhafteste ist. Diß hindert zwar auch nicht, daß viele durch übeln Gebrauch der Umstände ihrer Zeit, Gaben, die sie hätten ausüben gekonnt, ungenützet lassen; allein dafür werden sie auch zur Rechenschaft gefordert werden.

In diesem Verstande kömmt der Christ zur rechten Zeit, der Weise zur rechten Zeit, der Thor, der Dummkopf, jeder zur rechten Zeit in die Welt. Jedem ist sein Platz von Ewigkeit her angewiesen. Keinem kann die Welt weder zu enge noch zu weit seyn. *)

Worüber

*) Dem thörichten Jakob in England war diese Welt so angemessen als Wilhelmen von Oranien: und Maria von Schottland fand sie gewiß unbequemer als die englische Elisabeth.

Worüber ſtreiten wir uns denn? darüber: ob der alte Ausſpruch wahr ſey: quantum intereſt, in quae tempora cuiusque virtus inciderit! Und was will man damit eigentlich ſagen? Ein gewiſſer Menſch mit allen ſeinen Fähigkeiten, die er in einer gewiſſen Zeit, das iſt unter einem gewiſſen Zuſammenfluſſe äußerer von ihm unabhängiger Umſtände an den Tag gelegt; ein ſolcher Menſch ſey nun einmal angenommen: würde derſelbe zu einer andern Zeit, unter andern Umſtänden, eben dieſe Fähigkeiten in eben dieſem Grade zur Ausübung gebracht haben? Anders vorgetragen: Können äußre Umſtände verurſachen, daß bald dieſe bald jene Fähigkeit bey einem Menſchen eher zum Vorſchein komme? Wird der Saamen zur nämlichen Pflanze unter verſchiedenen Himmelsſtrichen gleich gut fortkommen? Würde Luther zu andern Zeiten haben Luther ſeyn können? Er lebte unſtreitig zur beſten Zeit, kam zur rechten Zeit in die Welt: aber worinn beſtand dieſe rechte Zeit? In der Vorbereitung ſolcher Umſtände die gewiß nicht von ihm abgehänget hatten.

Hundert Jahre früher, alles ſo gelaſſen, wie es war, die nämlichen Fähigkeiten in ſeiner Seele, würde er nichts oder doch nicht ſo viel ausgerichtet haben. Wenn man alſo ſagt: jemand habe zur unrechten Zeit gelebt; ſo heißt dieſes nicht die Einrichtung Gottes tadeln; ſondern ſo viel: bey Seite geſetzt was wir nicht ergründen können: Dieſer Mann, der mit allen roh und unbearbeitet an ihm erblickten Gaben, zu ſeiner Zeit ſich nicht empor zu ſchwingen vermocht hat, würde mit den nämlichen Gaben zu einer andern Zeit die gröſſeſte Dinge ausgerichtet haben. Columb würde zur Zeit der Kreuzzüge bloß nach Jeruſalem gegangen ſeyn, und unſtreitig ſind zur dazumaligen Zeit Columben-Embryonen vorhanden geweſen.

Cromwell, ich traue mir es nicht zu, zu ſagen, was er in andern Zeitläufen würde geworden ſeyn. Vielleicht nichts: oder der Stifter der Herrnhuter. — Man braucht dergleichen Redensarten in der Geſchichte, weil man ihrer

darinn

darinn fast nicht entbehren kann, wenn man anders beydes dem unausgegrabenen Verdienste (wenn ich es so nennen kann) und dem durch fremde Hände zum Glanz gebrachten Ruhme will Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Noch mehr: sie dienen dazu, oder besser, dergleichen angestellete Untersuchungen, dienen dazu, daß nun das unmittelbar gehäufete wunderbare, das übernatürliche, welches schwärmerische Anhänger einer Parthey durch das ganze Leben ihres Stifters hindurch zu finden glauben, oder gefunden zu haben vorgeben, daß man allen diesen Unrath, der ein fruchtbarer Saame des Religionshasses wird, wegschaffe, ohne doch auf den andern Irrweg zu verfallen, nemlich alle göttliche Vorherbestimmung und Auserlesung eines solchen Mannes zu läugnen.

Schwärmer würden also gerne sehen, daß es wahr wäre: alle äußre Umstände der Zeiten und der Orte würden nichts zu dem Charakter eines grossen Mannes beytragen. Dadurch wären sie

auf einmal aller derer verhaßten politiſchen und hiſtoriſchen Unterſuchungen loß, an die ſie ſich nicht wagen dürfen, und die ihre fromme Ausrufungen, Träumereyen und Uebertreibungen mitleidswürdig oder verächtlich machen. Auf der andern Seite würden es die frechen Läugner der Vorſehung eben ſo gerne als wahr erſchleichen, daß blos eine ohngefähre Verbindung ſolcher Stücke, welche Situationen ausmachen; und blos die Erziehung, die man von den Sachen erhält, einen auſſerordentlichen Mann erſchaffen, ohne vernünftige Abſicht, warum er vielmehr zu dieſer als zu einer andern Zeit ſein Daſeyn auf dieſer Erde genieſſet. Dieſe irrige Behauptung hat uns mit einer Menge ungegründeter Urtheile beſonders über die wichtige Begebenheit der Kirchenverbeſſerung überſchwemmet, die in unſerm Jahrhunderte eben ſo ſeltſam an ihrem Ende ausſehen, als an dem einem Ende im 16ten Jahrhunderte die darüber gefällete Urtheile.

Hr.

Hr. v. Moſer giebt im Verfolge dieſer Materie noch eine unrichtige Erklärung vom auſſerordentlichen Geiſte. „Ein Mann, der nicht „gröſſer iſt, als ſeine Zeit, iſt noch ein gemeiner Geiſt.„ Es iſt wahr, daß einige auſſerordentliche Geiſter über ihre Zeit erhaben geweſen: aber gewiß ſind es nicht alle geweſen. Alexander und Cäſar waren nicht über ihre Zeiten erhaben: ich zweifle, ob Newton und Leibniz. — Wir müſſen nemlich nur erſt wiſſen, was die Zeit heiſſe, darinn ein Mann lebt. Sie iſt, deucht mir, nichts anders als der Inbegrif aller derer Gelegenheiten, aller derer Kenntniſſe, aller derer Freyheiten zum Denken, Reden und Handeln, die durch die Ruhe, die Ausbreitung der Wiſſenſchaften, die Regierungsformen und Religionen und die daraus zum Theil mit entſpringende Sitten beſtimmet werden. So war Peter der Groſſe gröſſer als ſeine Zeit auf Rußland eingeſchränkt, aber nicht gröſſer gls ſeine Zeit in Abſicht auf ganz Europa. Der Cardinal Ximenes, der Lord Verulam,

lam; waren grösser als ihre Zeiten; der grosse Corneille ebenfalls; aber Cromwell war gewiß in Absicht auf das was ihn ausgezeichnet, und was er verrichtet hat, nicht grösser als seine Zeit, ob schon grösser als seine Zeitgenossen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

V. Den 26. April 1764.

Beſchluß des zweyhundert und neun und ſiebenzigſten Briefes.

Der verdient ſchon ein auſſerordentlicher Geiſt zu heiſſen, der allen Vorrath ſeiner Zeit im äußerſten Grade zu nutzen und in den wichtigſten Verbindungen oder zur unerwartetesten Anwendung zu gebrauchen weis. Das Auſſerordentliche wird freylich vermehrt, wenn er dieſen Vorrath ſo zu ſagen aus ſich ſelbſt anſehnlich vergröſſert, und ſich, wenn mir der Gebrauch der folgenden Anſpielung vergönnet wäre, im Winter der Barbarey vom Seugen an ſeinen eigenen Gedanken erhält.

„Ein ſchwacher Geiſt, erwartet die Gelegenheiten, ein gemeiner Geiſt nimmt ſie, wie ſie

„kommen, ein groſſer Geiſt macht ſie, wie er „ſie haben will.„ Es iſt nichts leichter, als mit dergleichen Gegenſätzen zu ſprechen: das ſchwerere iſt, immer etwas dabey zu denken: und das ſchwerſte ſie richtig gedacht zu haben.

„Die Handlungen geben den Ausſchlag, nem„lich darüber, ob man zu den groſſen Geiſtern „oder zu den gewöhnlichen gehöre.„ Dis wolte ich nicht ſo ſchlechthin ſagen. Handlungen von den gröſſeſten Folgen zeigen oft weiter nichts als einen ſehr gemeinen Geiſt an. Doch ich ſchreibe ja nicht, um alles zu widerlegen.

Und ſiehe; ſogleich fange ich wieder an! Hr. v. Moſer beſtimmt das bleibende Verdienſt eines Schriftſtellers; „es beſteht, ſagt er, in „dem beſtändigen Verhältniſſe mit dem redlichen „Vorſatze zur Nützlichkeit.„ Wenn dis ſo viel ſagen ſoll, daß ſeine Bemühungen, dieſem Vorſatze angemeſſen, ihm auch entſprechen müſſen: ſo iſt es vollkommen richtig: aber vermuthlich kann doch der redliche Vorſatz nützlich zu werden alleine zum Verdienſte nicht hinreichen. Sie fangen an dem Ende dieſes Briefes entgegen zu

ſehen? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man groſſen Herren ſchuldig iſt, ein anders, über die Gleichgültigkeit in Religionsſachen, und noch eines, das den Vorſchlag zu einem Patriotenſaal enthält, ſind weit mehr Moſeriſch als die obigen Wochenblätter Stücke Dis war ich ſchuldig Ihnen noch zu ſagen. Ynkle und Yarikò, das heißt, eine Fortſetzung dieſer Geſchichte, iſt meinem Urtheile nach ſehr ſchlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieſer Moſerſchen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder ſind ſie mit dieſem erſten ſchon geſättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Moſer erkläret ſich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiſte bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig ſagen ſoll: Blumen ſind es überhaupt nicht, die wir bey dieſem Verfaſſer erwarten: ſondern der beſondre Geſchmack, wie von einer ſeltenen noch wenig bekannten Frücht, iſt es, der, allen ſeinen Sachen bißher eigen, ſie ausgezeichnet hat. Sol-

ten ſie dieſen Geſchmack verlieren: ſo würde er zu unſern gewöhnlichen Schriftſtellern herunter ſinken; welches doch keinesweges, ſo wenig als die langen Perioden des nordiſchen Aufſehers, von einem auch Gott wohlgefälligen guten Geſchmacke ein Zeugniß abgeben dürfte.

B.

Zwey hundert und achtzigster Brief.

Nachdem man in der Republick der Gelehrten alles beynahe in den Wissenschaften und in der Natur, von den algebraischen Formeln an bis zu dem kleinsten Wurme, der im Staube kriecht, zu Beweißgründen für das Daseyn Gottes gebraucht hat, wagt es der Hr. M. Immanuel Kant in einer Schrift, die in diesem Jahre zu Königsberg herausgekommen, den einzig möglichen Beweißgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes der Welt anzuzeigen. Wird er nicht dadurch einen Theil der ganzen Republick gegen sich aufbringen?

Doch er erklärt sich hierüber in seiner Vorrede mit solcher klugen Bestimmung und zugleich mit solcher Bescheidenheit, daß man ihn hören muß. „Die Wahrheit: Es ist ein Gott: leuch„tet einem jeden gemeinen Verstande so sehr ein, „daß sie derselbe ohne Beyhülfe metaphysischer „Untersuchungen einsehen, und ihren Einfluß „empfinden kann, wenn auch gleich der subtile

„Forſcher, die genaue Beſtimmung der Begriffe, „und die regelmäßige Verknüpfung der Ver„nunftſchlüſſe dabey vermißt. Aber es iſt doch „der Wißbegierde gemäß, dieſe genaue Beſtim„mung der Begriffe, dieſe regelmäßige Ver„knüpfung der Vernunftſchlüſſe, mit einem „Wort; die ſtrenge Demonſtration, zu ſuchen; „zumal da man viele Aufklärungen dieſer „Wahrheit davon hoffen kann. Dieſe ſey aber „nur durch Hülfe der tiefſten Metaphyſick mög„lich. Bisher ſey noch keine ſolche Demonſtra„tion erfunden worden.„ Der Verfaſſer will nur den Beweißgrund, nur das Baugeräthe dazu liefern, und zur Prüfung vorlegen. Dieſes Baugeräthe iſt noch roh; wer es einſt zum Gebäude brauchen will muß es erſt bearbeiten und poliren; die von ihm angegebenen Begriffe zur Definition erhöhen, und die angezeigten Beweißthümer in eine regelmäßige Verbindung ſetzen. Nach dieſem beſcheidenen Bekenntniß und bey dieſer Entfernung von aller Zuverſicht macht er ſich zum voraus darauf gefaßt, daß mancher Saß unrichtig, man-

che Erläuterung unzulänglich, und manche Ausführung gebrechlich und mangelhaft seyn werde. Er wird sich auch gerne prüfen lassen, und bessern Unterricht gelehrig annehmen. Ein Verfasser, der sich in seiner Vorrede so ankündiget, verdient es, gelesen und geprüft zu werden.

Die Schrift selbst enthält den Beweißgrund, den grossen Nutzen desselben; und die Gründe, warum kein anderer Beweißgrund zu einer Demonstration für das Daseyn Gottes möglich seyn.

Die Bescheidenheit des Verfassers macht auf gleich bescheidene Prüfung seiner Gedanken Anspruch; was ist billiger, als sie ihm zu erwiedern?

Er fängt mit dem Begrif des Daseyns an, zu dessen genauern Definition er richtigere Merkmale liefern will. Das Daseyn, sagt er S. 4. ist gar kein Prädikat oder Determination von irgend einem Dinge, denn Gott kann ein blos mögliches Ding in allen seinen individuellen Bestimmungen, die es nach seinen möglichen

Beziehungen mit andern Dingen haben könnte, denken, und es ist doch nicht wirklich, sondern nur möglich. Das Daseyn ist also die absolute Position eines Dinges, und unterscheidet sich dadurch auch von einem jeglichen Prädikat; welches als ein solches jederzeit blos beziehungsweise auf ein ander Ding gesetzt wird, S. 8. das heißt: wie er sich auf den folgenden Seiten erklärt; (wo ich anders seinen Sinn recht fasse.) Das logische Seyn ist von dem eigentlichen Daseyn sehr verschieden. Jenes druckt nur die Beziehung eines Prädikats zum Subjekt aus, das Subjekt mag existiren oder nicht; dieses hingegen druckt keine Beziehung aus, sondern setzt das ganze Ding selbst. Das Daseyn kann also nicht als eine Beziehung auf ein Ding angesehn werden; sondern es ist das Ding selbst, es ist das Subjekt, darauf alle Eigenschaften, die durch den Namen des Dinges bezeichnet werden, ihre Beziehung haben. Daher will der Verfasser auch nicht sagen: Gott ist ein existirend Ding; sondern umgekehrt: ein gewisses existirendes Ding ist Gott, oder es kommen ihm

alle die Eigenſchaften zu, die wir unter dem Namen Gott begreifen. S. 12. erklärt er ſich bey der Frage, ob im Daſeyn mehr als in der bloſſen Möglichkeit ſey, noch näher, was er durch dieſe abſolute Poſition verſtehe. Bey der bloſſen Möglichkeit nemlich, werde nur alles beziehungsweiſe auf das Ding geſetzt; wenn aber das Ding exiſtirt, ſo iſt die Sache ſelbſt abſolute, d. i. zuſamt dieſen Beziehungen, geſetzt. In einem exiſtirenden werde zwar nicht mehr geſetzt, als in einem blos möglichen; aber durch etwas exiſtirendes werde mehr geſetzt, als durch ein blos mögliches; denn dieſes gehe auch auf abſolute Poſition der Sache ſelbſt. So gar in der bloſſen Möglichkeit ſey nicht die Sache ſelbſt, ſondern es ſeyn bloſſe Beziehungen von etwas zu etwas nach dem Satze des Widerſpruchs geſetzt, und es bleibe feſt, daß das Daſeyn eigentlich gar kein Prädikat von irgend einem Dinge ſey.

Dies ſind des Hr. V. Materialien zu einer Definition vom Daſeyn. So gut ich kann, will ich aus dem etwas dunkeln Vortrage dieſer

ſchweren Materie den Sinn des V. zu errathen ſuchen, und einige Anmerkungen zu ſeiner Prüfung herſetzen. Ich will in dieſer trocknen Materie ſo kurz ſeyn, als es möglich iſt.

Das blos mögliche iſt bey uns Menſchen nichts weiter als eine Vorſtellung unſers Verſtandes. Dieſe beſteht entweder in der Summe der Eigenſchaften, die wir bey den exiſtirenden Dingen beſtändig wahrgenommen haben, und deswegen als ein unzertrennlich ganzes betrachten, welches wir mit dem Namen des Dinges bezeichnen. Dies iſt unſer Subjekt, das wir im logiſchen Verſtande abſolute ſetzen, wenn wir uns das Ding vorſtellen wollen. Auf dieſes Subjekt, auf dieſes Ding in unſrer Vorſtellung müſſen wir alles übrige, das dem Dinge beygelegt wird, beziehungsweiſe denken, und von dieſen Dingen oder Prädikaten ſetzen oder verneinen wir alsdenn die Beziehung nach geſchehener Vergleichung mit dem Subjekt. Sollte aber das blos mögliche allein in Vorſtellungen von Beziehungen beſtehn, ſo würden wir ja keine Subjekte haben, worauf wir ſie bezögen; ſo

könnte auch keine Vorſtellung von Beziehungen ſtatt finden, und der ganze Nutzen dieſer Operation der Seele, unſre Vorſtellungen in gewiſſe Ordnungen und Claſſen zu ſetzen, wohin wir alles, was wir von den Dingen erkennen, referiren könnten, würde wegfallen. Eine abſolute Setzung im logiſchen Verſtande muß alſo auch bey blos möglichen Dingen ſtatt finden. Und wenn der Hr. V. das Daſeyn für eine abſolute Poſition des Dinges gehalten wiſſen will, ſo muß er zeigen, worin dieſe abſolute Poſition des Dinges von der abſoluten logiſchen Poſition, die wir auch blos möglichen Dingen in unſerm Verſtande geben müſſen, unterſchieden ſey. Dies iſt der ſchwere Knoten, der aufgelöſt werden ſoll.

Oder, wenn der Hr. V. auch behaupten wollte, daß die Vorſtellung von der vorerwähnten Summe von Eigenſchafen nichts weiter als eine Vorſtellung von den Beziehungen ihrer Theile ſey; gut, ſo wollen wir dieſe Summe noch zergliedern und weiter analyſiren. Wo werden wir ſtehen bleiben? Bey den einfachen

Vorſtellungen, oder bey denen, die uns wenigſtens einfach ſind. Dieſe müſſen wir denn doch abſolute und nicht beziehungsweiſe ſetzen; dieſe müſſen unſere Subjekte ſeyn, darauf wir alle andere Vorſtellungen referiren; die aber gewiß nur blos möglich, ja die abgezogendſten Ideen unſers Verſtandes ſind. Aber können dieſe wohl beziehungsweiſe geſetzt oder vorgeſtellt werden? Und worauf ſollten ſie ſich denn beziehen?

Der Hr. V. erklärt ſich zwar, daß wenn ein Ding exiſtire, ſo werde die Sache ſelbſt abſolute, d. i. zuſamt ſeinen Beziehungen, geſetzt. Allein ſcheint ſich dieſes nicht einander aufzuheben? abſolut, und zuſamt ſeinen Beziehungen. Wenigſtens ſetzt der Sprachgebrauch der Philoſophen eins dem andern entgegen. Er müßte ſich alſo erklären, was er durch dieſes ihm eigene abſolute verſtanden wiſſen wolle. Doch wir wollen einmal ſeine Erklärung annehmen. Denkt denn nicht Gott das blos mögliche, auch das was niemals zur Wirklichkeit gelangt, zuſamt ſeinen Beziehungen, ja mit allen ſeinen möglichen Beziehungen? Gott

ſetzt alſo auch das blos mögliche nach des Hr. V. Erklärung abſolute: aber hat es deswegen auſſer ſeinem göttlichen Verſtande auch einige Wirklichkeit?

Es ſcheint zwar in dieſen zur Erklärung des Daſeyns angezeigten Merkmalen ein Schimmer der Wahrheit zu ſeyn; aber er iſt ſo ſchwach und in ſolche Dunkelheit gehüllt, daß es ſchwer wird, ihn recht wahrzunehmen. Das Daſeyn iſt freylich kein Prädikat von der Sache, ſondern es iſt etwas, daß das ganze Ding angeht. Was es aber eigentlich ſey, werden wir vielleicht nicht eher beſtimmt ſagen können, bis wir mehr davon erfahren, wie ein Ding ſein Daſeyn erhalte. Die Baumgartenſche Definition ſcheint noch immer, ob ſie gleich nur eine Nominaldefinition iſt, die deutlichſte und der Wahrheit am nächſten zu ſeyn, und nur den Fehler zu haben, daß ſie blos auf die menſchliche Denkungsart applikabel iſt. Damit ſie philoſophiſche Leſer mit des Verfaſſers ſeiner vergleichen können, will ich ſie herſetzen. Das Daſeyn, ſagt er, iſt die durchgängige innere Beſtim-

ſtimmung desjenigen in einem Dinge, was durch ſein Weſen oder durch die daraus flieſſende Eigenſchaften unbeſtimmt gelaſſen iſt.

In der zweyten Betrachtung ſucht der H. V. zu beweiſen, daß die innere Möglichkeit allezeit ein Daſeyn vorausſetze. Er thut es auf folgende Art: „Die innere Möglichkeit iſt die „Uebereinſtimmung oder das Nichtwiderſpre„chen des einen mit dem andern nach dem Satze „des Widerſpruchs. Es findet ſich alſo zwey„erley in dem innern Möglichen. Die „Uebereinſtimmung oder das Nichtwiderſpre„chen der beyden denklichen Dinge; und das „nennt er das Formale der innern Möglichkeit: „und die beyden denklichen Dinge ſelbſt, welche „mit einander übereinſtimmen, welche er das „Materiale oder die Data zum innern Mögli„chen nennt. Wenn kein Materiale, kein Da„tum zu denken wäre, ſo könnte auch keine in„nere Möglichkeit gedacht werden. Wäre „nun alles Daſeyn aufgehoben, ſo wäre nichts „abſolute geſetzt, und überhaupt alſo auch nichts „gegeben, es wäre alſo auch kein Materiale zu

etwas

„etwas denklichen da, folglich fiele auch alle in„nere Möglichkeit hinweg. Dieſes ſey wider„ſprechend, alſo ſey es ſchlechterdings unmög„lich, daß gar nichts exiſtiren ſolle. Die in„nere Möglichkeit müſſe alſo ein Daſeyn vor„ausſetzen. Er erläutert es S. 23. u. f. durch „ein Exempel, daß wir bey allem, was wir „uns einerley möglich denken, uns zuletzt im„mer auf die Erfahrung, und folglich auf das „Daſeyn der Dinge berufen müſten, um darzu„thun, daß das Materiale dieſer innerlich „möglichen Dinge nichts leeres, ſondern et„was reelles ſey. Folglich habe jedes innere „Mögliche quoad materiam ſeinen Realgrund „im Daſeyn der Sache.„

Allein ſein ganzer Beweis ſcheint nur darauf hinauszulaufen; daß wir Menſchen nichts denken, und keine Uebereinſtimmung noch Widerſpruch in unſern Vorſtellungen wahrnehmen könnten, wenn wir nicht die Vorſtellungen ſelbſt erſt von wirklichen Dingen erhalten hätten. Die innere Möglichkeit der Dinge iſt bey uns nichts weiter als die Uebereinſtimmung zweyer

Vorſtellungen, die wir haben. Dieſe Vorſtellungen ſind urſprünglich Abdrücke von wirklichen Gegenſtänden. Sind keine wirkliche Gegenſtände, ſo können wir auch keine Vorſtellungen haben. Haben wir keine Vorſtellungen, ſo kann auch weder Uebereinſtimmung noch Widerſpruch unter ihnen ſtatt finden. Findet dieſe nicht ſtatt, ſo iſt auch keine innere Möglichkeit. Nein, das wäre ein Sprung im ſchließen: dieſes folgt nur; alsdenn würden wir keine innere Möglichkeit gewahr werden.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VI. Den 3. May 1764.

Beſchluß des zwey hundert und achzigſten Briefes.

Wie verhält es ſich aber mit Gott? Siehet er auch keine innere Möglichkeit, wenn er keine Data, kein Materiale zu-n Denklichen ſchon objektiviſch wirklich vor ſich findet? Wenn das iſt, ſo iſt es klar, daß Gott keine Körperwelt habe denken können, bevor einige Materie dageweſen, und alſo muß die Materie von Ewigkeit her dageweſen ſeyn. Will man ſagen, das Materiale, die Data alles denklichen hätten in Gott ſelbſt von Ewigkeit exiſtiret; ſo ſind doch dieſes nur exiſtirende Conceptus, welche von dem eigentlichen Daſeyn, wovon doch hier die Rede ſeyn muß, und das in der abſoluten Poſition eines Dinges ohne Beziehung auf irgend ein

anders bestehn soll, wesentlich verschieden sind. Der Hr. V. scheint also aus der eingeschränkten Art, wie wir Menschen nur zur Erkenntniß des innern möglichen gelangen können, auf die innere Möglichkeit überhaupt geschlossen zu haben.

In der dritten Betrachtung bauet der V. auf seine Vordersätze weiter fort, und beweiset das schlechterdings nothwendige Daseyn. Er unterscheidet wieder das schlechterdings nothwendige im logischen Verstande, wenn durch das Gegentheil das Formale alles denklichen aufgehoben wird, von dem schlechterdings nothwendigen im Realverstande, wodurch das Materiale alles Denklichen und folglich alle innere Möglichkeit aufgehoben wird. Eben so wird auch das Zufällige unterschieden. Nur schließt er so: „Weil alles mögliche etwas wirkliches „voraussetzt, wodurch das Materiale alles „denklichen gegeben wird; so muß eine gewisse „Wirklichkeit seyn, deren Aufhebung selbst alle „innere Möglichkeit überhaupt aufheben würde. Dasjenige, dessen Aufhebung alle Möglichkeit vertilgt, ist schlechterdings nothwendig.

„dig. Alſo exiſtirt etwas abſolut nothwendiger „Weiſe.„ Dieſes etwas, das abſolut nothwendig exiſtirt, nimmt der Hr. V. S. 30. als dasjenige an, das den letzten Realgrund aller andern Möglichkeit enthalte, und folgert daraus, daß das nothwendige Weſen einig ſey. Aber mußte er nicht nothwendig erſt beweiſen, daß nicht viele ſolche etwas, ſondern nur eins den letzten Realgrund aller andern Möglichkeit enthalten könne. Denn wenn die innere Möglichkeit ein Daſeyn von Dingen vorausſetzt, ſo folgt ja noch nicht, daß es ein einiges Daſeyn vorausſetzen müſſe, welches den letzten und einzigen Realgrund aller Möglichkeit enthalte. Der Hr. V. ſcheint hier durch den Singularem des Worts Etwas und Daſeyn verführt worden zu ſeyn. Denn wenn er S. 33. behauptet, „daß das, was den letzten Grund von „einer innern Möglichkeit enthalte, ihn auch „von aller überhaupt enthalten müſſe, und dieſer Grund nicht in verſchiedene Subſtanzen „vertheilt ſeyn könne;„ ſo iſt es aus dem vorhergehenden nicht einzuſehn, warum das noth-

wendig exiſtirende Weſen A nicht das Materiale zur innern Möglichkeit von a, b, c, u. ſ. w. das nothwendige Ding B das Materiale zur innern Möglichkeit von m, n, o, p, und das nothwendige Ding C das Materiale zu x, y, z, u. ſ. w. geben könne. D. Hr. V. muß beweiſen, daß das einzige A zureichend ſey, das Materiale zu allen innern Möglichkeiten zu geben, und alſo alle andere nothwendig exiſtirende Weſen neben ihm ohne Noth angenommen werden; oder er muß aus dem Begrif des nothwendigen zeigen, daß nur in einem nothwendig exiſtirenden Weſen der Realgrund aller innern Möglichkeit enthalten ſeyn könne.

Wenn dieſes ausgemacht iſt, dann folgt es natürlich, daß dieſes nothwendige Weſen S. 31. einfach, S. 33. unveränderlich und ewig ſeyn, und S. 34. die höchſte Realität enthalten müſſe; weil in ihm der Realgrund der Datorum zu aller Möglichkeit, entweder als Beſtimmungen deſſelben, oder als Folgen aus ihm, anzutreffen ſeyn müſſen.

Den Unterſchied, den er hierbey S. 36. u. f. in Abſicht der compoſſibilitatis realitatum in Gott zwi-

zwiſchen der logiſchen und Realrepugnanz der Realitäten macht, ſcheint gegründet, und werth zu ſeyn, dem philoſophiſchen Leſer zu genauerer Prüfung und Anwendung empfohlen zu werden. Vielleicht unterhalte ich ſie einſt mit meinen Gedanken über dieſe Materie, bey Gelegenheit einer andern Schrift des Hrn. Kant, in welcher er von den negativen Größen in der Weltweißheit handelt. —

In der vierten Betrachtung folgert der V. nun den Beweißgrund zu einer Demonſtration des Daſeyns Gottes, und zeigt die Gründe an, warum das nothwendige Weſen ein Geiſt ſey, und wie aus den bisher angeführten Vorderſätzen auf das Daſeyn Gottes geſchloſſen werden könne. Wobey es angemerkt zu werden verdient, daß der V. doch aus dieſen Vorderſätzen allein nicht hat beweiſen können, daß das nothwendige Weſen ein Geiſt ſey; ſondern daß er noch den Grund zu Hülfe nehmen muß, daß theils Weſen, die von ihm entſpringen, mit Verſtand und Willen begabt ſind, theils die Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit in den von uns erkannten Gegenſtänden, Verſtand und Willen in dem Weſen vorausſetzen, in welchem ſie alle ihren Realgrund haben. Hier ſcheint ſich alſo der V. auf die Beweiſe für

das Daſeyn Gottes a poſteriori zu ſtützen, um ſeinem einzig möglichen Beweißgrunde die gehörige Vollſtändigkeit zu geben. Denn ſo lange aus einem Beweißgrunde nur das Daſeyn eines nothwendigen Weſens bewieſen wird, iſt nur, wie er ſelbſt S. 44. ſagt, das Daſeyn eines blindlings nothwendigen Grundes anderer Dinge, eines gewiſſen ewigen Schickſals, aber nicht das Daſeyn Gottes, welcher den Begrif eines höchſt verſtändigen Weſens in ſich begreift, dargethan. Und doch müßte auch dieſes aus des Verfaſſers Vorderſätzen folgen, wenn er den einzig möglichen Beweißgrund für das Daſeyn Gottes anzeigen wollte.

Ich habe mich bey dieſem erſten Theil der Schrift länger aufgehalten, weil er das weſentlichſte von dem enthält, was der Hr. V. neues vortragen will. Die beyden übrigen Abſchnitte des Buchs werden nur einzelne und wenigere Anmerkungen erfordern.

Zwey hundert und ein und achtzigster Brief.

Die zweyte Abtheilung der Schrift des Hrn. Kants soll den weitläuftigen Nutzen darlegen, der seiner geführten Beweisart besonders eigen ist. Bey dem, was der V. hierin bekanntes und mit andern gemein hat, werde ich mich nicht aufhalten. Verschiedene Philosophen haben nicht ohne wahrscheinliche Gründe behauptet, daß das Wesen, und die daraus fliessende nothwendige Eigenschaften der Dinge in dem Verstande des höchsten Wesens gegründet wären. Dieses scheint der Hr. V. genauer bestimmen zu wollen, wenn er nun aus der wahrgenommenen Einheit in dem Wesen der Dinge, auf den einzigen Realgrund der Möglichkeit aller dieser Wesen in Gott den Schluß macht. Diese Einheit in dem Mannigfaltigen der Wesen der Dinge zeigt er S. 50. u. f. an den Eigenschaften des Raums, und S. 56. u. f. an dem, was in den Bewegungsgesetzen nothwendig ist, in sehr wohlgewählten Exempeln: wo er S. 64. und 65.

die Frage: Ob die Bewegungsgeſetze nothwendig oder zufällig ſeyn? ſo beantwortet: daß die Bewegungsgeſetze in Abſicht des Materialen der Möglichkeit von einem groſſen gemeinſchaftlichen Urweſen, als dem Grunde der Ordnung und Wohlgereimtheit, abhängen müſten; und dieſes vorausgeſetzt, auch formaliter oder logiſch ſchlechterdings nothwendig ſeyn müſten. Das heißt, wie mich dünkt, mit andern Worten; weil ſie Gott ſo gedacht hat, und vielleicht vermöge ſeines Weſens ſo hat denken müſſen, ſo haben ſie auch nicht anders ſeyn können, ſo bald er Materie und Bewegung hat hervorbringen wollen. Wenn aber von der Nothwendigkeit der Bewegungsgeſetze die Rede iſt, iſt alsdenn nicht die Frage, ob ſie aus dem Weſen der Materie ſelbſt ſchlechterdings nothwendig hergeleitet werden müſſen?

S. 66. u. f. ſagt er, daß das Weſen der Dinge, nicht ſo wie das Daſeyn, moraliſch von Gott abhängig ſey, d. i. auf ſeinen Willen und Willkühr beruhe, ſondern unmoraliſch, oder von ſeiner Natur ſelbſt. Und das wird

ihm jeder zugeſtehn, der eine Abhängigkeit der Weſen der Dinge von Gott annimmt.

S. 74. u. f. iſt eine richtige Bemerkung, die zu weiterer Anwendung auf die Erkenntniß der Vorſehung Gottes genutzet werden kann; daß nämlich verſchiedene Strafen und Belohnungen mit dem moraliſchen Verhalten der Menſchen nach den Geſetzen der Urſachen und Wirkungen, und alſo nach der Ordnung der Natur in Verknüpfung ſtehen; andere aber zwar nach den Geſetzen der Natur erfolgen, aber die Verknüpfung derſelben mit den moraliſchen Handlungen der Menſchen liege in keinem Geſetze der Natur, ſondern in einer beſondern Richtung und Anordnung der Mittelurſachen durch das höchſte Weſen. Wolluſt und ein darauf folgendes ſieches Leben iſt ein Exempel vom erſten Fall. Ein Erdbeben, wodurch eine laſterhafte Stadt verſchüttet wird, erläutert den zweyten Fall. Das Erdbeben erfolgt aus natürlichen Gründen nach den Geſetzen der Natur; aber es liegt weder in den laſterhaften Menſchen noch in den Geſetzen, nach welchen das Erdbeben er-

„einem vollkommenen Endzweck daraus wür„den. Ein beſſerer Erfolg durch übernatürliche „Mittel ſey immer vollkommener, als der Ge„brauch natürlicher Mittel, wodurch nur ein „weniger guter Erfolg bewirkt werden könne. „Die gröſsere oder mindere Vollkommenheit „des Zwecks entſcheide alſo auch den Werth der „Mittel, ſie möchten natürlich oder übernatür„lich ſeyn. Und die ganze Kraft des Einwur„fes entſpringe daher, daſs ſich die Vorſtellung „der Mühſamkeit, welche die Menſchen bey ih„ren unmittelbaren Ausübungen empfinden, „insgeheim mit einmiſche.„

Hierauf leitet er ſelbſt S. 86. bis 100. aus der im vorigen behaupteten Abhängigkeit der Weſen von Gott, und aus der Einheit der Natur, vielerley Wirkungen durch ein und ebendaſſelbe Principium hervorzubringen, die Sparſamkeit der übernatürlichen Wirkungen Gottes in der Natur her: geſtehet aber auch zugleich am Ende, daſs man doch viele Hervorbringungen in der Natur, und derſelben Entſtehungsart, gar nicht aus den einfachen Naturgeſetzen

erklä-

erklären könne: dahin er die Erzeugung der Pflanzen und der Thiere rechnet.

An den Physikotheologien zeigt er S. 105. u. f. einen gewöhnlichen Fehler, daß sie alles in der Natur als zufällig, als eine Anordnung durch Weisheit vorstellen, da doch vieles in derselben mit nothwendiger Einheit aus den wesentlichsten Regeln der Natur abfließt. Hierdurch werden sie gefährlichen Einwürfen blosgestellt, die aus vielen nothwendigen Erfolgen der allgemeinen, und besonders der mechanischen Gesetze der Natur, gegen ihre Schlüsse gemacht werden können. Die Ausbreitung der philosophischen Erkenntniß der Natur wird auch dadurch verhindert, weil die Furcht erregt wird, der in der Welt geoffenbarten Weisheit Gottes zu nahe zu treten, wenn man die Wirkungen in der Natur aus allgemeinen, und in den Eigenschaften der natürlichen Dinge sich gründenden mechanischen Regeln herleiten wollte. Und endlich so wird durch diese Methode wohl der Urheber der Verknüpfungen und künstlichen Zusammenfügungen der Welt, aber nicht der

Urheber der Materie ſelbſt und der Beſtandtheile des Univerſum bewieſen, und folglich der feinere Atheismus nicht wiederlegt.

Dieſe Methode deren Vorzüge und bewegende Kraft der V. übrigens zugeſteht und ins Licht ſetzt, ſucht er S. 117. u. f. zu verbeſſern und von den angezeigten Fehlern zu reinigen. Aus dem vorhergehenden läßt ſich ſchon vermuthen, worinn dieſe Verbeſſerung beſtehe. Ich will den Sinn des V. kurz zuſammen faſſen. „Die „einförmigen Wirkungen in der Natur hängen „von allgemeinen Geſetzen ab; dieſe von den „nothwendigen Eigenſchaften und von dem Weſen der Dinge; dieſe von ihrer innern Möglichkeit; dieſe von der weſentlichen Weisheit „Gottes, d. h. von der ewigen Uebereinſtimmung ſeines Denkens, welche den Grund aller möglichen Harmonie und Uebereinſtimmung allein enthält. Auf dieſe Art wird alles was nothwendig oder mechaniſch in der „Welt iſt, was nach allgemeinen Geſetzen aus „dem Weſen der Dinge fließt, und die Möglichkeit des Stoffs und der Materie ſelbſt urſprüng-

„sprünglich aus dem weisen Verstande Gottes „hergeleitet. Daß aber diese, und nicht jene „Materie, hier und nicht dort existirt; daß „diese und nicht jene Art der Verknüpfung statt „findet; daß viele allgemeine Regeln zu einer „Wirkung verbunden worden; daß solche An„ordnung gemacht worden, wodurch die noth„wendigen Dinge zu Erreichung gewisser End„zwecke dienlich seyn müssen; das ist alles zu„fällig, und hängt von der weisen Willkühr des „Urhebers ab, der es alles verknüpft und an„geordnet hat. Auf diese Art wird der beob„achtende Mensch in der ganzen Natur, immer „Gott, immer den ersten Urquell finden.„

Diese Regeln gefallen und scheinen wahr zu seyn, wenn auch die Principia, woraus sie der Hr. V. herleitet, noch nicht völlig berichtiget seyn sollten.

S. 143. 144. behauptet er, daß es der göttlichen Weisheit nicht gemäß sey, eine ausserordentliche Begebenheit so zu bewirken, daß er die Mechanick der Welt schon von der Schöpfung her darauf besonders anrichte; indem Gott,

der ſie eben ſo leicht unmittelbar hervorbringen könne, nicht mit unnützer Kunſt prahle. — Aber beweißt dieſer Grund nicht zu viel? Prahlt denn Gott mit unnützer Kunſt, wenn er natürliche Begebenheiten durch die Mechanik der Welt ſchon von ferne anlegt? Und würde nicht Gott beſſer thun, alles in der Natur, ſo wie er es kann, unmittelbar zu thun, damit er nicht mit unnützer Kunſt zu prahlen ſchiene? Wirft der Hr. V. nicht durch dieſe Anmerkung ſein ganzes Syſtem über den Haufen, wodurch er die Erkenntniß der Weisheit Gottes auf den Zuſammenhang der Wirkungen und Urſachen in der Natur, und zwar mit Recht, gründet? Jeder Künſtler, jeder weiſe Mann giebt in der Anordnung ſeiner Werke die Data an, woraus man ſeine Weisheit erkennen muß; ohne daß er deswegen zur Abſicht hat, mit ſeiner Kunſt zu prahlen.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VII. Den 10. May 1764.

Beſchluß des zwey hundert und ein und achtzigſten Briefes.

Der Hr. V. beſchließt dieſe zweyte Abtheilung mit einer Hypotheſe über die Kosmogonie, oder über den Urſprung eines Weltſyſtems, welche er der philoſophiſchen Prüfung der Leſer übergiebt. Hier iſt ſie in einem kurzen Auszuge, der Leſer mag urtheilen, ob der V. einen beſſern Weg ergriffen habe, als ſeine Vorgänger.

„Wenn der Raum ehemals mit der zerſtreuten „Materie der Himmelskörper erfüllt geweſen, „und es war irgend in dem Orte, den jetzt der „Klumpen der Sonne einnimt, Materie von „ſtärkern Anziehungskräften, ſo entſtand eine „allgemeine Senkung dahin; und die Anziehung des Sonnenkörpers wuchs mit ſeiner

„Maſſe. Die Materien dichterer Art hatten „das gröſte Vermögen, ſich in dem Chaos „durchzudrängen, und dem Gravitationspuncte „näher zu kommen. Der Widerſtand der ſich „einander im Fall hindernder Partikeln muſte „Seitenbewegungen verurſachen; und weil die„ſer Widerſtand ſo lange dauert, bis ſie ſich am „mindeſten hinderlich ſind, ſo mußten ſich dieſe „Seitenbewegungen endlich in eine gemeinſchaft„liche Umdrehung nach einerley Gegend vereini„gen. Dieſe Umdrehung brachten die Partikeln, „die auf die Sonne fielen, mit, und verur„ſachten dadurch die Umdrehung um ihre Achſe. „Die Partikeln, die ſich um die Sonne beweg„ten, muſten ſich nach den Geſetzen der Gravi„tation beſtreben, die verlängerte Aequators„fläche der Sonne zu durchſchneiden, und ſich „darin zu häufen. Nach Proportion ihrer Dich„tigkeit fielen ſie entweder gar auf die Sonne, „oder ſchwebten in ſolchen Entfernungen um „dieſelbe, darin der Grad ihres Seitenſchwun„ges mit der Gravitation im Gleichgewichte „blieb, und alſo in concentriſchen Zirkeln.

„Die

„Die Klumpen, die daraus entſtanden, mußten „nach Proportion des weitern oder nähern Ab„ſtandes von der Sonne gröſſer oder kleiner ſeyn. „In ſehr entlegenen Weiten vom Graditations„punkte konnten die ſich zu Körpern bildende „Partikeln dieſe Regelmäßigkeit nicht haben, „und daraus wurden die Kometen.„ Dies iſt das weſentliche dieſer Hypotheſe. Die Gründe des Verfaſſers dafür und die Prüfung derſelben ſetzt zu viel Erkänntniß der Mechanik und höhern Aſtronomie voraus, als daß es vielen Leſern verſtändlich ſeyn würde, wenn man ſich darauf einlaſſen wollte.

In der dritten Abtheilung prüft der V. die gewöhnlichen Beweißgründe für das Daſeyn Gottes, und ſchließt damit, daß nur der eine, von ihm ausgeführte, zu einer Demonſtration möglich ſey. Das hauptſächlichſte davon iſt dieſes: der Karteſianiſche Beweiß iſt nicht bündig, weil aus der compoſſibilitate aller Realitäten auf das Daſeyn eines ſolchen Weſens, das ſie alle in ſich begreift, geſchloſſen wird; da doch das Daſeyn gar nicht als ein Prädicat irgend

einer Sache beygelegt, noch aus der willkührlichen Vereinbarung verschiedener Prädikate ohne Subjekt auf das Daseyn desselben der Schluß gemacht werden könne. Die Wolfische Demonstration sey zwar in so weit richtig, daß aus dem Daseyn der Dinge, das Daseyn eines nothwendigen, unabhängigen Wesens gefolgert werde. Wenn aber nun ferner aus diesem Begriffe des absolut nothwendigen Wesens seine höchst vollkommene Eigenschaften und seine Einheit hergeleitet werden sollten, so werde und müsse auch der Kartesianische unerwiesene Satz zum Grunde gelegt werden; daß das Wesen, worin man sich alle höchste Realitäten denken kann, auch nothwendiger Weise existire. Die physicotheologischen Beweise haben eine moralische Gewißheit, sind rührend und erwecken grosse Empfindungen, und sind auch für die mehresten Menschen hinreichend zur Ueberzeugung; ob ihnen gleich die demonstrativische Strenge fehlt. Aus der Grösse der Wirkungen beweisen sie die Grösse und Macht des Urhebers; aber nicht, daß er die höchste Macht besitze

Aus

Aus der zweckmäßigen Zusammenfügung die grosse, aber nicht die höchste Weisheit dessen, der es zusammengefügt hat: Aus der wahrgenommenen Einheit dessen, was wir von der Welt erkennen, höchst wahrscheinlich, aber nicht demonstrativisch gewiß, die Einheit dessen, der es hervorgebracht hat, u. s. w. Wer aber aus der innern Möglichkeit der Dinge einen Beweiß führen kann, daß ein Wesen existiren müsse, darin der Grund dieser innern Möglichkeit aller Dinge, und folglich alles Denklichen, enthalten sey, der führt den einzigen unumstößlichen Beweiß für das Daseyn Gottes. Und zu diesem Beweise hat der H. V. die Data in seiner Schrift darlegen wollen.

Dem Hrn. V. gebührt das Lob, daß er selbst gedacht, und sich die Gedanken anderer Philosophen mit reifer Beurtheilung zu eigen gemacht habe. Das nothwendige und zufällige in der Natur unterscheidet er mit vielem Scharfsinn und Genauigkeit, und eröfnet dadurch dem forschenden Verstande neue Wege zu richtigerer Untersuchung derselben. Sollte es aber nicht besser

gewesen seyn, wenn er umgekehrt verfahren, und aus diesem erwiesenen Unterschiede der natürlichen Ursachen auf das Daseyn und die Natur desjenigen Wesens analytisch zurückgeschlossen hätte, welches den Grund alles nothwendigen sowohl, als zufälligen in der Natur enthalten müsse. Vielleicht würden sich auf diesem Wege die Dunkelheiten und Schwierigkeiten verlohren haben, worinn die ersten abstrakten Begriffe, darauf er sich gründet, noch gehüllet sind. Der Schimmer der Wahrheit, der aus verschiedenen seiner Sätze hervorleuchtet, wird bey Kennern den Wunsch erregen, daß der Hr. V. selbst seine Baumaterialien sammlen, und ein Gebäude daraus aufführen möchte, das durch seine Festigkeit und Regelmäßigkeit unaufhörlich dauerhaft sey, und dem prüfenden Auge des Verstandes völliges Genüge leiste.

Zwey hundert und zwey und achtzigster Brief.

Dieser Brief an Sie ist die Frucht eines gerührten Gewissens. Unser M. hat mir die Nachläßigkeit, Ihnen so lange nichts mehr aus Hrn. Prof. Uhls Briefsammlung *) vorzusagen, so häßlich abgenahmt; daß ich mir sogleich vorgenommen, einen eigenen Nachmittag zum Durchlesen eines neuern Bandes dieser Sammlung anzuwenden. Ich habe den jüngsten Band vor mich genommen, weil ich seine ältere Brüder, die ich schon einmahl durchgelaufen, ohne Ihnen davon, wie ich wohl gesolt hätte, Nachricht zu geben, nicht wieder in die Hände nehmen wollte.

Ich weiß nicht ob ich nach ihrem Geschmacke ausgezogen habe. Nehmen sie vorlieb, möchte ich fast sagen. Der grösseste Schade ist auf meiner Seite, wenn mein Brief nichts taugt;

*) Sylloge Epistolarum noua, uarii argumenti Vol. IV. in quo L. IX. et X. Norimb. apud Felseckerum.

Denn ich habe einen ganzen Nachmittag gelesen.

Im neunten Buche der Sammlung steht eine lange Reyhe Briefe von Anton Franc. Gorius an Jo. Ernst Imman. Walchius, daraus ich auf meine Ehre weiter nichts und niemand, als den Kaufmann Wagner zu Venedig, der dieser beyden Herren Briefe und Bücherpackete zu besorgen die Ehre gehabt, habe kennen gelernet. Doch darf ich diesen kleinen Umstand nicht vergessen: Hr. Gorius schreibt dem Hrn. Walchius irgendwo vor, wie dieser eine Schrift des erstern anpreisen und mit einer Ermunterung an ihn schliessen solle, einem so wichtigen Werke sich ja mit allem Ernste zu unterziehen. Dies ist eine Stelle, die Hr. Prof. Klotz zum Belage in einer neuen Ausgabe seiner Morum brauchen kann.

Wolte der Himmel das sich des Hrn. Gorius Briefe an den Hrn. Walchius in Briefe von Gesnern oder Hommeln verwandeln könnten! Vom erstern sind nur sehr wenige Briefe in diesem Buche. Ich schreibe Ihnen daraus sein

Urtheil

Urtheil über Pitiſci Lexicon ab. „Ein unnütz „vergröſſertes Werk, ſagt er, durch das Ver„weiſen auf neuere Schriftſteller, darunter im„mer einer den andern ausgeſchrieben. Eine „einzige alte Stelle, darinn die Sache vor„kömmt, würde ſie alle vertreten, und dieſe „Stelle fehlt meiſtens: oder doch nicht ſelten.„

Gesners edle Schamhaftigkeit, die ihn dem Rathe eines Freundes, mit Verſen ſich dem Preußiſchen Monarchen zuzudrängen, widerſtreben hieß, verräthet eine Denkungsart, die ihm Ehre macht. Er ſchlägt vor, die neue Akademie, der er ſo lange ſie Societät war, nicht angehören wolte, ſolle ihn zum Mitglied aufnehmen, damit er alsdann, ohne Anſchein der Betteley einen König beſingen könnte, der für die Dichter recht geſchaffen wäre.

Hier folgt eine Anekdote, die ich wohl durch eine richtige Anführung beſtätigt ſehen möchte. Im Jahr 1726. ſchreibt ein gewiſſer Schreiberus, der in Leiden Medicin ſtudierte, an Gottſchedius.

„En quae ſcribat Boerhavius, quod Leibnitius „Monadem appellat, Newtonio dicitur vis at„tractrix„. Nichts ſcheint beym erſten Anblicke lächerlicher und ungereimter ausgedrückt. Und ſolte es nicht im Grunde wahr ſeyn? Leibnitzens Monaden, die das phaenomen des Körpers hervorbringen, ſind ſie nicht ſubſtantiae oder uires attractrices?

Es giebt auch ein gewiſſer Clodius der bald lateiniſch, bald franzöſiſch (und auf die letztere Art erbärml.) an Hrn. Prof. Gottſched ſchreibt, der eine arabiſche Abſtammung für den Namen dieſes berühmten Mannes hat erfinden wollen; (aſt fruſtra ſagt Hr. G. in einer Note) und der uns durch dieſen mißlungenen Verſuch die höchſt ſchätzbare Nachricht für den künftigen, ſo Gott will, erſt ſpät hinaus vollſtändigen Biographen des Hrn. Profeſſors zuwege gebracht; die Nachricht, daß dieſer große Name von dem Namen eines kleinen Städtgens in Steyermark, an den Gränzen von Ungarn gelegen, Gottſchee genannt, abſtamme. O Steyermark! o Gottſchee!

ſchee! natif de Gottſchee! Nichts luſtiger. übrigens als die Briefe Clariſſimi Clodii. z. E.

Le porteur de ce billet Vous aſſurera, qu'il a donné ma traduction à la cuiſinière, & puis qu'elle n'a pas quitté la ville, Vous Vous en pouvez enquérir, & elle en doit répondre. Je ſuis de tout mon Coeur. Erlauben Sie mir vom Cl. Clodius nochmals auf den Cl. Gorius zurück zukommen. Ich ſehe eben daß ich eine Stelle ausgelaſſen habe, die jemand, den ich kenne, nicht um viel Geld miſſen würde.

„Ich wünſchte, ſchreibt Gorius, daß, ſo „wie in Italien, alſo auch in Deutſchland jährlich ein Buch heraus käme, darinn das Verzeichniß derer in jedem Jahre daſelbſt gedruckten Bücher, eine kurze Anzeige dererſelben, „und auch das, was man bey den Akademien „gethan, zu finden wäre.„

Das Angenehmſte in dieſem Bande der Sammlung ſind unſtreitig die Briefe des Hrn. Prof.

Prof. Hommel. Einer ist an den Herausgeber der Sylloge geschrieben; und es wird mir würklich schwer, ihm diesen Briefwechsel nicht zu beneiden. Sie wissen, was wir längst von der unsichtbaren Gesellschaft unter einander gesagt haben. —

Doch ich erzähle. Hr. H. beschreibt mit der feinsten und aufgeräumtesten Art, daß er zu Hause den Tempel Salomonis seiner Fakultät, das heißt, das Tribunal eines alten römischen Prätors auf einem großen Tische sehr zierlich und genau mit allen nöthigen Figuren, fast hätte ich gesetzt in Lebensgröße, aufgebauet habe. Sie müssen die Beschreibung selbst lesen; damit sie die ganze herrliche Sache gleichsam vor Augen sehen.

Sie wissen daß die Juristen den Namen Titius fast immer brauchen, um demselben besondre Rechtsfälle anzudichten. In weiblichen Fällen muß die Caja sich als eine gemeine Person brauchen lassen. Masson hat den Lebenslauf des erstern beschrie-

beſchrieben und aus den Pandekten alles zuſammen geleſen, was er von dem Titius gefunden. Hr. H. hat des Titius Gattin Caja einer gleichen Ehre gewürdiget. Ich will ihnen den Anfang ihrer Grabſchrift herſetzen denn das andre iſt doch im nämlichen Geſchmacke.

D. M.
CAJA. TITII
NEC. PUELLA. NEC. ANVS.
SED. OMNIA
NUNQUAM. VIRGO. NUNQUAM
UXOR. NUNQUAM. VIDUA
SED. OMNIA.

Einen andern Einfall des Hrn. H. führe ich bloß an, um einen der meinigen anzubringen. Er will ein repertorium Legum Criticum zuſammen tragen. Mein Gedanke iſt unendlich weniger erheblich und doch will ich ihn herſetzen. Sie wiſſen, wie ungeheuer die Menge Bände von Monatſchriften iſt, welche Bücher

beur-

beurtheilen. Journal des Savans, Nouvelle de la Republique des Lettres, &c. &c. &c.

Wenn doch irgendwo ein Direktor über ein Seminarium, um ſeine Studenten zu beſchäftigen, den Einfall kriegte ſie ein Verzeichniß von allen beurtheilten Schriften verfertigen zu laſſen. Z. E. Locke on human Vnderſtanding wird beurtheilet im Journal des Savans, in den Nouvelles de la Republ. des Lettres, etc. Bey jedem Titel verſteht ſich, müßte der Theil und d. Seite der recenſirenden Monatsſchrift angeführt werden. Man hätte dadurch das Vergnügen verſchiedene Urtheile leicht mit einander vergleichen zu können, ſo bald man wollte, die Verfertigung ſelbſt könte für die junge Leute nicht ſchwer fallen. Ein jeder nimmt ein eigenes Journal vor: und findet es ſich, daß bey ihm unter einen Buchſtaben des Alphab. e. Schrift vorkommt, die der andre in ſeinem Journal auch recenſiert gefunden: ſo ſchreibt man die Anführungen zuſammen. Auf ſolche Art könnte ein ſehr nützliches Bücherverzeichniß

nach

nach dem Alphabet ſowohl der Verfaſſer als der Büchertitel zum Vorſchein kommen und der weitläuftige Hausrath der Journale brauchbar werden. Die Urtheile ſelbſt ſchreibt man nicht ab: höchſtens eine Anekdote von dem Namen des ungenannten Verfaſſers oder einer ſeltenen Ausgabe. Doch auch dieß fällt lieber weg, weil die Arbeiter dazu ſchon mehr Zeit haben, oder geſchickter ſeyn müßten, als ich es durch die Bank annehme. — Ich erinnere mich daß die kaiſerliche franciszziſche Academie in Augſpurg hat einmal ein allgemeines Regiſter über die Monatſchriften zu liefern verſprochen, aber der Plan war ſo verwirrt angelegt, und die Ausführung iſt ſo wenig erfolgt, und würde wenn ſie erfolgen ſollte vermuthlich eben ſo wenig dem magno hiatu Promiſſoris entſprechen, als es bey den übrigen Projecten des theuren Herrn Herz von Herzberg geſchehen iſt.

Doch es iſt ja wohl Zeit, Sie ein wenig ernſthafter zu unterhalten. Hierzu habe ich mir ein Stück ebenfals aus einem Briefe des Hr. Prof.

H. an

H. an den ſeel. Baumgarten in Halle aufbewahrt. Der erſtere hatte ein verlohrnes Blatt, worauf ein Einwurf gegen den Wolfiſchen Beweis vom Daſeyn Gottes ſtand, drucken laſſen. Der letztere verlangte es zu ſehen: man ſchickte es ihm. Hier iſt der verjüngete Einwurf.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VIII. Den 17. May 1764.

Beſchluß des zwey hundert und zwey und achtzigſten Briefes.

Wolf ſchließt, weil ich veränderliche und zufällige Modos ſehe: ſo iſt auch die Materie, an der dieſe Modi zum Vorſchein kommen, zufällig und hinfällig. In einem beſondern Falle: weil die rothe Farbe, womit eine Wand beſtrichen iſt, erblaſſet und gar vergehet: ſo muß auch die Wand einfallen. Man ſieht die Bündigkeit des Schluſſes.

Das nothwendige Weſen iſt doch dasjenige Weſen, das den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt hat? gut: ſolte es nun wohl nicht zwey,

drey, mehrere dergleichen geben können? O nein, ſagt man mir, der Grundſatz des nicht zu unterſcheidenden. Nu denn? Sie ſehen ja daß zwey gleich nothwendige Weſen von allen Dingen den Grund enthalten müſſen; wären ſie aber unterſchieden, und dis will der Grundſatz: ſo — Die Folge iſt deutlich. Die Folge ſehe ich: aber gewiß nicht, warum ſie annehmen, daß das nothwendige Weſen von allen Dingen den Grund enthalten müſſe. Ich frage: ſollte es nicht ein nothwendiges Weſen geben, das nur von ſich, nicht aber von andern den Grund enthielte: und ſie ſagen nein, denn das nothwendige Weſen enthält von allen andern den Grund, das heißt doch wohl vorausſetzen, was man beweiſen ſolte.

Die Materie ſelbſt könnte alſo wohl nothwendig ſeyn: aber die Schönheit, die Ordnung, womit ſie bekleidet worden, iſt es nicht: daher gälte der Wolfiſche Beweis höchſtens ſo weit: es giebt eine nothwendige Sache: ohne uns zu lehren, ob nicht auch die Materie dieſe nothwendige

wendige Sache ſeyn könne. Der Beweiß alſo, daß ein Gott ſey, wird am beſten aus der Ordnung und Schönheit der Welt geführt. Deus eſt creator mundi; daraus folgt aber noch nicht: Deus eſt creator materiae; denn mundus oder κοσμος iſt die Schönheit, womit die Materie durch Eintheilung in harmoniſche Verhältniſſe bekleidet worden, und die richtige Erklärung von Gott würde ſeyn: eine nothwendige Sache, die nicht blos von ihrem eigenen Daſeyn, ſondern auch von dem Daſeyn aller Modorum den Grund enthielte. Hieher gehöret noch eine Stelle des Scaligers: materia ſi propius diſpiciatur, alioquin diuina res eſt, nempe una entium omnium maxima, ſuaque eſſentia perpetua atque immutabilis. Nunquam enim corrumpitur ipſa, ſed id, quod ex ipſa fit. Ich war, wie Sie vielleicht es auch ſeyn werden, begierig zu erfahren ob Baumgarten würde geantwortet haben? Siehe da, ich fand die Antwort: aber das Waſſer reichte mir bis an die Lippen. Baumgarten verſpricht mündlich die Sache zu erläutern. Und

ſo denke ich verſchieben wir es ebenfalls bis zu einer mündlichen Unterredung.

Ich freue mich über die Gelegenheit, welche mir dieſe Briefſammlung darbietet, unſre billige Denkungsart Ihnen durch einen neuen Beweis darzulegen. Sie haben etwa gedacht, wir würden das verheelen, was wir irgendwo zum Lob des Hrn. Directors der ſchwarzen Zeitungen finden dürften? Keineswegs: ich bin ordentlich emſig für ſie die folgende Stelle abzuſchreiben: „Noua Litteraria Hamburgenſia, „quae nunc cura DIVINI et SAPIENTISSIMI omnium, qui ſunt, qui fuerunt, et erunt, „PHILOSOPHI et DICTATORIS PERPETVI, ZIEGRAE, prodeunt.„ Dieſe Stelle iſt aus einem Briefe des Hrn. Prof. Klotz.

Es ſind einige der wichtigſten Briefe in dieſem Bande der Sammlung übrig, davon ich noch nichts geſagt z. E. Briefe eines Ungenannten, der ſich bey den berühmten Weſtphäliſchen

liſchen Friedensunterhandlungen an den Orten ſelbſt aufgehalten. Allein die Wahrheit zu geſtehen, ich habe dieſe Briefe noch nicht ganz geleſen, und kann folglich auch nicht ſagen ob ſie etwas neues über dieſe ausgeſchriebene Materie enthalten. Denn nicht jeder beſitzt die Fontenelliſche Gabe über unverſtandene Dinge richtig zu urtheilen. Fontenelle thut dies wirklich in ſeinem Briefe über d. Tz. Spr. an Hrn. Prof. Gottſched. Algarotti ſchreibt an Hrn. Prof. Formey ſeine Gedanken über dieſen Brief und ſcheint empfindlich über den franzöſiſchen Stolz. Hevelius beklagt ſich, daß er ſein Ehren- und Gnadengehalt von Frankreich ſeit dem Jahre 1671. nicht ausgezahlt erhalten. Dies iſt eine Anekdote zum Siècle de Louis XIV.

Van der Hardt ſagt den Wittenbergiſchen Theologen ſehr derbe Wahrheiten; aber es herrſcht ein ſo furchtbarer theologiſcher Geiſt in dieſem Briefe, daß ich ihn zitternd weggelegt

habe, um einen Brief des erlauchten Galiläi zu leſen, den ich Ihnen empfehle, ſo wie Ihren Freund

B.

[redacted]

XIV.

Zwey hundert und drey und achtzigſter Brief.

Sie haben einigemal den Gedanken geäußert, es mißfalle Ihnen ſelbſt am Virgil und Horaz, daß ſich jener zu ſeinen Eklogen, dieſer zu ſeinen Satyren des Hexameters bedient habe. Der majeſtätiſche Gang des Hexameters, ſagten ſie, erfordert auch eine angemeſſene Gröſſe des Inhalts. Ihr Gefühl werde gewiſſermaſſen beleidiget, wenn ſie Virgils Hirten im hohen hexametriſchen Schwunge ihre ſanften Empfindungen ausdrucken, und von den kleinen, ſüſſen Geſchäften der ländlichen Unſchuld ſprechen hörten; und noch mehr Widerſtreben empfänden Sie faſt bey ſich, wenn Horazens ſpottende Muſe die kleinen Thorheiten ſeiner Mitbürger in dieſem feyerlichen Ton belachte. Ich erinnere mich auch, daß Sie einſt ſo gar behaupteten, Horaz müſſe dieſen Mißſtand ſelbſt empfunden haben, weil er, der es ſo wohl verſtand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn grade in ſeinen Satyren ſo nachläßig bearbeitet

habe, daß man glauben ſollte, er habe es mit Vorſatz gethan, um ihn dadurch ſeinem Inhalt mehr zu nähern, und mit dem Ton ſeiner Materie übereinſtimmiger zu machen.

Sie mögen dieſes mit den Verehrern des Alterthums ausmachen. Ich will es zu einer andern Zeit mit Ihnen unterſuchen, ob Sie in Abſicht der Alten Recht oder Unrecht haben. Wenn aber von unſerm deutſchen Hexameter die Rede iſt, ſo haben ſie gleich offenbar Recht. Unſer Hexameter wird niemals den Wohlklang der Griechiſchen und Lateiniſchen erreichen. Die unbiegſame Natur unſrer Sprache, und der Mangel an Spondäen verſtatten es nicht. Sollten wir alſo nicht eine vorſichtige Sorgfalt anwenden, ihn nur da beſcheiden zu gebrauchen, wo ihm die Majeſtät des Inhalts, oder der herrſchende Ton des Affekts einen feyerlichern Schwung giebt, ſeinen Gang gleichſam unterſtützt, und ſeine Tonfälle verſtärkt? Und da er noch nicht ſo ausgebildet iſt, als er ſeyn könnte, da wir ihm, wie ich glaube, wenn wir unſre Sprache genauer ſtudiren, noch mehr Harmo-

nie geben können, als er jetzt hat; so sollte man ihn, wie mich dünkt, bey allen den Materien zu brauchen vermeiden, wo er irgends in Gefahr wäre, matter und minder voll zu klingen, als er doch im Deutschen klingen kann; und wo sich unser Ohr verwöhnen könnte, um des minder erhabnen Inhalts willen auch mit dem prosaischen Gange des Hexameters zufrieden zu seyn.

Sie werden aus diesen Gründen leicht mit mir einstimmig seyn, daß Youngs Nachtgedanken nicht in Hexameter übersetzt werden sollten. Verwundern Sie Sich aber über dieses Urtheil, so muß ich Ihnen sagen, daß es der Würde des Inhalts dieses Gedichts keinesweges zu nahe tritt. Vergessen Sie nicht, daß ich in Beziehung auf unsre Sprache rede, die es nothwendig zu machen scheint, den Hexameter nur für das grosse, lyrische und majestätische aufzuheben. Youngs Nachtgedanken haben freylich oft einen erhabenen und hinreissenden Schwung, wo er uns durch die Stärke, und, ich möchte wohl sagen, durch den Ungestüm seines Affekts, durch den kühnen Flug seiner Fantasie, und durch die

groſſen Scenen, die er bis ins unendliche vor uns hinſtellt, durch alle Sphären der Himmel mit ſich fortführt, und unſern Geiſt weit über den engen Geſichtskreiß dieſes Lebens erhebt. Wenn dieſes der allein herrſchende Ton ſeines Gedichts wäre, der ſich nur durch Schattirungen unterſchiede, ſo wollte ich kein Wort dagegen einwenden, es könnte und müßte dann in Hexameter überſetzt werden, wenn das Sylbenmaaß der Materie angemeſſen ſeyn ſollte.

Aber ſie wiſſen, er bleibt nicht immer in dieſen Höhen. Er ſenkt ſich zur Erde herab. Er findet Lorenzo's vor ſich, die von dieſen Höhen, die er verlaſſen hat, nichts ſehen noch empfinden wollen. Sein Unwille wird gereizt, daß ſie die Wahrheit der groſſen Scenen, davon er voll iſt, läugnen, und ſeine Fantaſie für ausſchweifend ſchelten. Er beſtreitet ſie mit Gründen der Vernunft; er ſucht ihnen die Waffen, damit ſie ihn angreifen, aus den Händen zu reiſſen; man kämpft von beyden Seiten; er wird Herr über ſeinen Gegner, und wirft ihn zu Boden, und nimmt ihm ſeine Waffen, und

führt ihn überwunden im Triumph mit sich fort. Andere, die im Schlamme kriechen, und die niedrigen Sümpfe des Lasters lieben, verfolgt sein Eifer mit der Geissel der Satyre bewafnet in alle ihre modrige Schlupfwinkel, jagt sie aus dem Schlamme hervor, reißt ihnen die Hülle, womit sie ihre Schande zu bedecken suchen, hinweg, und stellt sie mit ernstem Spott, ganz von dem Kothe, darin sie sich wälzten, besudelt, der Welt dar.

So wechselt sein Ton beständig ab. Bald schwingt er sich über alle Himmel hinaus; bald disputirt er wieder mit den Unglaubigen; bald wird er didaktisch; bald schildert er die Laster und Thorheiten der Menschen mit finstern und stark aufgetragenen Farben in ihren natürlichsten und häßlichsten Gestalten. Ich will diese Abwechselung nicht tadeln, wenigstens mich jetzt darauf nicht einlassen, ob ein Young nicht einen Plan hätte wählen können, darin nur ein Ton der herrschende gewesen wäre. Ich gestehe es auch, daß sein poetischer Geist alle diese kontrastirende Scenen mit gleichem Feuer beseelt,

ſeelt, und ſeine originale Kühnheit ihn eben ſo wenig in den niedrigſten als in den höchſten Gegenden, wohin er ſeinen Flug nimmt, verläßt. Aber, ſagen Sie mir, wie kann der feyerliche Gang des Hexameters dieſen ſo ſehr an Würde verſchiedenen Gegenſtänden, wie kann er dem ſo hervorſtehend abgeänderten Tone des Dichters durchgängig gleich angemeſſen ſeyn? Das jambiſche und trochäiſche Sylbenmaaß bequemt ſich nach der Verſchiedenheit der Materie, oder läßt ſich durch weiſe Einmiſchung anderer Füſſe, wenn ich ſo ſagen darf, auf den Ton des Vortrags ſtimmen, und bald heben, bald der Proſe näher bringen. Aber der Hexameter hat immer eine gewiſſe ihm eigenthümliche ernſte Majeſtät; und wenn der Inhalt dieſe nicht hat, ſo iſt die Melodie des Hexameters entweder mislautend dagegen, oder die geringere Erhebung des Vortrags verführt den Dichter unvermerkt, auch die große Harmonie des Sylbenmaaſſes zu vernachläßigen; und das iſt der grade Weg, den Hexameter in unſrer Sprache ganz zu verderben, und uns endlich mit Recht

den

den Vorwurf zuzuziehen, daß unſre Sprache nicht dazu gemacht ſey.

Vielleicht hat der Ungenannte, der vor einiger Zeit Youngs Nachtgedanken in hexametriſche Verſe überſetzt hat, *) dieſe Betrachtungen entweder nicht angeſtellt, oder nicht von großem Gewicht gefunden. Den Young oder Milton richtig und zugleich harmoniſch in Hexameter zu überſetzen, iſt keine kleine Unternehmung. Wer darin glücklich iſt, dem kann man es verzeihen, daß er nicht gleicher Meynung mit mir geweſen, und einen Dichter doch gut überſetzt hat, an deſſen guter Ueberſetzung ich verzweifelte. Ich will Ihnen hernach über dieſe poetiſche Ueberſetzung, die Sie vielleicht noch nicht geſehen haben, meine Gedanken ſagen, und ſie mit Herr Eberts proſaiſchen Ueberſetzung vergleichen. Jezt muß ich Sie noch ein wenig vom Hexameter unterhalten. Ich habe das Herz voll davon; und Sie müſſen mich hören.

Sie

*) Die zu Hannover 1760. und 1761. herausgekommen.

Sie wiſſen, daß wir in unſrer Sprache einen Mangel an Spondäen haben, und daß dieſer Mangel dem deutſchen Hexameter keinen geringen Grad von dem geſetzten Wohlklange entzieht, den die griechiſchen und lateiniſchen Hexameter haben. Sollten wir denn alſo die Spondäen, die uns die Sprache noch giebt, nicht ſorgfältig zu Rathe halten? Unſre lange Sylben werden ganz genau durch das Zeitmaaß der Ausſprache beſtimmt; und dieſes hängt entweder von der Natur der Sylbe ſelbſt ab, welche eine merklich längere Zeit zum Ausſprechen erfordert, oder von dem Accent, den wir in der Ausſprache drauf legen. Müſſen wir nun nicht zweyſylbige Wörter, deren Sylben einerley Länge des Zeitmaaſſes haben, als natürliche Spondäen anſehen, dafür wir der Sprache Dank ſchuldig ſind? Und an ſolchen Wörtern fehlt es uns doch nicht. Ich könnte Ihnen gleich ein Dutzend herſetzen, ſo wie ſie mir einfallen. Umgang, Schickſal, Unglück, Aufruhr, Feindſchaft, Freundſchaft, Endzweck, Gottheit, Anſchlag, u. ſ. w. ſind lauter Spon-

däen.

däen. Das Ohr wird ſchwerlich zwiſchen den Zeitmaaſſen beyder Sylben einen Unterſchied bemerken. Dieſe müſſen wir nie, oder doch ſehr ſelten, als Trochäen gebrauchen, wenn wir jemals ein beſtimmtes Maaß unſrer Ausſprache, und Harmonie in unſern Hexametern erlangen wollen. Wie ärgerlich iſt es nun dem, der ſeine Sprache liebt, wenn er ſolche natürliche Spondäen nicht allein in Trochäen verwandelt, ſondern auch gar zu Daktylen verbraucht ſieht; und in den Stellen hingegen, wo ſie ſehr gut als Spondäen ſtehn würden, wiederum Trochäen antrift. Das muß ja nothwendig den ganzen Fall des Verſes umkehren und widerſinniſch machen, und die Harmonie völlig tödten. Ich will ihnen einmal ein paar Verſe aus unſerm Ueberſetzer des Young vorlegen, und das Tonmaaß der natürlichen Ausſprache darüber ſetzen; und dann urtheilen Sie ſelbſt.

– – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
Feindſchaft und Zwiſt der Gedanken, und Auf-
– ∪ – ∪ ∪ – ∪
ruhr im lermenden Buſen.
– ∪
Unter

– ∪ ∪ – – ∪ – – ∪ – ∪
Unter dem Nachdruck der Warnung, die feurig
∪ – ∪ ∪ – ∪
den Trägen ermuntert,
– ∪ – – – – ∪ ∪ – ∪
So aus Freundschaft, die, was ich vorher ſan-
– – ∪ – ∪
gen, überlebet.

Würde ein Grieche oder Römer nicht lachen müſſen, wenn wir ihm ſagten, daß dieß Hexameter wären?

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 24. May 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und drey und achtzigsten Briefes.

Aus Mangel der Spondäen müssen wir oft Trochäen gebrauchen. Das Ohr verliert etwas dabey, und der Hexameter bekömmt dadurch einen weniger männlichen Klang. Fehlt uns also jener, so müssen wir ihn wenigstens mit Hülfe der Trochäen so voll klingend zu machen suchen, als es nur möglich ist. Die Trochäen müssen sich daher mit einer bestimmt langen Sylbe anfangen, daß der Leser niemals verleitet werde, sie jambisch zu lesen; sonst ist die Melodie des Hexameters gleich verlohren. Die Daktylen die wir mit einmischen, müssen sehr rein seyn, und dem Ohr die doppelte kurze Sylbe merklich zu vernehmen geben. Durch

dieſen geſchwindern Fall werden die Trochäen gleichſam kontraſtirt und gehoben, ihr langſamerer Gang fällt deutlicher ins Gehör, und nähert ſich dem ſpondäiſchen; und durch dieſe zwiefache Sorgfalt können wir es allein erhalten, daß wir in unſrer Sprache von der wahren Muſik des Hexameters weniger vermiſſen. Wenn man aber Trochäen nach dem Sylbenmaaß jambiſch leſen muß, wenn man eine natürlich lange Sylbe bald im Trochäen lang, bald wieder im Daktylen kurz gebraucht findet, ſo verſchwindet dem Leſer die Harmonie des Verſes; lieſt er nach der Natur der Sprache, ſo lieſt er Proſe, und es kann ihm nicht einfallen, daß es Verſe ſind; lieſt er mit dem Gedanken, es ſeyn Verſe; ſo ſtößt er alle Augenblick an, der Gang der Worte iſt ſteif, unharmoniſch, und dem Ohr höchſt mißfällig.

Laſſen Sie uns wieder aus Youngs Ueberſetzer Exempel nehmen. Er giebt eine reiche Erndte von Erläuterungen zu dieſer Anmerkung. Werden Sie nicht folgenden Vers nach

der Natur der Sprache so lesen, als ich ihn bezeichnet habe? Und würden Sie wohl errathen, daß es ein Hexameter sey, wenn Sie ihn nicht in der Reihe von Hexametern erblickten?

⏑ – ⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ –
Darum verband das Schicksal der Zeit Gebrauch
⏑ ⏑ – ⏑
mit Vergnügen.

Die beyden ersten Worte sind nach jedermanns Aussprache offenbar Jamben. Schicksal wird so merklich spondäisch ausgesprochen, daß man es nicht zum Daktylen mißbrauchen sollte, zumal da der Leser einen Augenblick drauf verweilt. Der ganze Gang der Worte läßt also eher einen jambischen Vers vermuthen, als einen Hexameter. Doch soll es ein Hexameter seyn, und der Verfasser will ihn so gelesen wissen.

– ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
Darum verband das Schicksal der Zeit Gebrauch
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –
mit Vergnügen.

Wenn die Aussprache so willkührlich ist, wenn sie jeder nach seiner Bedürfniß verändern kann, denn lassen Sie uns ja den deutschen Hexameter und alle lyrische Versarten aufgeben. So lange das Tonmaaß unsrer Sprache noch nicht genau bestimmt ist, (und der sorgfältig bearbeitete Hexameter kann es, wie mich dünkt, am besten bestimmen, und unser Ohr sicher gewöhnen;) so lange sollten sich die Dichter wenige oder gar keine Freyheit in der Prosodie verstatten; sonst machen sie unsre Sprache noch ärmer an Wohlklang, als sie ist. Was sagen Sie zu diesen beyden Versen?

– ∪∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
So übertrift den natürlichen Narren noch weit
∪ ∪ – ∪
der Gelehrte!

– ∪ – ∪ – ∪ – – – ∪ ∪ – ∪
Ueberträfe Gelehrsamkeit ganz Peru an Schätzen,

und bald darauf wieder:

– ∪ – ∪∪ – – – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Der Gelehrsamkeit uns zur Gelehrsamkeit machet.

Ueber

Ueber macht im erſten Verſe zwey kurze Sylben aus, im zweyten iſt es ein Trochäus. Gelehrſamkeit iſt in einem und eben demſelben Verſe ein doppelter Jambus, und dann wieder eine kurze Sylbe und ein Daktylus. Das heißt ja mit dem Sylbenmaaß ſpielen, unſer Ohr mit Hexametern peinigen, und die Ausſprache ganz holpericht und misklingend machen.

Nur noch etwas von den einſylbigen Wörtern, dann will ich Sie nicht länger mit dieſen grammatikaliſchen Kleinigkeiten aufhalten. Man hat es ſich, wie mich dünkt, zu leichtſinnig angewöhnt, die einſylbigen Wörter als gleichgültig in der Proſodie zu betrachten. Man gebraucht ſie kurz oder lang, nachdem man es eben nöthig hat, ohne darauf zu ſehen, was die Natur ihrer Ausſprache erfordert. Und dieſer gleichgültige Gebrauch verdirbt den Wohlklang unſers Hexameters nicht wenig. Die Ausſprache oder der Accent, den der Nachdruck der Rede auf ein einſylbiges Wort legt, beſtimmen ſeine Länge oder Kürze in den meiſten Fäl-

len ganz genau; das Ohr wird daher sehr beleidiget, wenn es Sylben kurz hören muß, die doch die Aussprache oder der Nachdruck lang macht, und umgekehrt. Wird dieser Fehler in einem Gedicht oft begangen, ja trift man ihn, (wie es in unsern Hexametern nur allzuhäufig geschieht,) in einem Verse einige mal an, so kann man denjenigen Ohr Troz bieten, das in solchen Hexametern die Harmonie des Hexameters hören kann.

Wenn man hingegen die Regeln beobachtete, die uns die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck ertheilt, für die einsylbigen Wörter an die Hand giebt; so würde unser Hexameter nicht allein das steife und unbiegsame verlieren, sondern auch dem Ohr durch das merkliche Fallen und Erheben seiner abwechselnden Töne schmeichelhaft werden. Je größern Vorrath unsre Sprache aber an einsylbigen Wörtern hat, und je unumgänglicher sie von den Dichtern gebraucht werden müssen; desto weniger dürfen wir ihr Tonmaaß als gleichgültig

tig annehmen, deſto genauer müſſen wir in Beobachtung der proſodiſchen Regeln ſeyn. Hier darf uns die Proſodie der Griechen und Römer, welche überdem auf unſre ſchwerfälligere und vollſylbige Sprache nicht applikabel iſt, gar nicht zur Regel dienen. Die einſylbigen Wörter, die ſie in ihrer Sprache als gleichgültig (ancipites) angeſehn haben, mögen wirklich nach ihrer Ausſprache ein mitleres Maaß zwiſchen ihrer langen und kurzen Sylbe gehabt haben, daß es weniger anſtößig war, ſich in der Ausſprache etwas länger dabey zu verweilen, oder kürzer drüber hinzulaufen, nachdem es die Bedürfniß des Dichters erforderte. Ueberdem war das Maaß aller übrigen Sylben in beyden Sprachen ſo genau beſtimmt, daß die wenigen ancipites keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Wir Deutſchen hingegen haben, wenn wir auf die Zeit der Ausſprache ſehn, lange Sylben von ſo verſchiedner Länge, und kurze von ſo verſchiedener Kürze, die wir in der Poeſie doch nur von einerley Tonmaaß, als lang oder als kurz gebrauchen, daß es für die Har-

monie unſrer Gedichte nicht gleichgültig ſeyn kann, ob unſre viele einſylbige Wörter ancipites ſeyn, oder ihr beſtimmtes Maaß der Länge oder Kürze haben.

Die Natur unſrer Ausſprache ſcheint auch ſelbſt das Tonmaaß der einſylbigen Wörter zu beſtimmen, und, wo ich mich nicht ſehr irre, folgende Regeln vorzuſchreiben. Alle einſylbige Nomina und Verba ſind vermöge der Ausſprache lang, und dürfen nur im Nothfall, um höhere Schönheiten nicht zu verlieren, kurz gebraucht werden. Die einſylbigen Verba iſt und hat ſcheinen hievon allein eine Ausnahme zu machen, die des Wohlklangs unbeſchadet, oft als kurze Sylben gelten können. Die einſylbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vorwort machen offenbare Jamben aus; und ein einſylbiges Adiectiuum das kurz gebraucht wird, beleidiget faſt allezeit das Ohr, weil es entweder durch die Ausſprache, oder durch die Kraft der Bedeutung, die drauf liegt, lang iſt. Unter allen übrigen einſylbigen Wörtern aber, welche Partikeln und Vorwörter

ſind,

ſind, giebt es nur wenige, die von Natur lang ſind. Die meiſten ſind kurz, und müſſen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der ſie verlängert; und alsdann iſt es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man ſie kurz braucht.

Verſuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß dieſe Regeln der Ausſprache nicht ſind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Ueberſetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Geſang vor S. 221.

Zwar hat noch niemand das Lachen.
Je als ſündlich zu tadeln gewagt; doch — einen Gedanken.

Der nur ſtrenge ſcheint, verzeih — es iſt halb unmoraliſch:

Zu viel Nachſicht, wenn es ſich in Menſchenhaß ausläßt, u. ſ. w.

Und laſſen Sie uns ſehn, ob der Verfaſſer die beyden letzten Verſe nicht harmoniſcher gemacht haben würde, wenn er die einſylbigen Wörter darinn nach dem Tonmaaſſe gebraucht hätte, das ich drüber geſetzt habe.

Zwar hat noch niemand das Lachen
Je als Sünde zu tadeln gewagt, doch halb unmoraliſch
Iſt es gewiß, — vergieb den Gedanken der ſtrenge nur ſcheinet; —
Hängſt du zu viel ihm nach, und es bricht in mürriſches Weſen
Oder in Flatterhaftigkeit aus — — —

Prüfen Sie jetzt nicht, ob die Stelle richtig überſetzt, ob ſie poetiſch ausgedruckt iſt, ſondern fragen Sie Sich nur, ob der Klang dieſer letzten Verſe nicht beſſer ſey, als der erſtern. Ich habe mit Fleiß keine andere Veränderung damit vornehmen wollen, als daß ich die einſylbigen Worte nach ihrem natürlichen Tonmaß geſetzt habe, um es deſto deutlicher zu zeigen, daß der mehrere oder mindere Wohlklang von dem richti-

richtigen oder unrichtigen Tonmaaſſe der einſylbigen Wörter herrühre.

Welcher Vers klingt Ihrem Ohr beſſer? Welcher ſcheint Ihnen ein reinerer Hexameter zu ſeyn? Dieſer?

˘ ˘ – ˘ – ˘ ˘ – ˘ ˘ – ˘
Zu beglückt zum Tändeln und Scherz iſt er ruhig
˘ – ˘
und heiter

Oder der?

– ˘ – ˘ ˘ – ˘ ˘ – ˘ –
Ruhig iſt er und heiter, zum Scherz und Tän-
˘ ˘ – ˘
deln zu glücklich.

Können Sie folgenden Vers anders leſen, als er bezeichnet iſt?

Ruft ihr Söhne der Pierinnen! die Sphäre des Mondes,
˘ ˘ – ˘ ˘ – ˘ ˘ –
Die es mehr als ihr Bruder, verdient, in ſchweigenden Stunden u. ſ. w.

Iſt

Iſt das nun aber wohl ein Hexameter? Gehört es nicht zum Weſen des Hexameters, daß eine beſtimmt lange Sylbe den Vers anfange, und den Ton des erſten Ganges, den er gehn muß, gleichſam angebe? Und iſt nicht der ganze hexametriſche Tonfall verloren, ſobald man den Vers jambiſch zu leſen anfangen muß, oder auch nur ungewiß iſt, was man auf die erſte Sylbe für einen Ton legen ſolle?

Leſen Sie auch noch dieſe Zeile. Nicht wahr, Sie werden ſie ſo leſen?

– ∪ ∪ – ∪ –
∪ – – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ ∪
Und falſch Frieden ſingt, bis das Leichentuch ſie
∪ – ∪
erſticket.

Nicht doch, es iſt ein Hexameter, der ſo geleſen werden muß:

– – – ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪
Und falſch Frieden ſingt, bis das Leichentuch ſie
∪ – ∪
erſticket

Und

Und dieſer ſo:

– ∪ – ∪ ∪ – ∪

Der bleibt noch im Alter ein Kind, wer dies nicht erkennet

ob die Ausſprache Sie gleich verführen will, ſo zu leſen:

∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –

Der bleibt noch im Alter ein Kind, u. ſ. w.

Nur noch einen; und dann will ich ihr Ohr verſchonen. Wenn ſie folgendes in Proſa geſchrieben fänden, würden ſie es nicht in dieſem Sylbenmaaß leſen? „Wie wenn der Ameiſen

– ∪ – – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ ∪

„kleine Welt über Haufen gefallen, zu dem

– ∪ – – ∪ – ∪ – ∪ ∪ –

„letzten Schickſal empor, das gnädig, das hart

– ∪ ∪ – ∪ – ∪ – ∪ ∪

„iſt, als des Menſchen eigne Wahl, der den

– ∪ ∪ – ∪ ∪ ∪ – ∪ ∪

„Himmel beherrſchet, als des Menſchen de-

– ∪ ∪ – ∪ – – – ∪ – ∪

„ſpotiſcher Wille, ja oft eine Stunde u. ſ. w.„

Nun

Nun üben Sie ſich im ſkandiren. Ich ſage Ihnen, es ſiud Hexameter, ſo wie ſie da ſtehn. Youngs Ueberſetzer hat ſie in der zweyten Nacht, und Sie müſſen der natürlichen Ausſprache zu Trotz ſo leſen:

– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Wie wenn der Ameiſen kleine Welt über Haufen

∪ – ∪
gefallen,

– ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪
zu dem letzten Schickſal empor, das gnädig, das

– –
hart iſt,

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
als des Menſchen eigne Wahl, der den Himmel

∪ – ∪
beherrſchet,

– ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪
als des Menſchen despotiſcher Wille, ja oft eine

– ∪
Stunde, u. ſ. w.

Oder auch ſo: denn der Leſer muß es errathen, wie der Verfaſſer geleſen haben will:

– ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪
Wie wenn der Ameiſen kleine Welt über Haufen

∪ – ∪
gefallen

Der

der hat er oft genung lang gebraucht, und warum ſollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben ſo wohl aus zwey kurzen Sylben beſtehn als über und eine in der

vierten Zeile. Ameiſen iſt freylich ein wenig hart, aber die poetiſche Freyheit entſchuldigt es. Und muß man nicht ſolchen kleinen Mißſtand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in dieſen Zeilen herrſcht, aufopfern?

Nun werden Sie müde ſeyn, mich und den Ueberſetzer zu hören. Mein Brief iſt auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einſt unterſuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am beſten ins Ohr klingen, nicht die proſodiſchen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten ſind. Youngs Ueberſetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müſſen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie ſelbſt. Erwarten Sie

nächſ-

nächſtens noch einen Brief von mir, darin wir uns beſonders mit dieſer poetiſchen Ueberſetzung beſchäftigen, und ſie mit Eberts Ueberſetzung vergleichen wollen. Sie wiſſen, wie angenehm und lehrreich uns ſolche Vergleichungen der Schriftſteller immer geweſen ſind.

Tz.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

X. Den 31. May 1764.

Zwey hundert und vier und achtzigſter Brief.

Von der Treue eines Ueberſetzers hat man viel geſchrieben. Alles, worauf ich mich beſinnen kann, läuft darauf hinaus, daß ſie nicht darin beſteht, wenn man wörtlich überſetzt, ſondern wenn man den Sinn ſeiner Urſchrift in die Sprache, darin man überſetzt, vollſtändig herüber trägt. Dies ſcheint mir noch nicht genung beſtimmt zu ſeyn. In einer richtigen Umſchreibung iſt das auch unſre Pflicht; und dieſe iſt doch von der Ueberſetzung weſentlich unterſchieden. Jene hat blos zum Zweck, den richtigen Sinn eines Verfaſſers darzulegen, dieſe ſoll auſſerdem noch ſo genau als möglich das Kolorit treffen, womit er ſeine Gedan-

ken ausgedruckt hat. Ein Ueberſetzer hat alſo die Pflicht auf ſich, nicht allein ſeine Urſchrift zu verſtehen, ſondern auch den unterſcheidenden Ton derſelben, und den Charakter ihrer Schreibart zu finden, und ſich hineinzuſetzen. Alsdenn hat er erſt überſetzt, das heißt, er hat ſeinen Landsleuten die wahren unterſcheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton eines fremden Originals bekannt gemacht. Wenn ich mir den Unterſcheid einer Umſchreibung und Ueberſetzung recht deutlich machen will, pflege ich mir ein Miniaturgemälde als das Original vorzuſtellen, welches durch die Umſchreibung mit Röthel ins Große gebracht worden, damit blöde Augen, die an jenem nichts unterſcheiden können, von der Figur, dem Verhältniß und der Geſtalt ſeiner Theile, und von der Anordnung des Gemäldes ein deutliches Bild erlangen. Die Ueberſetzung hingegen iſt eine genaue Kopie, darin man die Feinheit und die Nuamen der Züge, den Pinſelſtrich des Originals, den beſondern Auftrag, die Vertheilung der Farben, und die eigenthümliche Manier des Mahlers auszudrücken

cken bemüht gewesen. So grotesk nun eine solche Kopie aussehn würde, wenn einige Theile darin mit dieser Genauigkeit dem Original folgten; andere hingegen mit Röthel ins Große gebracht wären; so widersinnig fällt auch eine Uebersetzung in die Augen, die halb aus genau übersetzten Zügen und halb aus Umschreibungen besteht.

Wenn dieser Misstand in didaktischen Schriften nicht so sehr bemerkt und leichter vergeben wird, so sticht er hingegen in Poesien desto deutlicher hervor. Hier muß die Uebersetzung nothwendig den Ton des Ausdrucks, und den herrschenden Charakter des Dichters, der übersetzt wird, behalten, wenn man im Stande seyn soll, sich von seinem Genie, und von der Natur seiner Dichtungsart, aus der Uebersetzung eine richtige Vorstellung zu machen. Ein kühner Pinselzug, der richtig nachgeschildert ist, und ein andrer, der durch eine Umschreibung verwischt ist, machen hier eine häßliche Wirkung neben einander. Man verliert den Ton des Gedichts, man weiß nicht mehr eigentlich, was

der Verfaſſer gedacht, noch wie ihn ſeine Begeiſtrung von einem Gegenſtande zum andern geführt hat. Man ſieht gar keine Begeiſtrung mehr.

Ich komme auf den Young. Zur Beurtheilung ſeines poetiſchen Ueberſetzers habe ich Sie nur an dieſe Betrachtungen erinnern wollen. Young unterſcheidet ſich, wie ſie wiſſen, durch die Kühnheit ſeiner Metaphern, durch Häufung der Gegenſätze, durch das Feuer ſeiner Einbildungskraft, das ihm nie in der Ebne, oder im gewöhnlichen Geſichtskreiß zu bleiben, verſtattet, ſondern ihn immer zur äußerſten Gränze ſeines Gegenſtandes ungeſtüm fortreißt, daß er ſich entweder zur höchſten Höhe deſſelben emporſchwingt, oder zu ſeiner äußerſten Tiefe mit einem Sturze herabſenkt. Das Medium tenere, iſt ihm nicht möglich. Aus dieſem Feuer entſpringt ſeine Kürze. Mit wenigen, aber ſtarken Zügen bezeichnet er die großen Diſtanzen, die der Flug ſeiner Phantaſie mit einem Schwunge zurücklegt; mit gleich ſchnellem Schwunge eilt er zur äußerſten Höhe fort, und kann und

will

will ſich nur Augenblicke verweilen. Dies ſcheint mir Youngs dichtriſcher Charakter, dies ſcheint mir, wenn ich ſo ſagen darf, der Ton zu ſeyn, worauf ſeine Leyer geſtimmt war.

Sie werden mir Recht geben, daß ich dieſen Charakter in der Ueberſetzung finden muß, wenn ich daraus erkennen ſoll, was Young für ein Dichter ſey. Dieſe Kühnheit, dieſe kurzen und ſtarken Gegenſätze, dieſen ungeſtümen Flug der Einbildungskraft, dieſes unaufhaltſame Beſtreben die äußerſten Gränzen des Denkens zu erreichen, muß, wo nicht in jeder einzelnen Stelle, (weil es die Natur der Sprache, darin man überſetzt, vielleicht nicht immer verſtattet,) doch durch die ganze Ueberſetzung ſo herrſchend ſeyn, daß es recht treffend ins Auge fällt. Wenn man aber die Kühnheit ſeiner Metaphern durch Umſchreibungen aufhebt, ſeine Gegenſätze vernichtet, oder durch unrichtige Ausbildungen falſch kontraſtirt, ſeine Kürze durch überflüßige Beywörter dehnend macht, und ins langweilige zieht, und den rauſchenden Flug ſeiner

erhitzten Fantaſie als ein Paraphraſt, der nur kümmerlich den Sinn der Worte anzeigen will, in ein mattes und proſaiſches Schleichen verwandelt; ſo kann es nun nicht mehr Young ſeyn, den ich in der Ueberſetzung leſe. Er iſt ſo verſtellt, daß ich aus der Kopie nicht einmal ſeine Züge errathen kann.

Und faſt ſieht er doch in dieſer poetiſchen Ueberſetzung ſo aus. Nehmen Sie welche Stelle Sie wollen, ſo werden Sie wenigſtens einen von dieſen Fehlern darin antreffen. Und doch würden Sie dem Ueberſetzer Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß es aus Mangel der gehörigen Kenntniß der engliſchen Sprache herrühre. Er ſcheint den Young verſtanden zu haben. Aber der unglückliche Einfall ihn in Hexameter zu überſetzen, hat ihn verleitet, ſeinem Original Dinge anzuflicken, wodurch es oft verſtellt, oft geſchwächt, oft gar in ein unverſtändliches Geſchwätz verwandelt wird; und der ganze Styl iſt dadurch ſo matt und proſaiſch, und zugleich ſo ſteif und unbiegſam geworden, daß man ſehr gütig ſeyn muß, wenn man beydes

Form

Form und Materie ſeiner Hexameter ertragen will. Ertragen? Nein, man kann es nicht; weil man zum Unglück des Ueberſetzers das Engliſche immer auf der gegenüber ſtehenden Seite vor ſich hat, und ſich ärgern muß, daß es nicht beſſer ausgedruckt iſt.

Nehmen Sie mahl Ihren Engliſchen Young zur Hand, und ſchlagen Sie V. 657. in der zweyten Nacht auf, wo ſie ein fürchterliches Gemälde von einem plötzlichen Tode finden, deſſen ſtarke Züge Sie in unſrer Sprache ohngefähr ſo würden ausgedruckt haben wollen.

Was für eine Rolle auch immer der pralende Held ſpielen mag, ſo hat doch nur die Tugend im Tode Majeſtät; und deſto größere Majeſtät, je finſtrer ſie der Tyrann anblickt. Dich, o Philander, ſah er recht ſehr finſter an. „Keine gegebene Warnung! Ein ganz „unangemeldetes Verhängniß! Ein plötzli„cher Sturtz von des Lebens mittäglichen „Freuden! Von allem was wir lieben, von „allem, was wir ſind, auf einmal abgeriſ„ſen! Ein raſtloſes Lager voll Quaal! Ein

„düſtres Verſinken über alle Muthmaſſung
„herab! Der ſchwachen Natur Angſt! Der
„Schauder der ſtarken Vernunft vor der un-
„bekannten Finſterniß! Eine ausgelöſchte
„Sonne! Ein ſich eben öfnendes Grab! Und
„ach! das letzte, letzte; und was? (Können
„Worte es ausdrucken? Gedanken es errei-
„chen?) das letzte, letzte — Verſtummen
„eines Freundes!„ Wo, wo ſind dieſe Schre-
cken, dies Entſetzen, das dieſe ſcheußliche
Gruppe von Uebeln, die uns einzeln ſchon
erſchütter, vom Menſchen fordert? — Nur
bis jetzt hielt ich ihn für einen Menſchen.
Hören Sie nun die poetiſche Ueberſetzung dieſer
Stelle.

Wenn auch pralend der Held aufs höchſte ſein
Gaukelſpiel treibet,
zeigt doch Tugend allein ſich majeſtätiſch im Tode,
und ſtets gröſſer, je mehr der Tyrann da ſauer
ſie anſiehet!
Dir, Philander, ſah er recht ſauer! hart war
dein Schickſal!
„Keine Zeichen! keine vorausgeſendete Boten!

„Plötz-

„Plötzlich geſtürzt von der Mittagshöhe des frö-
lichen Lebens!
„Plötzlich geriſſen von dem, was wir ſind, von
dem, was wir lieben!
„Auf ein Lager der Schmerzen geworfen, die
nichts überwindet!
„In ein dunkel Gewirr, wohin keine Muthmaſ-
ſung dringet!
„Schwacher Natur zum Schrecken! der ſtärkſten
Vernunft zum Schauder!
„Das ſich öfnende Grab! die itzt verlöſchende
Sonne!
„Und das letzte, letzte; — was kein Wort
mir beſchreibet,
„kein Gedanke erreicht! — das letzte Schwei-
gen des Freundes!„
Wo iſt dieß Graun, dieß Erſtaunen, das ſcheuß-
liche Heera von Uebeln,
deren iedes ſchon einzeln erſchreckt, vom Men-
ſchen ſich fodern?
von Philandern, den ich als Menſchen be-
trachtet bis itzo.

Werden Sie nicht ſagen, der Ueberſetzer hat den Vers füllen wollen, da er anſtatt des Engliſchen plays den gemeinen Ausdruck braucht,

ſein Gaukelſpiel aufs höchſte treiben? Iſt das Saueranſehn des Todes nicht wenigſtens unedel, und für dieſen ernſten Auftritt unſchicklich? Und doch wird es noch dazu wiederholt, und ungramattikaliſch wiederholt. Welcher Deutſche ſagt wohl? Er ſieht dir ſauer. Die Worte: hart war dein Schickſal! ſind wieder Füllſteine. Young macht dieſe unbedeutende Anmerkung gar nicht; der Affekt erlaubt es ihm nicht. Er eilt Philanders plötzlichen Tod mit kurzen, aber redenden Zügen zu ſchildern. Welcher Deutſche wird aus dem Verſe: Keine Zeichen! keine vorausgeſendete Boten! die Vermuthung bekommen, daß anſtatt dieſer unbeſtimmten Idee von Zeichen des Todes, und anſtatt der ſeltſamen vorausgeſendeten Boten, die der Ueberſetzer gleichſam zu Bedienten des Todes macht, im Original der Vers ſtehe? No Warning giv'n! Unceremonious fate! Von allem, was wir lieben, von allem was wir ſind, losgeriſſen: ſagt doch wohl weit mehr, als von dem, was wir ſind, von dem, was wir lieben? Und die Gradation von dem was

wir lieben, zu dem, was wir ſind, iſt ganz aus der Acht gelaſſen, weil ſich der Hexameter darnach nicht hat bilden wollen. Die drey folgenden Verſe machen aus den ſtärkſten Zügen, die das Herz erſchüttern, ein verwirrtes Gemiſche, das den Leſer ungewiß macht, was es eigentlich vorſtellen ſoll. Erräth man es wohl aus der Ueberſetzung, daß Young hier den herannahenden Tod in vier ſchrecklichen Geſtalten zeigt? Das Lager voll Quaal! die tiefe Finſterniß nach dem Tode! das Schrecken der Natur! der Schauder einer ſtarken Vernunft bey dieſem Auftritt! Warum hat doch der Ueberſetzer die Flickwörter; geworfen, die nichts überwindet; zu ſeinem Hexameter nöthig gehabt? er hätte gewiß den Leſer nicht auch in ein ſo dunkles Gewirre geworfen, daß er nicht weiß, wo das — Natur zum Schrecken — und — Vernunft zum Schauder — eigentlich hingehört. Und o wie hat er die pathetiſche Stelle geſchwächt! — Und ach das letzte, letzte — Verſtummen eines Freundes! — Anſtatt der affektvollen Fragen, — und was? (Können

Worte

Worte es ausdrucken, Gedanken es erreichen?) ſetzt er das ſo gemein gewordene je ne ſais quoi. Bey den letzten drey Verſen endlich kann man jeden Leſer auffordern, ob er den Sinn des Verfaſſers, den ich in der wörtlichen Ueberſetzung ausgedruckt habe; und die große Schilderung, die Young von Philandern macht, ohne Mühe herausfindet? Wenigſtens muß ich von mir ſagen, daß mir das Original erſt die Ueberſetzung erklärt habe.

Doch hier haben Sie noch andere Stellen. Urtheilen Sie daraus, ob ich Sie gleich anfangs nur auf eine der ſchlechteſten habe hinweiſen wollen. In der zweyten Nacht fordert Young V. 390. den Menſchen auf, an die Ewigkeit zu denken, und keine Gelegenheit, die ihn daran erinnern kann, ungenutzt zu laſſen; und er bedient ſich dazu dieſes doppelten Bewegungsgrundes. Einmal, weil das Leben ſehr kurz iſt, und dann, weil unſer künftiges Schickſal vom Gebrauch dieſes kurzen Lebens abhängt. Dies iſt der Inhalt der zwölf folgenden Verſe. Ich frage Sie aber, ob es Ihnen nicht ſelbſt

nach

nach dieſer Anzeige ſchwer fällt, in der Ueberſetzung dieſen Inhalt zu finden. Sie lautet von V. 392. an alſo:

Von des Lebens flüchtigem Hauch in die Höhe geblaſen,
Hebt uns taumelnd ein Flug von der Erde, wie Stäublein im Sommer:
Einen Augenblick trägt uns die Luft; dann ſinken wir wieder;
Mit dem trägen Klumpen verbunden werden wir Aſche,
Staub, den wir traten, und ſchlafen, bis ſelbſt die Erde verſchwindet;
Schrecklich beſtürzet kriechen wir da aus unſern Ruinen,
Wie wenn der Ameiſen kleine Welt über Haufen gefallen,
Zu dem letzten Schickſal empor, das gnädig, das hart iſt,
Als des Menſchen eigne Wahl, der den Himmel beherrſchet,
Als des Menſchen deſpotiſcher Wille, ja oft eine Stunde,
(So allmächtig iſt die Zeit!) ihm ſelber es feſt ſetzt.
Sollte denn nicht uns jede Erinnrung kräftig bewegen? u. ſ. w.

Sehen

Sehen Sie die beyden zuvor angezeigten Bewegungsgründe deutlich. Verſtehn Sie, was das für ein Schickſal iſt, das gnädig, das hart iſt? Wiſſen Sie, was die über Haufen gefallene Ameiſenwelt eigentlich da bedeutet? Begreifen Sie, was es heißt; der Menſch beherrſchet den Himmel? Und warum es in dieſem Zuſammenhange daſteht? Ihre Verwirrung ſoll gleich aufhören. Dieſe Finſterniß ſoll Licht werden. Leſen Sie Eberts Ueberſetzung dieſer Stelle, die ich Ihnen mit einigen geringen Veränderungen darneben ſtelle.

„Da wir, durch des Lebens vorbeyſtreichen-
„den Hauch, ſo leicht wie der Sommerſtaub,
„von der Erde emporgeblaſen, nur einen
„Augenblick einen ſchwindlichen Flug in die
„Luft thun; dann wieder niederfallen, mit
„der ſinnloſen Maſſe vermiſcht werden, den
„betretenen Staub vermehren, und ſchlafen,
„bis die Erde ſelbſt nicht mehr ſeyn wird:
„Da wir alsdann, wie Ameiſen deren kleine
„Welt zerſtöret worden, aus der Erde Rui-
„nen mit bangem Entſetzen hervorkriechen,

„und

„und zum äußerſten Schickſal von Quaal „oder Wonne aufſtehn; ſo wie es des Menſchen „ſchen eigne Wahl (hierinn des Himmels „Geſetzgeberin!) ſo wie es des Menſchen „deſpotiſcher Wille, vielleicht eine Stunde, „(o wie allmächtig iſt die Zeit!) hienieden „beſchließt. Sollte uns nicht jede Warnung „in heftige Unruhe ſetzen? u. ſ. w.

Nun ſehn Sie beyde Gemälde und ihren Kontraſt deutlich. Erſt von einem kurzen Hauch, wie Sommerſtaub in die Höhe geblaſen; und den ſchwindlichen Flug eines Augenblicks; und dann das Ameiſenähnliche Hervorkriechen aus den Ruinen der Erde: erſt das niederſinken und Staub werden und das daurende ſinnloſe Schlafen; und dann das Aufſtehn und die äußerſte Dauer des höchſten Gefühls: erſt ein Augenblick; und denn, was von dieſem Augenblick abhängt. Wie ſehr hat der poetiſche Ueberſetzer das ſchöne Gemälde von der Kürze des Lebens — wir thun nur einen Augenblick einen ſchwindlichen Flug in die Luft — verſtellt? Wie dunkel iſt das letzte Schickſal unter ſeinen

Händen

Händen geworden? Wie verwirrt er den Leſer durch den Ausdruck? — der Menſch, der den Himmel beherrſcht. — Wie ſehr ſind die kurzen gehäuften Züge bey ihm verſchwunden! Doch warum ſage ich Ihnen doch das? Sie fühlen es gewiß beſſer, als ich es ihnen ſagen kann. Und Ihr Ohr empfindet es gewiß auch bey dieſer Stelle, wie viel die proſaiſche Ueberſetzung vor der poetiſchen, die doch harmoniſcher ſeyn ſollte, an Harmonie voraus hat.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

XI. Den 7. Juny 1764.

Fortſetzung des zwey hundert und vier und achtzigſten Briefes.

Ich ſchlage die neunte Nacht auf. Wer ſollte nicht meynen, daß der Ueberſetzer von Youngs arbeitender Phantaſie auch ergriffen worden wäre, mit ihm über die Gränzen der Endlichkeit hinaus zu ſtreben, um Gott zu ſingen? Sollte ſeine Poeſie hier nicht wenigſtens den Ungeſtüm ſeiner emporſträubenden Seelenkräfte ausdrucken? Young ſelbſt fühlt, daß ihm ſein Thema zu groß iſt. „Wie hebt ſich, ſpricht „er, meine arbeitende Seele unter dem zur „Geburt zu großen Gedanken!„ wofür ihn ſein Ueberſetzer ſagen läßt:

die kreiſſende Seele
quält ſich unter Begriffen, die zur Geburt ihr zu groß ſind!

Young ſahe es nicht als eine Qual an. Es war ihm ein angenehmer, aber zugleich erſtaunender Auftritt. „Wie hebt ſich meine arbeitende Seele„ ſagt er voll Erſtaunen über die Anſtrengung, darinn dieſer groſſe Gedanke ſeine Seele verſetzt. Er erzählt es nicht trocken weg wie der Ueberſetzer. Doch das ſind noch Kleinigkeiten, die man ihm zu Gute halten muß. Ich überlaſſe Ihnen die ganze Stelle zu eigener Prüfung, ſie würde für dieſen Brief zu lang ſeyn. Ich will Ihnen nur einiges daraus aufzeichnen, um Sie in Ihrer Prüfung aufmerkſamer zu machen. Young redt Gott ſo an: „Groſſes Syſtem der Vollkommenheiten! mächtige Urſach mächtiger Urſachen! Urſach ſonder „Urſach!„ der Ueberſetzer läßt ihn um ſeine Hexameter voll zu machen, ſo ſprechen:

Groſſes Syſtem von allem vollkomnen! Mächtige Urſach
jeder andern, ſo mächtig ſie iſt! Du Quelle von dieſen,
ſelbſt aus keiner Quelle entſproſſen! —

Hat er nicht die Gedanken durch die Erweiterung ſchaal und proſaiſch gemacht? — Young nennt Gott: „Vater dieſer unermeßlicher Maſſe „vielfachgeſtalteter Materie; ſie ſey dicht oder „locker; dunkel oder hell; ſchnell oder in Ruhe; „klein oder gränzenlos; in jedem dieſer äußerſten Grade gleich erſtaunenswürdig, gleich „geheimnißvoll für den Menſchen!„ der Ueberſetzer nennt ihn in wortreichern Hexametern alſo:

Vater der Maaſſe,
die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen dieſer Materie; dicht oder locker; hell oder ſchattig; ſchnell ſich bewegend, oder in Ruh; groß, über die Schranken
aller Vorſtellung weg, oder klein! Dem Menſchen in beyden
äußerſt entgegen geſetzten Gränzen und Maaſſen der Dinge
gleich erſtaunenswürdig, und ihm ein ewig Geheimniß.

Wer ſieht nicht, daß Youngs Ungeſtüm und die Fülle ſeiner Phantaſie lauter kurze Züge nothwendig machte? Eben in dieſer Kürze liegt die Größe und Stärke der Gedanken. Wer ſie

ausdehnt, tödtet sie. Wenn Young wörtlich sagt: „in jedem Aeussersten von gleichem Ge„heimniß und Erstaunen für den Menschen„ so wird ja der schnelle Flug seiner rauschend forttreibenden Phantasie in ein langweiliges Kriechen verwandelt, wenn man ihn anstatt dessen in einem langen Geschleppe matter Worte sagen läßt: „Dem Menschen in beyden äußerst „entgegen gesetzten Gränzen und Maassen der „Dinge gleich erstaunenswürdig, und ihm ein „ewig Geheimniß.„ Dies ist ein Mangel des Gefühls, der dem Uebersetzer auch wenn er Prose geschrieben hätte, kaum zu vergeben wäre. Und würden Sie wohl die Zeilen ohne Hülfe des gegen überstehenden Originals verstehn? „Vater „der Maasse, die nichts ausmißt, der mannig„faltigen Formen dieser Materie; dicht oder lo„cker, u. s. w.„ Errathen Sie wohl, daß Gott hier als der Vater der unermeßlichen Maasse der mannigfaltiggeformten, dichten, lockern, hellen, dunkeln u. s. w. Materie beschrieben wird? Und welch ein Hexameter!

⏑ – – – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑

Die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen

Doch weiter. Sonſt werde ich nicht fertig. Einige Zeilen darauf ſagt der Ueberſetzer:

Vater der glänzenden Millionen, mit denen die Nacht prangt!
deren geringſte ſchon wäre vollkommen ein Herold der Gottheit,
Hätte allein ſchon dem, der ſchaut, die Knien gebogen.

Hier ſehen Sie eine kühne Verſetzung der Konſtruktion. Das iſt doch poetiſch! Ja wenn es nur auch verſtändlich wäre! Sehn Sie das Original an, wenn Sie es verſtehn wollen. Nicht wahr Young nennt Gott?

„Vater jener ſchimmernden Millionen der „Nacht, von denen auch der geringſte Stern „die völlige Gottheit verkündigt, und den „Anſchauer auf ſeine Knie geworfen hätte.„

Nun verſteht mans. Nun fühlt man auch die Stärke des Gedankens, daß der geringſte unter den Millionen Sternen, den Menſchen, der ihn auch nur allein erblickt hätte, zur tiefen und ſchnellen Anbetung der Gottheit hingeriſſen haben würde. Ihnen darf ich es wohl nicht ſagen,

wie sehr es gegen einander absticht, auf die Knie geworfen, und — die Knien gebogen. Warum schrieb doch der Mann Hexameter?

Young fährt hierauf fort: „Oder sage, „wählst du eine höhere Benennung? Vater „der zeitlichen Herrn der Materie! Vater der „Geister! der edlen Kinder! dieser Funken der „hohen väterlichen Herrlichkeit, die mit Ver„nunft und Instinkt und Anschauen in verschie„denen Maassen und Abänderungen reichlich „begabt sind; dieser blassern oder glänzendern „Strahlen des göttlichen Tages, durch die „Finsterniß der organisirten Materie (dieses „Behältniß aller erschaffenen Geister,) zu bre„chen; Strahlen, die sich über einander in hö„herem Lichte erheben, bis der letzte zum star„ken Glanze der nächsten Annäherung zur Gott„heit, reift.„ Nun hören Sie ihn auch in der poetischen Uebersetzung sprechen:

Oder sage, wählst du dir noch höhere Namen?
Vater des Herrn der Körperwelt, dieser Edlen der Erde!

Vater

Vater der Geister! des edlern Geschlechtes! der Funken der hohen
väterlichen Majestät; so köstlich begabet
mit so mannigfaltigem Maaß, verschiedenen Arten
∪ – – ∪ ∪ ∪ – ∪ ∪
des Instinktes, der Vernunft, der Erkenntniß, die anschaut,
– – ∪
blasser oder hellerer Abglanz des göttlichen Tages,
durch die Finsterniß organischer Körper zu brechen,
womit jeder erschafne Geist sich beschäftigt und umgeht;
Strahlen, wo jede über einander in stärkerem Lichte
sich erheben, bis der letzte zum mächtigsten Glanz reift,
Der am meisten der Gottheit naht.

Würde nicht dem Uebersetzer selbst bange werden, wenn er den Sinn aus diesen Zeilen angeben sollte? in welcher falschen Konstruktion, und wie durch einander gewickelt, hat er das gesagt, was Young bestimmt genung von einander unterschieden hat! Und in welchem geradebrechten Versmaaß! und mit welcher prosai-

ſchen Langweiligkeit! Wenn man dieſe Verſe auch nur als Proſe lieſt, iſt es übelklingende Proſe.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in ſeinem völligen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus ſeiner und Hrn. Eberts Ueberſetzung, ſo wie ich ſie eben aufſchlage, gegen einander ſetzen. Sie mögen dann ſelbſt urtheilen, wie viel dieſe vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichteriſcher Schönheit und Wohlklange voraus habe.

In der erſten Nacht ſpricht Young und Ebert V. 437. „Der freudigen Lerche helles Mor„genlied erweckt den heraufſteigenden Tag. „Von den ſchärfſten Dornen des Grams geritzt, „ſtrebe ich, gleich dir, o ſüſſe Philomele! mit „wachſamen Melodeyen die traurige Dunkelheit „aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zu„zuhören: Umſonſt; jeder Stern iſt gegen meine „Lieder taub, und ergötzt ſich nur an den Dei„nigen.„ Sie fühlen es, daß dieſer odenmäſſige Gedanke hier mit der ſanften Melodie, die dem Gegenſtande angemeſſen iſt, ausgedruckt

worden.

worden? Wie ſteif und impaſſend klingt hingegen die mit Worten gedehnte Ueberſetzung des Dichters! Er ſpricht:

Munter erweckt hell ſchallend ihr Lied den kommenden Morgen.
Gegen den Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet,
ſuch ich melodiſch mit dir Philomele! mich zu ermuntern,
und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch Geſänge zu theilen.
Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch euch ruf ich vergebens.
Schöne Sängerin, du verwöhnſt ſie durch ſüſſere Töne.

Die ſchönen Züge vom hellen Morgenliede der Lerche, die wachſamen Melodien, das Aufheitern der traurigen Dunkelheit, und das Taubſeyn der Sterne gegen ſein Lied, ſuchen Sie hier vergebens. Es iſt in matte, allgemeine Ausdrücke verwandelt. Wie ſtark mahlt das den Gram, (denn von Gram iſt hier die Rede;) daß er als mit den ſchärfſten Dornen ritzend vorgeſtellt wird, oder wie es Young

noch ſtärker ſagt; indem des Grams ſchärfſten Dorn tief in meine Bruſt dringt: und wie unbedeutend und tautologiſch iſt es hingegen? Der Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet. Der Dorn iſt ja ſelbſt der Stachel; und der Schmerz verwundet nicht, ſondern die Verwundung geht vorher. Die Apoſtrophe an die Sterne iſt zur Unzeit: der Ueberſetzer hätte ſie für andere Stellen, wo er ſie weggelaſſen hat, verſparen können. Hier hat es der Dichter mit Philomelen zu thun.

In der zweyten Nacht V. 256. ſagt Young und Ebert. „O verrätheriſches Gewiſſen!
„Indem es von Sirenengeſängen eingeſchläfert,
„auf Roſen und Myrthen zu ruhen ſcheint; in-
„dem es, über der ihr anvertrauten Sorge
„ſchlummernd, der blindlings fortrennenden
„Begierde den ſchlaffen Zügel ſchieſſen zu laſſen,
„und uns unzurückgerufen, unbemerkt, der
„wilden Freyheit zu übergeben (überlaſſen)
„ſcheint: — Siehe, ſo zeichnet der ſchlaue An-
„geber hinten in ſeinem Winkel jeden Fehler auf,

„und

„und erfüllt ſein ſchreckliches Tagebuch mit „Grauſen.„ Mit welcher Geſchicklichkeit hat Hr. Ebert einer Periode, der man um verſchiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine gewiſſe Steifigkeit vergeben haben würde, einen ſolchen rollenden Schwung gegeben, der dem Gegenſtande angemeſſen iſt, und zugleich das Licht nicht allein nicht verhindert, ſondern auch befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugeſtehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit Youngs reiche Phantaſie den Gegenſtand ausmahlt, gemeiniglich ſo wohl zu ordnen weiß, daß ſie nicht allein grade da ſtehn, wo ſie hingehören, und wo ſie ihre Würkung thun ſollen; ſondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mir zu ſagen, hat er oft ſelbſt ſein Original übertroffen. Leſen Sie dieſe Stelle im Engliſchen gegen ſeine Ueberſetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die deutſche Periode nicht merklichere Ruhepunkte, und bis zum Abſchnitte einen ſanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abſchnitte aber einen langſamern, und für die ernſte Materie

angemeſſenern feyerlichen Gang bekömmt, als in den Engliſchen Verſen beobachtet worden.

Dieſe Kunſt iſt dem poetiſchen Ueberſetzer ganz unbekannt geblieben. Er verwickelt ſich in die Nebenzüge, bringt ſie am unrechten Orte an, ſchadet dadurch der Deutlichkeit, zwingt ſie, wo er nur kann, ins Sylbenmaaß hinein, und giebt ſeinen Verſen dadurch eine Unbiegſamkeit, und ſeinen Gedanken eine Dunkelheit, die beyde widerwillig macht. Dieſe Stelle iſt zwar noch in erträgliche Hexameter geſetzt, aber leſen Sie, ob ich ihm mit meinem Urtheil zu viel thue.

Sehr den Verräther! da ſcheint das Gewiſſen auf Roſen zu ſchlummern,
Durch den Sirenengeſang in ſanfte Ruhe gewieget;
ſchläfrig mit ſich neigendem Haupt der Pflicht zu vergeſſen,
bald der ſtürzenden Luſt den entfallnen Zügel zu laſſen,
und uns unbemerkt, ohne Rückruf, der Frechheit zu opfern: —
Aber da ſteht er, euch heimlich bewachend, der liſtige Kläger,

jedes

jedes Verbrechen bemerkt er genau, und ſchreibt es nieder,
und erſtaunt, wie das ſchreckliche Sündenverzeichniß ſich häufet.

Die unterſtrichene Stellen ſind zum Original zugeflickt. Die fünfte und die letzte Zeile geben einen ganz falſchen Sinn, und das Ganze macht gar nicht das deutliche und kontraſtirende Bild vom Gewiſſen, das es im Original und in Eberts Ueberſetzung macht. Doch die Vergleichung lehrt das augenſcheinlich. Liegt die Schuld daran, daß es in Verſe überſetzt iſt? Ey, ſo hätte ich mich lieber darauf nicht eingelaſſen, wenn ich ſo viel von den Schönheiten des Originals einem noch dazu höckrichten Sylbenmaaß hätte aufopfern ſollen. Aber die Schuld liegt nicht an der Versart, ſondern an dem, der ſie gebraucht. Sie wiſſen, daß unſer Freund D. einige Stellen aus den Nachtgedanken in Hexameter überſetzt hat. Ich finde grade dieſe auch darunter, und Sie ſollen ſie dagegen leſen.

O verrätherisch Gewissen! auf Rosen scheint es, und Myrthen,
Durch Sirenengesang eingeschläfert, zu ruhn; und die Amtspflicht
Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den schlafferen Zügel
Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne Bemerkung,
Uns dem Unsinn wilderer Freyheit ganz hinzugeben: —
Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen Stande,
Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau auf,
Und sein schrecklichs Tagebuch füllt er an mit Grausen.

Lesen Sie noch, — und dieß sey die letzte Probe, die ich Ihnen gebe; — V. 466. in eben dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es herausfinden könnten, daß Young hier den freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendiges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreise! Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die Oefnung zu geben,

So ſtockt er bald. Luft bedarf der verſperrte Gedanke,
oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne nicht ſehen.
War das Denken allein genung; was ſollte die Sprache!
Süſſe Sprache, bald ſein Kanal! und bald ſein Probierſtein!
In der Mine iſt der Gedanke Gold oder Schlaken;
Dann erſt wird ſein Werth erkannt, wenn Worte ihn münzen.
Iſt er ächt, ſo leg ihn zum Vorrath, ihn künftig zu nützen:
Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, erkaufen.
Auch den verſchenkten Gedanken beſitzt man deſto gewiſſer:
wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten im Geben
des Verſtandes Geburten, die ſtumm ſich ſelber vergeſſen.
Sprache facht im Verſtande ein Feuer auf, und erhält es;
Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Rüſthaus der Seele,
theilet Glanz zur Zierde ihm mit, und Schärfe zum Nutzen.

Welche

Welche Haufen liegen nicht in der Gelehrsamkeit Scheide,
Bis ans Heft ehrwürdig in Bände gesenkt und verrostet,
sonst nicht ungeschickt, im herrlichsten Glanze zu spielen,
die sich Schärfe erwerben gekonnt, wenn sie halb nur die Zunge
ihrer Mutter glücklich geerbt, und Sprache gebohren.
Wie der wechselnde Stoß der mit sich streitenden Wellen;
so bricht der Gedanken Tausch den Schaum des Gelehrten,
und befreyt den stehenden Teich von Fäulniß und Hefen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

XII. Den 14. Juny 1764.

Beſchluß des zwey hundert und vier und achtzigſten Briefes.

Verſtehen Sie wohl, auf was für Art ſich dieſe Gedanken hier zuſammen finden? Und ſollte man nicht glauben, daß Young ſelbſt nicht gewußt habe, was dieſe unreife und halbgebohrne Gedanken eigentlich bedeuten ſollten? Aber zu Rettung ſeiner Ehre in Deutſchland findet man von dieſen und vielen ähnlichen Stellen des poetiſchen Verkleiders der Nachtgedanken, die wahre Auslegung in der Ebertſchen Ueberſetzung. In dieſer Auslegung iſt alles Licht und Zuſammenhang, und Reiſe der Gedanken. Young bleibt hier Young. Young und Ebert drucken ſich ſo aus: „Haſt du keinen Freund, um „deinem Geiſte Ausfluß zu verſchaffen? Der „geſunde Verſtand wird ein fauler Sumpf wer-

„den. Verſperrte Gedanken müſſen Luft ha„ben, oder ſie verderben, gleich den Waarenbal„len, die der Sonne nicht geöfnet ſind. Wä„ren Gedanken Alles geweſen, ſo wäre uns die „ſüſſe Rede verſagt worden; die Rede, der Ge„danken Kanal! die Rede, auch der Gedanken „Kennzeichen! Gedanken, die noch in der Gru„be liegen, können als Gold oder als Schla„cken ans Licht kommen; ſobald ſie in Worten „geprägt erſcheinen, ſo kennen wir erſt ihren „eigentlichen Werth. Sind ſie ächt, ſo ver„wahre ſie zu deinem künftigen Gebrauche; ſie „werden dir Vortheil, vielleicht auch Ruhm, „erkaufen. Ja, je mehr wir unſre Gedanken „mittheilen, deſto mehr beſitzen wir ſie; leh„rend, lernen wir, und indem wir ſie der Welt „geben, (zur Welt bringen,) behalten wir die „Geburten unſers Verſtandes; ſind ſie ſtumm, „ſo werden ſie vergeſſen. Durch die Rede wird „das Feuer der Seele angefacht; durch die Rede „wird die Rüſtkammer des Geiſtes geſchliffen; zur „Zierde, geſchliffen; und zum Gebrauche, gewetzt. „O welch eine Menge liegt in der Gelehrſamkeit,

„und in ehrwürdigen Bänden, wie in ihrer Schei-
„de, tief bis ans Heft verſenkt, und eingeroſtet;
„welche mit lebhaften Strahlen hätten blitzen,
„und eine durchdringende Schärfe gewinnen
„können, wenn ſie zur Rede wären gebohren
„worden; wenn ſie nur die halbe Bered-
„ſamkeit ihrer Mütter geerbt hätten! Gleich
„dem wechſelnden Stoße kämpfender Wellen,
„bricht der Tauſch der Gedanken den gelehrten
„Schaum, und läutert den trägen Sumpf des
„grübelnden Philoſophen.„

Wundern Sie ſich nicht, daß ein Mann, der an der erſten Ausgabe der Ebertſchen Ueberſetzung eine getreue Auslegung ſeines Originals vor ſich fand, dieſes Hülfsmittel nicht beſſer genutzt hat, ſeiner Arbeit wenigſtens Licht und Deutlichkeit zu geben? Aber ſo geht es, wenn man ſich unter das Joch des Sylbenmaaſſes begiebt. Alsdenn muß man ſeinem eigenen Geiſte entgegen arbeiten; und ſeine Gedanken und Ausdrücke ſo lange zwingen und rädern, bis ſie ſich unter dem ungewohnten Druck ängſtlich bequemen. Wem das Sylbenmaaß Zwang anthut, der ſchreibe doch ja keine Hexameter.

Sie wiſſen nun, mein Freund, genung, um nach Hr. Eberts Ueberſetzung zu greifen, wenn Sie den Young deutſch leſen wollen. Ihr Ohr

und Ihr Verstand werden zugleich befriediget werden. Kann es ihnen noch mehr Lust dazu machen, wenn ich Ihnen sage, daß er die Gedanken seines Schriftstellers in vielen Anmerkungen erläutert, und mit vieler Belesenheit Stellen aus andern Autoren angezeigt hat, welche in den Gedanken oder Ausdrücken mit dem Verfasser eine Aehnlichkeit haben, oder die Quellen seyn sollen, woraus er geschöpft hat? Verschiedene Leser der Nachtgedanken werden dieser Erläuterungen bedürfen; und wer sie nicht nöthig hat, dem wird es doch mehrentheils angenehm seyn, einen Mann von gutem Geschmack darüber dissertiren zu hören. Selbst dann, wann man nicht seiner Meynung ist, oder es fühlt, daß man von seiner Belesenheit und dem Aufsuchen wahrscheinlicher Quellen, woraus sein Lieblingsautor geschöpft haben soll, zu weit entführt wird, weiß er uns bald durch eine eingemischte feine Bemerkung wieder mit sich zu versöhnen.

Nun, das ist ein langer Brief. Leben Sie wohl, mein Freund. Und schreiben Sie mir bald etwas aus Ihrer Gegend.

Tz.

Zwey hundert und fünf und achtzigſter Brief.

Die Wirkung des leidigen Teufels auf arme beſeſſene Menſchen iſt zwar durch die Lohmanniſche Hiſtorie, allen Ungläubigen zum Schrecken genugſam beſtätiget worden, dennoch höret der Arge nicht auf das menſchliche Geſchlecht zu peinigen; Nachdem er durch ſehr wirkſame Mittel aus der Lohmannin getrieben worden, iſt er ſtehendes Fuſſes, — ſo wie ſeine Anherrn in die Gergeſener Säue — in einen deutſchen Schriftſteller gefahren, und hauſet itzt, wie die betrübte Erfahrung bezeuget, in dem Verfaſſer der Anmerkungen für deutſche Kunſtrichter. Dieſer trübſelige Schriftſteller, mag es herzlich bereuen, daß er in ſeiner Schrift zuerſt den Teufel zum Affen Gottes aufgeſetzt, und ihm eine ſo ungemeine Gewalt über das menſchliche Geſchlecht eingeräumet,*) denn itzt äußern ſich an ihm die ſicherſten Merkmale der teufliſchen Beſitzung. Sie wiſſen daß das römiſche Breviarium als zwey der untrüglichſten Kennzeichen der Beſitzung angiebt, daß der Patient fremde Sprache redet, die er nicht verſtehet, und daß er Laſten aufhebt, oder andere Dinge thut, die er durch natürliche Kräfte nicht hätte zuwege bringen können. Beide Kennzeichen finden ſich an unſerm Anmerker, von dem erſtern geben ſeine Ueberſetzungen den deutlichſten

*) S. 1ſten Theil der Br. S. 165.

Beweiß, und an dem letztern kann man leider nunmehr auch nicht ferner zweifeln, da dieſer Schriftſteller unternommen hat, ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Wirklich ein Trauerſpiel *) ein Werk dem ſonſt nur die beſten Köpfe gewachſen ſind, unternimmt der Herr Anmerker! Muß nicht der Ankläger im Spiele ſeyn?

Wenn man dieſes Stück näher betrachtet, ſo ſiehet man noch ſicherer ein, daß der Dichter nicht umſonſt unſerm Verfaſſer zugerufen hat:

Von ihm kommt Fieber, Peſt, des Hypochonders Stich
Er ſpricht aus Raſenden, und überſetzt durch dich.

Denn wie kluge Leute ſprechen und handeln die Perſonen dieſes Trauerſpiels wahrhaftig nicht. Cäſar und Mark Anton wechſeln abgeſchmackte Metaphern. Cäſar ſagt: „Ich entdecke Seiten in „deinem Herzen, die zu dem meinigen geſtimmet „ſind, wenn dieſe ſchlagen, ſo geben die andern „ſympathetiſche Töne zurück.„ Mark Anton der vermuthlich kein Liebhaber der Muſik ſeyn muß, weiß das Ding beſſer, wie es in ſeinem Herzen ausſieht; „Nicht doch Dictator, ſagt er, „mein Herz iſt der Marmor, in welchem du dei„ne Gedanken bewahreſt, mein Geiſt iſt der dunkle „Planet, der von deinem Lichte ſein Leben em„pfängt. Meine Gedanken ſind Funken, die „ſich von den Stralen deines Geiſtes entflammt „haben.„

*) Julius Cäſar ein Trauerſpiel, herausgegeben von dem Verfaſſer der Anmerkungen zum Gebrauche derer Kunſtrichter. Leipzig bey Weidemann in 8.

„haben. ꝛc.„ O! verſetzt der höfliche Cäſar, „Das ſind deine lebhaften Einfälle Anton.„

An einer andern Stelle redet Mark-Anton den Cäſar an: „Mein König, mein Sultan, nimm „den erſten Zoll der Anbetung von dem erſten „deiner Sclaven„, und Cäſar antwortet: „Dein „Dienſt ſoll dich nicht ſchwer ankommen — ſtehe „auf mein Satrap!„

Eben alſo redet Servilia, von „einem Serail „von Concubinen, unter welchen Cäſar der „einzige Mann wie ein Sultan herumwandelt, „und der Geliebten das Schnupftuch zuwirft.„ Sie klagt zugleich, daß ſich ihr Magen empöre, ich glaube es, denn meiner empört ſich auch!

Calpurnia iſt ſo eckel nicht; da ſie an Mark-Antons Rocke etwas von dem Blute des ermordeten Cäſars ſiehet, ſchneidet ſie das Stückgen aus, und leget es auf ihre Bruſt, — welche Handlung! wenn ſie nicht von einem Dämon beſeſſen wäre, ſo könnte ſie ja ohnmöglich ſich an dem Blute ihres ermordeten Liebhabers weiden, ſondern müßte vermuthlich mit einer weiblichen Zärtlichkeit dabey in Ohnmacht fallen.

Der V. thut in der Vorrede als ob ihm dieſes Trauerſpiel von einem andern Dichter ſey zugeſchickt worden, und er alſo nur der bloſſe Herausgeber ſey. Da auf dem äußern Titel Trauerſpiel ſtehet, ſo hat er ſein Stück auf dem innern Titel ein politiſches Drama genennet. Hm! der Teufel iſt eben kein Narr! Sehen Sie nicht, wie fein er uns will zu verſtehen geben, daß dieſes

Stück aus der Schweiz herkomme, woher man uns seit einiger Zeit so verschiedene traurige politische Schauspiele geliefert hat. Und da er die tiefe Verehrung Deutschlandes gegen den ernsthaften Verfasser dieser Stücke kennet, so glaubt er sich auch unter dessen Schilde zu verstecken; — aber wie es mit dem Teufel gehet, die Hörner und der Pferdefuß guken immer irgendwo herfür! Wie könnte doch wohl der Schweizerische Schriftsteller der die Alten so wohl kennet, nicht wissen, daß Mark Anton ohnmöglich der allerniederträchtigste Speichellecker Cäsars könne gewesen seyn, daß Cäsar dessen feiner Charakter aus der Historie bekannt ist, an so albernen Schmeicheleien ohnmöglich könne Geschmack gefunden haben, daß Cicero wenn er mit Cäsar über die Feinheit von Rom redet, ohnmöglich habe weinen können, wie eine alte Frau, oder ein süsser seraphischer Jüngling aus dem Achtzehnten Jahrhunderte. Daß man zu Cäsars Zeiten nichts von Sultanen und Seraillen könne gewust haben. Diese und hundert andere Dinge zeugen deutlich, daß der schweizerische Schriftsteller an diesem Trauerspiele ganz unschuldig ist, und daß es der Verf. der Anmerkungen selbst ist, der von einem üblen Dämon geleitet, den unglücklichen Einfall gehabt hat, dieses Trauerspiel zu schreiben.

Re.

Zwey hundert und sechs und achtzigster Brief.

So! Meinen Sie man müsse mit dem Teufel nicht spassen; man dürfe ihn nicht an die Wand mahlen, er komme doch wohl; fast sollte ich es selbst glauben. Mir wird selbst bey dem Muthwillen den die Verf. der Briefe über die N. L. treiben, zuweilen nicht recht wohl zu Muthe. Ich habe außerdem gestern Nacht einen schrecklichen Traum gehabt, gegen den der Traum der Calpurnia *) eine wirkliche Kleinigkeit ist. Ich will Ihnen zwar nicht den ganzen Traum erzählen, denn ich liebe die Mode der Schriftsteller eben nicht, die so lange ihre Träume erzählen, bis ihre Leser auch sanft einschlafen. Gnug sey es, daß nachdem ich von tausend Schreckenbildern getäuschet worden, sich die Erde zu meinen Füssen aufthat, und einen schrecklichen Abgrund entdeckte. Indem ich mich umsahe, erblickte ich unsern Freund B. der in Gesellschaft des Hrn. P. Klotz am Rande sehr ruhig spatzieren gieng, ich freute mich Bekannte zu finden, als mit einmal ein großer starker hagerer Mann mit einem langen Gewand und einer großen Alongeperücke auf beyde zulief. Seine ganze Figur sahe einem Schulmeister oder einem Magister Philosophiä nicht unähnlich, und sein Gesicht zeigte Minen, die etwas von einem spanischen Inquisitor an sich hatten.

*) S. Julius Cäsar S. 62.

Warte Legionsteufel, rief er, und indem hallte er die Faust gegen den Hrn. Pr. K. und schrie: und du vom Teufel beseſſener und höchſtſchandſatyriſcher Schriftſteller, ihr habt die Sünde wieder den heiligen Geiſt begangen, eures gleichen iſt nicht im Abgrunde der Höllen, ihr ſollt von der Erde lebendig verſchlungen werden. Hier iſt euer Urtheil, brüllte er, und fuhr uns mit einem Blatte unter die Naſe; ich erſchrack, wachte plötzlich auf, und ſahe den Zeitungsboten vor meinem Bette ſtehen, der mir das beyliegende Stück von den ſchwarzen Zeitungen überbrachte, das Sie leſen mögen, um zu ſehen, wie unglücklich ihre Freunde ſeyn würden, wenn der lächerliche Stolz der Scheinheiligen mit der Macht verknüpft wäre die ſie ſich wünſchten.

Re.

Hamburg den 12 März 1763.

„Als ein unwandelbarer Verehrer Lutherſcher Ehre „und Lehre habe des Hrn. D. und Prof. G. Schütze „Schutzſchrift für Luthern mit Luſt und Freuden ge„leſen, und mich dabey einer gewiſſen Anmerkung „erinnert, die in meinen, zum Drucken beſtimmten „Memorandis immemoratis befindlich iſt und ſo „lautet:

„Bey dieſer Gelegenheit, da ich der Luther Lie„be gegen die zur Tugend führende Muſik geden-

ke

„ke, kann ich nicht umhin derjenigen übergroßen „frechen Untugend im Abſcheu zu erwehnen, wo„mit dieſer nie genug zu ehrende ſeelige Mann „Gottes, in einem noch nicht alten Buche, vom „Jahr 1757. auf das Unverſchämteſte herumgenom„men wird. Durch die ſo betitelten Mores eruditorum eines Ungenannten, vom Teufel beſeſſenen, „und höchſt ſchandſatyriſchen Schriftſtellers läßt „derſelbe, vel quaſi, mittelſt eines von ihm erdichte„ten Predigers, an ſeinen, dem Vorgeben nach, „auf Univerſitäten befindlichen Sohn, dieſe haupt„ſpöttiſche Worte ſchreiben: „Zur Erforſchung „des wahren Sinnes der heiligen Schrift be„diene du dich keiner andern Hülfe, als der „Ueberſetzung unſers theuren Luthers. Es iſt „Undankbarkeit, und viele Naſeweiſen machen „ſich zu unſern Zeiten dieſes Laſters ſchuldig, „ſich der Hülfsmittel nicht zu bedienen, die uns „Gott durch ſeine wunderbare Güte, geſchen„ket hat. Vormals war vielleicht die Kennt„niß der griechiſchen und hebräiſchen Spra„chen eben nicht unnütze; jetzt aber, Gott ſey „ewig dafür gelobet und geprieſen, iſt alles, „durch die Ueberſetzung dieſes herrlichen Rüſt„zeuges Gottes, ſo klar und deutlich, daß man „nichts mehr hinzuzuſetzen nöthig hat ꝛc.„

„In dieſem verſtimten Tone gehet es weiter fort, „und dem Kandidaten wird ironice angerathen, „daß er die lieben ſchönen Kirchengeſänge „auswendig lernen ſoll, damit er ſolche, als „einen köſtlichen Zierrath, im Predigen an„bringen könne. „Meine Bauern, fügt der „verlarvte väterliche Bube hinzu, werden nie„mals vergeſſen, wie geſchickt du in lateini„ſchen Sentenzen geweſen biſt ꝛc. ꝛc.„ Zum „Schluß aber werden zwey aus Spott nur ſo ge„nannte herrliche Bücher rekommandiret und zu„gleich

„gleich dem Briefe beygelegt, nemlich: Der all„zeit fertige Prediger und die Diſpoſitiones auf „alle Sonntagsevangelia.

„Der Recenſent dieſes ſaubern Bißleins, B. auch „ein ungenanter Legionsteufel, der ſich nur mit „einem Buchſtaben in den die Litteratur betreffenden „Briefen zu erkennen giebt, kann ſolche, des gott„loſen Verfaſſers, naiveté, wie er ſie heiſſet, nicht „genug loben. Er ſagt gar, derſelbe Verfaſſer ſey „von der Art, wie er ihn wünſche.„

„Like and like, ſaid the Devil tho the Collier.„

„Dieſe erſtaunliche Sünde wider den heili„gen Geiſt, da der Name Gottes ſo vielfältig und „ſpöttiſch, als wiſſentlich unnütz geführet wird, „hat noch wohl ihres gleichen nicht im Ab„grunde der Höllen. Sie übertrift alle Künſte „des Tauſendkünſtlers, und ihr Erfinder ſollte bil„lig von der Erde lebendig verſchlungen wer„den, mit ſeinem ganzen Anhange.„

Ende des achtzehnten Theils.

Briefe,

die

Neueſte Litteratur

betreffend.

XIXter Theil.

Berlin, 1764.
bey Friedrich Nicolai.

COMPLIMENTARY

Inhalt der Briefe des neunzehnten Theils.

Zwey hundert und ſieben und achtzigſter Brief. Mittheilung der Schrift: Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen und Orakel die Beſtimmung des Menſchen betreffend, u. von der Gelegenheit zu derſelben. Von den Mitteln zu der Erkenntniß dieſer Beſtimmung des Menſchen zu gelangen, wie auch deren Beſchaffenheit und Endzweck. Von der Unſterblichkeit des Menſchen woher ſie zu ſchlieſſen. S. 3

Zwey hundert und acht und achtzigſter Brief. Critiſche Beurtheilung der Altdorfiſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften; Einige Stellen von ihren unerwarteten Beſchreibungen, Gedichten und Talenten zur Biographie werden angeführt. S. 61

Zwey hundert und neun und achtzigſter Brief. Veranlaßte Gedanken über die reizende Ausſicht in die Wiſſenſchaften; Anzeige der Schrift eines Ungenannten: Betrachtung der Schönheit in den Wiſſenſchaften betitelt; von derſelben findet man nichts davon; dieſes wird durch einige Stellen aus der Aeſthetik dargethan. Macht den Ausdruck des Gegenſtandes in einzelnen Sätzen und individuellen Begriffen zum erſten Grundgeſetz der Geſchmackslehre, welches richtig beurtheilet und aus dem Exempel eines Homers deſſen Ungrund bewieſen wird. S. 81

Zwey hundert und neunzigſter Brief. Fortgeſetzte Critik über die gegebene Regeln des Verf. von der Schönheit der Wiſſenſchaften und Anweiſung wie nach deſſen Plan eine Lobrede auf die Redekunſt zu fertigen. Von des V. Gedanken über die Dichtkunſt u. ſchlechtes Urtheil von den Heldengeſchichten. S. 103

Zwey hundert und ein und neunzigſter Brief. Von der Schrift: Zerſtreuungen auf Koſten der Natur in einigen Sommerſtunden, wird ein Urtheil gefället; Wunſch des V. wie die Erkenntniß der Natur anzuwenden; Deſſen Ausführung iſt ein Gemiſche von gutem und mittelmäßigen; deſſen falſche

falſche und erniedrigende Vorſtellung von dem Leben unſers Erlöſers wird critiſiret; iſt in den kleinen Gemälden der Natur glücklicher, wovon Stellen angeführet werden. S. 113

Zwey hundert und zwey und neunzigſter Brief. Von dem Inhalt der Vorrede der vorgedachten Schrift; des V. Widerlegung der Hypotheſe des Hrn Spaldings von dem Werthe der Gefühle im Chriſtenthum. Schreibet ohne Plan und Zuſammenhang, welches durch das Geſpräch mit Seraphion bewieſen wird. Wie der V. kein unangenehmer Mahler der Natur werden würde. S. 129

Zwey hundert und drey und neunzigſter Brief. Von dem Vorhaben der Verfaſſer der poetiſchen Bibliotheck zur Ehre der Deutſchen. Nehmen die Grundregeln jeder Dichtungsart aus dem Batteux, und urtheilen ſelten von den Dichtern. Bemerkter Fehler bey ihren Lehrgedichten insbeſondere in der äſopiſchen Fabel. Anführung der Fabeldichter ohne Critick. Urtheil über Hagedorn u. Gellerts u. Lichtwers wie auch Gleims Fabeln. Von den Schäfergedichten; Urſache, warum die Epopee in dem Buche fehlet, und Klopſtocks Meßiade nicht darinn befindlich, welches getadelt wird. Was dagegen auszulaſſen S. 145

Zwey hundert und vier und neunzigſter Brief. Urſachen, warum es an deutſchen Fieldings unter uns mangelt. Von der Begierde Romane zu ſchreiben. Freywells beglückte Tugend, ein Roman, deſſen Erdichtung iſt ganz ſchlecht u. der V. beſitzet nicht den geringſten Geſchmack noch Urtheil. S. 161.

Zwey hundert und fünf und neunzigſter Brief. Fortſetzung dieſer Materie und Critik über ein Collegium des Informators und beygefügte Noten, in welchem weder Sinn noch Zuſammenhang befindlich. Von den Pflichten des verſtänd. Geiſtes; Lebensregeln u. Geſetzen des V. zum Verſtande zu kommen, nebſt Sittenbüchlein und Abſicht S. 175

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

Neunzehnter Theil.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

I. Den 21. Juny 1764.

Zwey hundert und ſieben und achtzigſter Brief.

Mit der letzten Reichspoſt empfing ich ein kleines Paket, wofür ich einige Thaler Briefporto zahlen muſte, vermuthlich weil der Abſender nicht daran gedacht hatte, ob es auſſerdem der reitenden, noch eine fahrende Poſt gebe. Ich öfnete dieſes Paket mit Begierde, und wollte mich ſchon ärgern, daß ich weiter nichts als ein kleines Tractätgen von 98. Seiten in klein Octav darinn antraf; nachdem ich dieſe kleine Brochüre aber durchlaufen und nach dem flüchtigem Durchlaufen nochmals durchgeleſen hatte, ſo hielt ich mich dem Ungenannten der ſie mir zugeſendet hatte vielmehr recht ſehr verbunden. Aus verſchiedenen Umſtänden muthmaſte ich, daß dieſe kleine Schrift, ob ſie gleich gedruckt iſt, dennoch

nur bestimmt ist, in den Händen einiger guten Freunde zu bleiben, und eben dieses verbindet mich, sie Ihnen zuzusenden da es scheinet, daß sie Ihnen sonst schwerlich möchte zu Gesicht kommen. Sie ist Ihrer Aufmerksamkeit recht sehr würdig: die Materie ist ungemein wichtig und die Untersuchenden scheinen nicht Gelehrten vom untersten Range zu seyn. Hat man Briefe von Gelehrten, die von sehr gleichgültigen Dingen handeln, der Bekanntmachung würdig geachtet, bloß weil es Briefe von Gelehrten und bisher ungedruckt waren; wie vielmehr muß man auf dasjenige neugierig seyn, was Gelehrte Leute von einer so wichtigen Materie als die Bestimmung des Menschen ist, zu ihrem eigenen Unterricht zu Papier gebracht haben. Gesetzt diese Untersuchungen könnten dem Leser nicht hinlängliche Genugthuung thun, so müssen sie denkende Köpfe doch gewiß zu fernerem Nachdenken aufmuntern, und dies ist schon ein großer Vortheil.

Re.

Zweifel
über die
Bestimmung des Menschen

Orakel
die
Bestimmung des Menschen
betreffend

Gedruckt zu Schinznach, 1763.

Nachricht.

In den Zusammenkünften schätzbarer Freunde, deren Unterredungen, die Beförderung der Wahrheit und Tugend zum einigen Entzwecke haben, hatten fast alle Anwesende, bey Gelegenheit der Schrift

eines vortreflichen Verfaſſers, **von der Beſtimmung des Menſchen** ihre Gedanken eröfnet. **Euphranor** und **Theodul** waren in ihren Meinungen am weiteſten verſchieden; auch am Ende eines weitläuftigen Geſprächs hatten ſie noch nichts gewiſſes ausgemacht, ſo wie es oft bey freundſchaftlichen Zuſammenkünften zu geſchehen pflegt, da niemand darauf denkt, durch Fechterſtreiche ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu zwingen, ſondern jeder befliſſen iſt, mit eydgenößiſcher Freimüthigkeit ſeine Meinung zu ſagen. **Euphranor** ſatzte nachher etwelche **Zweifel** über dieſe Materie auf, und ließ ſie ausdrücklich auf ſeinem Schreibtiſche liegen, weil er verſichert war, daß ſie ſein Freund **Theodul** daſelbſt erblicken würde. Dieſer bekam ſie auch bald zu Geſicht, und laß ſie während der gefliſſentlichen

lichen Abweſenheit ſeines **Euphranors** durch: Er überdachte dieſe Materie weiter, und legte bey nächſter Zuſammenkunft, das nachſtehende **Orakel** auf **Euphranors** Schreibtiſch. Ich habe geglaubt, dieſe beide kleine Schriften würden denjenigen, die den mündlichen Streit dieſer beiden Freunde angehöret haben, nicht unangenehm ſeyn, und auch manchen andern **Philareten** zum Nachſinnen über eine der wichtigſten Streitfragen Gelegenheit geben können. Dies iſt die Urſach ihrer itzigen Bekanntmachung.

Zweifel
über die
Bestimmung des Menschen.

Quid sumus? et quidnam victuri gignimus?

Welcher wohlthätige Geist will uns die richtige Antwort auf diese Fragen geben? Ich habe sie gelesen, die Spaldingische Schrift: über die Bestimmung des Menschen, ich habe sie mit Vergnügen gelesen, durchgedacht, jeden Gedanken genau erwogen. — Meine Bestimmung! Diese erforschen; den Rang des Menschen in der Welt ausfinden; seine Berührung der Räder an der großen Maschine ausspähen; die Verbindung seiner Auftritte mit dem Inhalte des großen Schauspieles und besonders mit dem fünften Akte ergründen: die sollte, deucht mir, der wahre und eigentliche Inhalt dieser Schrift seyn. Redlichkeit im Denken! du vergessene und doch unentbehrliche Muse, weiche du nicht von uns, wenn wir dem nachgrübeln, worauf sich alles übrige Wissen, als eine vorläufige

Arbeit beziehet! Unterſtütze mich, indem ich den großen Vorwurf dieſer Schrift unterſuche. Nachdem ich mich lange genug an den Schönheiten derſelben vergnügt, möchte ich auch wiſſen, ob Hr. Spalding der Frage volle Genüge durch ſeine Antwort thue?

Wenn ſich Baylens Schattengeſtalt durch Beſchwörungen herzaubern lieſſe: wie gerne wollte ich mich für dismahl dem Grauſe der Mitternachtsſtunde, die Formel und den Staab zum Kreiſeziehen in der Hand, ausſetzen! Ich will einen Verſuch, ſollte er auch vergeblich ſeyn, wagen. So ſpreche ich: wo du auch, du Feind der Syſteme, Bayle, wo du auch herum ſchwärmeſt, und deine Zweifel verbreiteſt: ſo rufe ich dich herbey, um bey einer der wichtigſten Materien, zu ihrer Aufklärung, Einwürfe zu machen. Ein ſolcher Zuruf hat ſonſt immer ſehr viel lockendes für dich gehabt; und ſiehe! er hat es noch; es rauſchet wie ein Folio Bogen vor mir vorüber: mir deucht, ich ſehe auch eine Geſtalt, die ihn in der Hand hält, faveo linguæ, ſprich!

„Die Bestimmung des Menschen! soll dis so viel heissen: wie sich der Mensch zu diesem oder jenem Verhalten, um glücklich zu werden, bestimmen soll? oder soll es heissen: der bestimmte Platz für den Menschen in der Beziehung auf das ganze angeordnete Weltgebäude? Nach der letztern Bedeutung wird die Beantwortung der Frage schwerer. Doch dis schadet nichts: meine Frage ist auch erheblicher: und wenn ich stecken bleibe; so wird mir der Fragende doch immer mit der veränderten Stelle des Petronius sagen können „nunc etiam lan„guori tuo gratias ago: in umbra cognitionis „diutius lusi.„

Und freylich in umbra cognitionis! denn was werde ich wohl herausbringen, das mit vollem Lichte strahlte? Es ist mir nicht erlaubt, meine Schulkenntnisse unter mir ausgebreitet, mich ruhig und unbekümmert um alles, was vorher in der Welt geschehen ist, ins Gras nieder zu setzen, und da etwa zu überlegen, welches von den philosophischen Systemen der Glückseligkeit ich mir allenfalls wählen wollte:

ach nein, ſo bequem läßt ſich meine Frage nicht beantworten. Ich muß vorher auf dem ganzen Erdraume durch die vielen Jahrhunderte hindurch herum irren; ich muß mit dem ſchwarzen Truppe faullenzen, um ihre Handlungsweiſe zu ſehen; in den Lappländiſchen Hütten vom Dampfe faſt ohnmächtig den Winter aushalten, um dieſes Menſchengeſchlecht näher zu kennen; ich darf den Ekel der Schlachten, des Unſinnes, der Schandthaten in der Europäiſchen Geſchichte nicht achten, nicht müde werden, der Unwiſſenheit, der Dummheit, dem Aberglauben, den Irrthümern nachzuſchleichen; mich es nicht verdrieſſen laſſen dem frühen Abſchiede der zarten neugebohrnen Menſchen aufmerkſam zuzuſehen; die Unbedachtſamkeit der andern zu begleiten und die geringe Anzahl derer, die über meine Frage nachdenken können, auszuleſen: Nun, mores multorum vidi et urbes; und alles dieſes darum, damit ich daraus etwa das Licht erhaſchen möchte, das mir die Beſtimmung des Menſchen beleuchtete.

Ich habe einst eine seltene Schrift gelesen, die mir aber, seitdem nicht wieder unter die Augen gekommen ist: damals machte ich mir nur geschwinde einen Auszug davon: sie führte ohngefähr den Titel: Beschreibung von dem Marsche einiger Kriegsvölker, und was für lustige Begebenheiten sich dabey zugetragen. Strasburg 1586.

Ein Fürst hatte diese Völker aus entfernten Landen kommen lassen; zu welcher Verrichtung wußte selbst der Oberste nicht, der sie anführte. Der Marsch gieng langsam, geheime Ursachen würkten so gar den Befehl aus, daß sie eine Zeitlang auf verschiedenen Landgütern liegen bleiben mußten, darunter einige dem Fürsten, ihrem Soldherrn angehörten. Hier fängt sich nun die Erzählung der lustigen Begebenheiten an; dabey ich mich in meinem Auszuge nicht aufgehalten, so spaßhaft und original mir auch einige darunter vorgekommen sind. Das merkwürdigste für mich waren die mancherley Reden und Muthmassungen, welche die Soldaten, über ihren langen Aufenthalt ungeduldig,

zu führen angefangen und die mein Geſchichtſchreiber ſehr ſorgfältig und nach Gewohnheit der damaligen Zeit ſehr weitſchweifig und redneriſch aufgeſchrieben hat. Die meiſten lebten in den Tag hinein, unordentlich, wie es bey Soldaten zu gehen pflegt: Einige wurden plötzlich unſichtbar: man ſagte, daß ſie auf geheime Befehle zur Nachtzeit wären weggeſchaffet worden: aber wohin? Das war die Frage. Der Oberſte ſelbſt und einige der geſetzteſten Officiere, zwar eben ſo wenig als die übrige von der geheimen Abſicht des Soldherrn unterrichtet, lebten hingegen ſo wachſam und regelmäßig, als ob ſie jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruche vermutheten. Viele andere zweifelten, daß dieſer Befehl noch kommen würde; wenigſtens nicht zum weiterfortrücken, ſondern man würde die Truppen, behaupteten ſie, vermuthlich auseinander gehen laſſen: ob ihnen gleich ihre Kameraden dagegen die weitläufigen Anſtalten und große Koſten zu ihrem Hiehermarſche vorhielten. Was ſollten ſie von den heimlich weggeſchafften muthmaſſen?

Es kamen keine Briefe von ihnen an; und diejenigen, die Briefe erhalten zu haben vorgaben, waren gerade Leute, an die am letzten unter allen jene würden geschrieben haben. Waren die Weggeschaffete würklich von dem Fürsten zur Vollendung seiner Absichten abgerufen worden: oder hatte man ihnen nach einer gewissen Strecke Weges aus besondern Ursachen heimlich den Befehl eröfnet, daß sie nun wieder nach Hause gehen könnten? Waren sie wegen ihres guten Verhaltens in den Standquartieren von den übrigen abgerufen? Die unordentliche hätten müssen zum Vortheil des Herrn vor allen andern abgerufen werden, und außerdem waren unter den erstern die meisten so kurze Zeit da gewesen, daß man von ihrem Betragen weder Gutes noch Schlimmes sagen konnte. Die Aufführung des Obersten und einiger Officiere, war untadelhaft: aber konnten sie daraus lernen, wohin sie noch würden geschickt werden? Er wußte es selbst nicht. Es war also bey dieser Dunkelheit und Ungewißheit zwar rathsam und billig, so wie der Oberste sich zu verhalten,

weil

weil der Fürſt ſie freylich nicht zu einer Räuberbande würde haben brauchen gewolt: aber ob, wenn ſie auch endlich, das niemand wüßte, weiter rückten, ob ihr Betragen auf dieſen Gütern, bey den weitern Abſichten, wozu ſie gerufen wären, in Anſchlag kommen dürfte, und ob nicht die Strafen, die hier ſchon auf die üble Aufführung folgten, dem Soldherrn hinreichend ſcheinen würden, dis konnten ſie nicht ausmachen.

Es hatten ſich beſonders einige Officiere ungemein vergangen: Aber aus der Strafe, die ſie verdienten, und die ſie auch, wenn man es recht anſahe, nach ihrer Art ſchon wenigſtens zum Theile litten; aus dieſer konnten ſie höchſtens muthmaſſen, daß der Fürſt es noch einmal ahnden werde; wohin aber eigentlich und zu welcher Kriegsverrichtung er ſie beſtimmet habe, ließ ſich wieder nicht daraus ergrübeln. Ich könnte noch lange abſchreiben, von einigen Erfindungen des Oberſten, um die Leute im Zaum zu halten, beſonders um das Ausreiſſen zu verhüten, von den dreiſten Muthmaſſungen

und

und dem unverſchämten Vorgeben einiger Briefſteller, von den Strafen gegen die ſogenannten Schwermäuler oder Raiſonneurs: aber da es mir jetzt nicht darauf ankömmt, einen Bogen mehr zu meinem Wörterbuch abdrucken zu laſſen: ſo will ich ſparſamer mit den Anführungen ſeyn. Dagegen will ich die Ueberlegungen, worauf mich dieſe Schrift geführt hat, erzählen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 28. Juny 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und sieben und achtzigsten Briefes.

Einmal bin ich davon ganz überzeuget worden, daß jeder zu seinem Betragen in diesen Quartieren sich feste Regeln habe machen gekonnt, ob er gleich in Absicht seiner fernern Bestimmung in der Ungewißheit gelebt: hernach, daß es sich der Mühe verlohne, den Schlüssen die jeder aus seinem Betragen oder dem Betragen anderer auf die unbekannten Absichten des Fürsten gezogen, sorgfältig, zu verfolgen, damit man sehe, was durch Zurückprallung entweder die Hofnung oder die Furcht auf ihre Aufführung gewürket habe. Dieses letztere macht die Geschichte der Gesinnungen eines oder des andern unter diesem Kriegshau-

ſen aus. Ich ſehe, daß der Verfaſſer, (um deſſen Schrift willen du mich hieher gerufen haſt,) ihr auch den Titel giebt: Geſchichte der Empfindungen eines ehrlichen Mannes: ich darf alſo nur dieſe Schrift durchgehen, um mein zweytes Stück genau zu zergliedern. Im Vorbeygehen ſey es angemerkt, daß dieſer V. uns über die Beſtimmung des Menſchen eigentlich gar nicht belehre. Denn etwas anders iſt die Beſtimmung aller Geſchöpfe, etwas anders die Beſtimmung des Menſchen. An jener hat der Menſch freylich auch ſeinen Antheil: Dieſe iſt ihm eigen, und würde, uns einmal bekannt, alle Räthſel auflöſen.

Die ganze Schrift iſt die Monologue eines unterrichteten und nachdenkenden Mannes. Daher paſſet ſie keineswegs auf die ungeheure Menge von Menſchen, die faſt allein durch die äußern Gegenſtände zu ihrer Glückſeligkeit, oder zu dem Gegentheile, beſtimmet werden. Was weis der Wilde, ob es eine Empfindlichkeit gebe, der die Sinnlichkeit — nach dem Genuſſe — zu niedrig ſcheint. Doch es ſey

nun einmal der nachdenkende, ausgebildete Mann der ſich hören läßt.

Der Anfang iſt unverbeſſerlich. Gekünſtelte und natürliche Vergnügungen werden gegen einander gehalten und denen letztern in Betracht ihrer Gründlichkeit der Vorzug eingeräumet.

Doch fangen die Zweifel gegen ihre Fügſichkeit zu unſerm Weſen und Wohl auf der 6ten Seite an. „Dieſe Ueberredungen ſind „zwar ſtark: aber mir deucht, ihre Stärke hat „etwas wildes und übertäubendes an ſich, wel„ches meiner Seele noch nicht Stille genug „verſtattet.„ Schade, daß dies weiter nichts als eine redneriſche Wendung iſt! Ich habe es ſchon geſagt, der ungeſchliffene Menſch kann dieſes übertäubende nicht vom ſanftern unterſcheiden, und wenn die Natur bey ihm ſpricht: ſo ſpricht ſie zwar laut, aber er denkt auch nicht, daß irgend ſonſt was zu eben der Zeit das Recht habe zu ſprechen.

Unſerm Grübler aber kann bey dem bloſſen Ueberlegen des gründlichen, das ſich in dieſen

natürlichen Vergnügungen findet, unmöglich so viel übertäubendes vorkommen, er müßte denn von einer ungemeinen Schwäche seyn. Wäre es aber nicht bloſſes Ueberlegen: tum amor omnibus idem, wie Hr. Jacob Harlowe zu Clariſſa ſagt. Freylich kann der Wilde, das ungeſtüme Vergnügen der Sinne den beſtändigen Zuſtand der Seele nicht ausmachen: aber kein Menſch hat es auch gefordert.

Die Folgen der gröbern Wollüſte ſind wohl eigentlich in unſern verderbten Städten zuſammen geleſen: doch dies mag hingehen. Es paſſet zur Widerlegung unſrer wilden Wollüſtlinge. Was für Vortheile gegen ſie hat der feinere Epikureiſmus! Er wird mit aller Feinheit und Lebhaftigkeit beſchrieben. Der Verf. iſt redlich dabey zu Werke gegangen bis auf einen Punkt, den ich nachher anmerken will.

„Und nichts deſto weniger finden ſich gewiſſe „Augenblicke, da mir iſt, als wenn mir etwas „fehlte. Ich kann den Eckel und Ueberdruß „mit aller meiner Mühe nicht vermeiden.„ Sollte wohl ein Menſch ſeyn, der, bey den

recht-

rechtmäßigsten Gesinnungen, diesen Ueberdruß, dieses dunkle Gefühl von etwas das ihm fehlte, in allen Stunden seines Lebens vermeiden könnte.

Vielleicht möchte es also schwer seyn zu errathen, was diesem feinern Epikureer fehle: da es die Seele selbst nicht allemal recht klar weis? Nichts weniger als schwer. Das Vergnügen des Geistes fehlt ihm, und zwar nicht blos dasjenige, welches der Geist aus den Büchern, aus den mühsam zugetragenen Wissenschaften schöpfet, sondern auch das Vergnügen, welches für einen Menschen der nur Augen hat, z. E. aus der Betrachtung der Schönheit, einer Blume, einer schönen Bildsäule, erwächset. Vorher hatte der V. von dem feinern Wollüstlinge gesagt: „in dieser Folge von Ergötzungen „ist zwar Raum für Behutsamkeit und Gedan„ken; aber nicht für Kummer und Vorwürfe „und schröckende Einbildungen.„ Wie kann ich mir denn nun einen feinern Wollüstling bilden, der des Vergnügens an Gedanken, an der Schönheit, kurz, der des geistigen Vergnü-

gens entbehret! Wahrhaftig die St. Evremonte kennen es. Ich dachte erſt, der Verf. habe ſeine wollüſtigen Thiere mit der Circe menſchenſchaffender Ruthe berührt: aber ich ſehe wohl, daß er ſie nur auf die Hinterpfoten geſtellet hat, um ihnen bloß in der Ferne menſchliches Anſehen zu geben. Dies iſt nicht aufrichtig gehandelt. Atticus ſah einem Menſchen genau ähnlich; und war es.

Die nächſtfolgende Betrachtung hätte weit gerader zu ihrem Zwecke, auch ohne die letzte falſche Wendung eingetroffen. „Habe ich denn „keinen andern natürlichen Zweck, keine andre „natürliche Begierde in meiner Seele, als meinen Nutzen, meine eigene Vollkommenheit? „Ja ich entdecke unwiderſprechlich daß noch etwas mehrers iſt, wohin ſich meine Seele neiget. — Ich habe vielfältige Triebe und Neigungen in mir wahrgenommen, die ſich lediglich auf andre Weſen und deren Beſtes beziehen, und die ich aus keiner von den vorhin „erwähnten Empfindungen erklären kann — „die nicht nur Begierde nach ſinnlicher Luſt,

„oder nach meiner eigenen Verbeſſerung entſprin„gen. Es muß alſo noch eine andre Quelle von „Neigungen in mir ſeyn, als dieſe. — Mein „Geiſt hat natürliche Begriffe vom Anſtändigen, „vom Schönen, vom Recht. — Ich werde „alſo meiner urſprünglichen Einrichtung wider„ſprechen, wenn ich meine Abſichten auf nichts „weiter, als auf mich, auf meine Luſt, und „auf meinen Vortheil richten wollte.„

Der V. fährt auf dieſem Wege fort. Man weis wohin er fähret. Ich habe nur folgende Anmerkung zu machen. Man wird ſich niemals aus dem Streite zwiſchen der ſogenannten eigennützigen, und zwiſchen der mitleidigen Philoſophie herauswickeln: wenn man nicht drey Stücke auseinander ſetzt: 1) Die Neigung einem Geſchöpfe, beſonders einem ſolchen, deſſen mit der unſrigen ähnliche Organiſation einen harmoniſchen Eindruck auf uns macht, nicht ſchaden zu wollen. 2) Die Neigung, dis Geſchöpf, wenn es ſich auf unſerm Wege findet, zu erhalten. 3) Die Neigung und den Eifer ſich allenthalben zur Beförderung des all-

gemeinen Beſten zum Dienſte aller Nebengeſchöpfe anzugeben. Die beyden erſten Stücke finden ſich bey allen Menſchen; aber das letztere? ich zweifle daß es ſich bey einem finde, der es ſich nicht durch Nachdenken und Ueberlegung erworben. Die Wilden ſind hierinn die beſten und unverwerflichſten Zeugen der Natur. Sollte aber wohl jemals in der Bruſt des Wilden das Bewuſtſeyn einer allgemeinen Liebe für das menſchliche Geſchlecht gewohnt haben? Wenn man frägt, ob alle Neigungen der Menſchen ſich aus einem einzigen Grundſatze herleiten laſſen: ſo frägt man gewiß nicht, ob das Bewußtſeyn von dem urſprünglichen Gegenſtande dieſer Neigungen immer in gleichem Grade vorhanden ſey: oder ob ich mir bey jeder Neigung gleich ſtark bewußt bleibe, daß ſie auf meine Vollkommenheit abziele: dis muß freylich verneinet werden, und Gottlob daß es verneinet werden muß. Sondern man frägt: ob ich alsdann, wenn alle meine Neigungen bis auf den erſten Keim derſelben, bis auf die erſte fruchtbare Handlung meiner hier im Körper ſich bewußt werdenden

Seele

Seele aufgelöſet werden: ob ich alsdann nicht finde, daß aus einer mir behaglichen, mir zuträglichen, mir angenehmen Bewegung oder Empfindung alle fernere und weiter fortgeführte Neigungen ſich zuſammenſetzen? Dis ſehen unſtreitig nicht alle: aber ſo hat es auch nur Locke zuerſt geſehen, daß der Begrif der Unſchuld aus einem ſinnlichen Begriffe entſtanden ſey.

Unſer Denker fängt an ein Syſtem für ſich zu bauen. „Dieſer Leib, den ich an mir trage, „ſoll erhalten werden, und dis iſt der vernunft„mäßige Zweck, worauf auch die mir einge„pflanzte Begierde nach ſinnlicher Luſt abzielet.„ Ich weiß nicht, warum ſie blos auf die Erhaltung des Körpers abzielen ſolle. Dis iſt vielleicht eine von den Wendungen, womit ſich ein Frauenzimmer den erſten Abend nach dem Abſchiede einer platoniſchen Liebe tröſtet. Mir deucht, dieſe Begierde könnte eben ſo gut darauf abzielen der Seele eine Veränderung ihres Zuſtandes zu verſchaffen. Sobald ſie an einen Körper gebunden iſt, deſſen Nervenſyſtem, in

einem gewiſſen Grade erſchüttert, ihr entweder angenehme oder ſchmerzhafte Empfindungen geben muß: ſo iſt jede Begierde nach einer ſolchen unſchmerzhaften Erſchütterung, ſo lange dieſe für den Körper nicht zerſtörbar iſt, in der Exiſtenz der Seele gegründet, und kann auch auf ſie ſelbſt zunächſt und unmittelbar abzielen.

„Dis ſoll doch beſtändig meine Hauptſache „ſeyn, daß ich die höhere und edlere Triebe „meiner Seele nicht übergehen möge; dieſe „Triebe, von welchen ich deutlich genug erken„ne, daß ſie billig regieren müſſen. — Die „Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts, die „mich ſo angenehm rühret, ſoll unveränderlich „ein Gegenſtand meiner ernſtlichen Bemühun„gen und meine eigene Glückſeligkeit ſeyn.„ Alles dieſes ſetzt einen Menſchen voraus, der unterrichtet iſt. Wenn dieſer ſeine Beſtimmung in dem findet, was er durch Denken herausbringt: worinn ſollen denn die tauſende die ihrige ſuchen, die dergleichen etwas durchs Denken nicht erforſchen können?

„Aus einer ſolchen Denkungsart erwächſet „die Rechtſchaffenheit, und aus dieſer die Re„ligion. — Es iſt nichts bey mir möglich, das „mir einen Werth geben kann, nichts, das „mich mit der anfänglichen Einrichtung mei„ner Natur und mit den Abſichten der höchſten „Regierung übereinſtimmig machen kann, als „meine innerliche Richtigkeit.„ Wird eine Wiederholung hier überflüßig ſcheinen? Sie kann es nicht, da ſie etwas wichtiges vorträgt: Man unterſcheide doch einmal die Beſtimmung des Menſchen, die er mit allen andern Dingen dieſes Weltgebäudes gemeinſchaftlich hat, von derjenigen, die ihm als einer beſondern Gattung von Weſen an einer beſondern Stelle, eigen iſt. Aus der erſtern läßt ſich die letztere nicht ſchlieſſen, und dieſe allein entdeckt uns die Geheimniſſe der Gottheit über ihn. Eine Offenbahrung, ſcheint es, kann einzig und allein uns darüber belehren: und wenn alle vorhandene Offenbahrungen darüber ſtille ſchwiegen: ſo müßte man daraus folgern, daß Gott nicht für dienlich erachtet, uns von dieſem beſondern

ſondern Zwecke zu belehren, folglich vieles vor unſern Augen in Wolken eingehüllet zu laſſen. Dieſes würde aber nicht hindern, ſich aus dem allgemeinen Entzwecke aller erſchaffenen Dinge Lebensregeln zu bilden, die auch richtig und zur Erreichung meiner möglichſten Glückſeligkeit hinlänglich wären. Und ſo iſt es klar, daß der Menſch, vor dem die Thüre ſeines Einganges in dieſes Leben, und die Thüre ſeines Ausganges aus demſelben mit Wolken verdecket iſt, daß dieſer Menſch, ſage ich, doch Licht genug hat für den Weg, den er wandeln ſoll.

Eben dieſer Menſch kann auch getroſt ſagen: „Der Geiſt, der über alles wachet, wird auch „über mich wachen. Er, deſſen Weisheit und „Güte ſich überall in ſo ſichtbaren Spuren „offenbaret, wird nichts geſchehen laſſen, davon „das Ende ihm nicht anſtändig, und ſeinen Geſchöpfen nicht heilſam ſey. In ſeiner Hand „ſtehen auch meine Schickſaale — zwar in der „Welt iſt mir alles ein Räthſel. Ich ſehe die „Oberflächen der Dinge, und ihre innere Beſchaffen-

„ſchaffenheiten entwiſchen meinem Auge. —
„Hier geht alles ins Unendliche hinein: und ſo
„auch die Verwaltung der Welt. Alles ver-
„wirret mich; alles macht mich ungewiß. Doch,
„was brauche ich mehr zu wiſſen, da ich meine
„Schuldigkeit und die Oberherrſchaft einer un-
„endlichen Liebe mit einer ungezweifelten Ueber-
„zeugung erkenne? Dieſe ſind es endlich doch
„nur allein werth, daß ſich alle übrige Einſich-
„ten darinn endigen.„ Sehr vernünftig ge-
urtheilet! Warum beunruhigt er ſich denn aufs
neue, um Sachen zu erforſchen, die vor ihm
eines der genannten Räthſel ſind? „Ich folge
„hin und wieder den Schickſaalen in dieſem Le-
„ben mit meinen Betrachtungen, und finde den
„Knoten nicht aufgelöſet!„ Wer ſagt dem Den-
ker, daß dieſer Knoten nicht aufgelöſet ſey?
Dies iſt eben die Frage, der die Philoſophen
aller Jahrhunderte nachgedacht haben. Gehört
wohl zu meiner Exiſtenz auf der Erde noch
eine Fortdauer mit angeknüpftem Faden der
Begebenheiten unter zurückerinnerndem Be-
wußtſeyn? und müſſen ſich alſo die Knoten,

die

Geiſtes. Werde ich des Caligula neuerwählten Rathsherrn in ſeinem marmornen Stalle glücklich nennen? Und wer ſagt mir, daß vieles, welches ich als ein Unglück betrachte, nicht eine Beſtrafung ſey? Ein angebohrner ſiecher oder zerſtümmelter Körper iſt vielleicht nebſt dem ſchädlichen Blitze, dem Erdbeben, der faulenden Luft und der Ueberſchwemmung, alles Unglück das von der Natur kömmt. Kriege, Unterdrückungen kommen aus der Geſellſchaft der Menſchen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 5. Julii 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und sieben und achtzigsten Briefes.

Doch alles dies zusammen genommen, wer will mit Gewißheit sagen, daß das Unrecht, welches ich durch die letztere leide, nothwendig mir so daß ich darum wisse, und so zu sagen zur Sättigung meiner Rachbegierde müsse ersetzt werden? Kann nicht unsre Erde einem andern Balle und allen Begebenheiten auf demselben untergeordnet seyn? Wie will ich Wurm einsehen, daß irgendwo in dem Ganzen unersetztes Unrecht vorhanden sey? Mein Wunsch alles Unrecht, welches ich leide oder als Unrecht zu leiden glaube, vergolten zu sehen, beweiset nichts. Es ist eine Hofnung, mit der ich mich einwiege, und so, wie das gemeine

Volk durch die Ueberzeugung, daß Gott seine Feinde sichtbarlich auf der Erde strafen werde, oft von Gewaltthätigkeiten abgehalten wird: so scheint mich diese Hofnung einer künftigen Bestrafung ebenfalls in meiner Rachbegierde zu besänftigen.

„Es muß eine Zeit seyn, da alles, was hier „verrücket scheint, an seine Stelle hinsenket.„ Aber wenn es nur mir verrücket scheint? „In „der ganzen Natur führt mich alles darauf, daß „Rechtschaffenheit und Glückseeligkeit zusammen „gehören„ welche Glückseeligkeit?

„Ein allgemeiner Hang zur Ordnung wird ein„mal müssen durchgesetzet werden.„ Unstreitig, aber mit welchem Grunde mache ich mich zum Subjekt, an dem diese Durchsetzung geschehen muß?

„Sobald ich diß Leben als einen Zustand der „Erziehung, der Prüfung und der Vorbereitung „auf etwas weiters ansehe; so wird mir alles „helle und voll begreiflichen Zusammenhanges.„ Vorzüglich in Absicht auf die große Anzahl derer bald nach der Geburt wieder sterbenden Kinder.

Es

Es iſt erſtaunend, wie man ſich hat bereden können, dieſer frühzeitige Tod werde daraus begreiflich, weil dieſes Leben nur ein Stand der Prüfung ſey: da doch aus demſelben gerade unbegreiflich wird, wie dieſes Leben ein Stand der Prüfung ſeyn könne. Allein es giebt Artikel, die einer dem andern ohne Gedanken nachbetet, blos weil man froh iſt etwas, das man vortragen kann, zu haben. „Ich ſpühre Fähigkeiten in mir, die eines Wachsthumes ins „unendliche fähig ſind,„ woraus ſchlieſſe ich dieſes? Ich glaube nicht, daß z. E. das Gedächtniß eines Menſchen ins unendliche wachſen könne. Verſuche, die man gemacht hat, beweiſen, daß es wenigſtens im gegenwärtigen Körper einen Stilleſtand habe. Und wenn alles, was entwickelt werden kann, bis auf einen gewiſſen Grad entwickelt werden muß: woher rührt es, daß ſo viele tauſend Fähigkeiten hier auf der Erde nicht einmal zu dem mäßigen hier möglichen Grade der Entwickelung kommen? Jede Gattung der Geſchöpfe mußte einerley Knauel, wenn ich ſo ſagen kann, anerſchaffen haben, den

die einzelnen Stücke dieser Gattung nach Beschaffenheit der Umstände abwinden könnten. Aber wer sagt mir, daß alle ihn abwinden müssen: und daß nicht etwa andere Dinge vorhanden seyn, die dabey ein Hinderniß einlegen? Immer liegt bey diesen Schlüssen der Gedanke zum Grunde, daß das menschliche Geschlecht an das übrige Weltgebäude weiter gar nicht gebunden sey.

„Ausser der Vernichtung die von meinem „Schöpfer herrühren müßte, gegen die ich aber „gesichert bin, darf ich keine andre Zerstörung „befürchten.„ Nein: die darauf folgende Betrachtungen aber stehen hier am unrechten Orte.

„Nicht aber blos das Daseyn, auch das „würkliche Leben in der Zukunft wird mir durch „die Natur meines Geistes geweissaget, deren Thä„tigkeit nicht ganz von den Sinnewerkzeugen ab„hängig ist: sie können abgehen, ohne daß mir „selbst etwas gebreche. Ich werde dann, von „allen Seiten den Eindrücken von aussen geöf„net, lauter Empfindlichkeit, nur ein allgemeiner „Sinn seyn.„ Sollte man wohl ohne Fehler

einen

einen ſolchen Fortgang der Leichtigkeit im Denken annehmen können? Ich weiß daß man ſagen kann: wenn wir noch einen ſechſten Sinn hätten: ſo würde der Umfang unſerer Kenntniſſe ungemein vermehret; durch einen ſiebenden noch weiter; durch einen achten; gut. Kann ich mir aber dieſe Oeffnungen, als Durchlöcherungen meines Körpers, ihre Anzahl folglich in einer ſolchen Menge vorſtellen, daß der Körper gleichſam ganz verſchwände? Sobald ich dieſen ganz wegfallen laſſe: ſo verliere ich den dünnen Faden, der mich auf die Spur des Denkens leitet.

„Aus dieſer großen Erwartung, die meinen „Werth und meine Beſtimmung erhöhet, er„kenne ich nunmehro, daß ich zu einer ganz an„dern Klaſſe von Dingen gehöre, als diejenige „ſind, die vor meinen Augen entſtehen, ſich „verwandeln und vergehen.„ Mir deucht, eine ſo ſchnell gezogene Folge dürfte in Schwierigkeiten verwickeln. Gehören wohl die Thiere zu denen Dingen, welche vor meinen Augen entſtehen, ſich verwandeln und vergehen. Ich

hätte nicht die Dreifaltigkeit es zu ſagen, es wäre auch nicht wahr; wenigſtens durch meine Beobachtung nicht. Gehören ſie aber nicht zu den vergehenden Dingen; ſo ſteigen ſie ja auch zu der höhern Klaſſe herauf. Wie? Ich Menſch! bin ich ſchon wieder beſchämt, andre Geſchöpfe im Weltgebäude mit mir in Vereinigung und Gemeinſchaft zu ſehen?

„Aus dieſer großen Erwartung iſt es mir eben„falls klar, daß dieſes ſichtbare Leben bey wei„tem nicht den ganzen Zweck meines Daſeyns „erſchöpfe. Ich bin alſo für ein ander Leben „gemacht.„ Ich habe ſchon unterſucht, wie weit dieſer Schluß gelte!

Was ſoll ich denn aber nun von meiner Beſtimmung denken? Zuerſt anbeten! und dann wohl thun! Dis kann ich erkennen, daß ich mit allen Geſchöpfen zur Ordnung und Eintracht geſchaffen bin, und daß bey Zerſtörung derſelben mein Glück nicht beſtehen könne. Welchen Theil der Schöpfung ich aber ausmache, wie weit ich und meine Gattung in die Berechnung des Ganzen gekommen ſeyen? ob wir nirgends

eine gegenseitige Größe antreffen, die uns aufhebt: — soll ich entscheiden? nein. Soll ich den Gedanken meiner Fortdauer fahren lassen; Die Hofnung auf die Gestorbene verlieren? — verlieren! tröstlicher Gedanke der Unsterblichkeit! wir können dich nicht missen: Zwar so wie dich etwa der trockene Verstand in dem Worte: unvernichtet, hervorbringt: so können wir dich missen: aber nicht so, wie ihn jede tugendhafte Empfindung mit ihr associiret hervorgehen lässet. Laß uns aber dich nicht auf den Eigendünkel gründen, daß Ordnung hier fehle, so bald wir sie nicht erblicken, und Gerechtigkeit des Himmels nicht gehandhabet sey, so bald wir sie nicht fühlen. Stille müssen wir warten, bis der Geber alles Guten und der HErr seiner Geschöpfe jedem unter uns auf der vorgeschriebenen Höhe seine Befehle zu eröfnen erlaubet. Unwissend in diesem Stücke müssen wir alle vorher absegeln; es sey denn daß eine göttliche Offenbahrung im voraus, durch tröstliche Versicherungen das Ziel unserer Abfarth uns bekannt und erwünschet mache. Immerhin „will ich

„also doch mein ganzes Gemüth mehr und mehr „mit der trostvollen alles versüssenden Vorstellung „erfüllen, daß ich noch in einem andern Zustan„de zu leben habe, worinn ich nach der Natur „der Dinge, und nach der gütigen Regierung „der höchsten Weißheit nichts als Gutes erwar„ten darf; daß ich also noch einmal, nach einer „völligen Befreyung von den Thorheiten sowohl „als den Plagen dieses Lebens, mich auf ewig „mit der Quelle der Vollkommenheit vereini„gen, die ganze Wollust richtiger Gesinnungen „unvermischt und ungestört geniessen, und also „das grosse Ziel desto mehr erreichen werde, „dazu ich durch meine Natur und von meinem „Urheber bestimmet bin, nemlich rechtschaffen „und in der Rechtschaffenheit glückseelig zu „seyn.„ — —

Orakel,
die
Bestimmung des Menschen
betreffend.

Deinen Standort hienieden suchst du, o Mensch! und deine Bestimmung? Befrage beydes, Vernunft und Erfahrung. Erforsche dein Geschlecht, die Menschen was sie seyn sollten, was sie sind. Betrachte den Wilden und den Gesitteten, den König, den Bettler, den Weltweisen, den Hofschranzen, Abauzit, Voltairen, dich und den Grönländer in seiner schmutzigen Hütte. Alle machen Anspruch auf dieselbe Bestimmung. Wenn du die Stimmen gesammlet hast, so setze dich in den Schatten des sokratischen Ahorns und vergleiche!

Jene Krieger, die in ihrem friedsamen Lager Muße hatten, der Absicht ihres Soldherrn nachzudenken; sollten sie diese nicht aus den täglichen Verrichtungen, zu welchen sie ange-

halten worden, errathen können? Sind es Kriegesübungen; so fürchtet der Herr seine Nachbarn, oder gehet selbst auf Eroberungen aus. Müssen aber, auf Befehl, am Ufer des Meeres Muscheln gesammlet werden, so wird ein Naturaliencabinet angelegt. — Leichter und sicherer wird ihre Vermuthung, wenn ihnen die Gemüthsart ihres Soldherrn nicht ganz unbekannt ist.

Deine Verrichtungen hienieden, o Mensch! sind dir diese unbekannt? Das unermeßliche Weltall erfüllt die Absichten Gottes. Die gesamte Natur bezeichnet die Gedanken des Allmächtigen, aber durch Zeichen, die die Sachen selbst sind. Jede neue Gestalt, die sie annihmt, ist ein Gedanke des Unendlichen, der in Erfüllung kömmt. Das Thier bewegt sich und fühlet, wie es die Absichten Gottes erfordern, und der Mensch kann durch keinen Eigensinn verhindern, daß seine Ausschweifungen selbst nicht zu den nehmlichen Absichten übereinstimmen. Sein Trotz, seine Blindheit selbst löset sich durch

die wunderbarsten Gänge in die groſse Harmonie auf, erfüllet die Absichten des Allerhöchsten. Dieſes ist die allgemeine Bestimmung aller Geſchöpfe und auch deine.

Aber du besitzest auch etwas Eigenthümliches, wodurch du Mensch bist. Du kannst durch Uebung vollkommner werden, und du wirst es. Dein Leben ist eine beständige Bemühung, die in dir eingewickelten Fähigkeiten abzuwinden. Deine Kräfte arbeiten unaufhörlich an ihrer eigenen Verbesserung. Du magst als Säugling, oder als Greis sterben; so gehest du allezeit ausgebildeter von hinnen, als du hergekommen bist. Und der Weg vom Embryo zum lallenden Kinde ist vielleicht gröſser, als vom Schulknaben zum Newton.

Ohne Bücher, ohne Schulen und ohne Gesetze bringen die Grönländer ihren ewigen Winter in Eintracht und häuslichen Vergnügungen zu, und sprechen von den gesitteten Colonisten, die sich zanken und raufen: Diese

Leute

Leute vergeſſen gar ofte daß ſie Menſchen ſind. Die Menſchen mögen von Brodte, von Seefiſche oder von Wurzeln leben, ſie erwerben alle auf Erden einen unermeßlichen Schatz von Begriffen, Urtheilen, Empfindungen und vernünftiger Erkenntniß. Der Wilde, der einen Baum betrachtet, und ſich einen deutlichen Begrif davon bildet, empfindet, trennet, vergleicht, überlegt, urtheilet, übet alle ſeine Seelenkräfte, und verbeſſert ſie.

Aufruhr, Menſchenſchlachten, Verfolgung, Unſinn und Schandthaten verhindern nicht, daß alle die darinn umkommen oder umbringen, vernünftige Erkenntniß auf Erden erworben hätten. Sehr wenig, ſprichſt du! Weißt du denn, o Menſch! wie viel zu einem vernünftigen Begriffe gehöret? Vom dunkeln Fühlen im Mutterleibe bis zum geiſtigen Begriffen, was für ein Schwung! der ſcheint dir ſeichte?

Die eigentliche Beſtimmung des Menſchen hienieden, die der Thor und der Weiſe, aber

in ungleichen Maasse, erfüllen, ist also die Ausbildung der Seelenfähigkeiten nach göttlichen Absichten; denn hierauf zielen alle seine Verrichtungen auf Erden.

Sind seine Seelenkräfte eines unaufhörlichen Wachsthums fähig? — Ja, aber sie müssen in gehörigen Ebenmaasse unter sich, und mit den sinnlichen Gliedmassen, bleiben. Wer diese Proportion aus den Augen läßt, und sein Gedächtniß verbessern will, muß der nicht gar bald sich allzulebhaft erinnern und wahnwitzig werden?

Der Charakter deines Soldherrn? — O der liebenswerthe, der anbetheuswerthe erscheinet dir in einem Lichte, das heller ist, als die Sonne im heissen Mittag. Seine Weisheit und seine Gütigkeit! — —

Dieser allerweiseste Wohlthäter hat uns hieher geschickt unsere Kräfte durch beständige Uebungen zu verbessern, daß dieses sein Wille

sey,

ſey, lehret uns die Natur unſerer Begierden, Wünſche, Leidenſchaften; lehrt uns unſer Wohlgefallen, Mißfallen, Geſchmack, Eigenſinn, und unſere Eitelkeit ſelbſt. Der ungebildete Menſch empfindet die Kraft aller dieſer Triebfedern, ohne ſie in Worten ausdrücken zu können. Der Ausgebildete vernünſtelt darüber, und iſt deſto glückſeeliger, je genauer ſein freyer Wille mit der wahren Beſtimmung ſeiner Naturtriebe, mit den Abſichten Gottes übereinſtimmet.

Hat dieſer Wohlthäter noch andere Abſichten mit uns, als die wir auf Erden erfüllen? Freylich! Keine Subſtanz wird vernichtet, und ſo lange ſie da iſt, erfüllet ſie die Abſichten ihres Erhalters.

Hängt unſer zukünftiger Zuſtand mit dem Gegenwärtigen zuſammen? So vollkommen als die Reihe der Abſichten Gottes, als die Gründe einer langen Demonſtration. Keine der folgenden kann ohne alle vorhergehenden beſte-

beſtehen. Die Blüthe, die ein Nordwind herabwürft, das Saamenkörnlein, ſo nicht zum Gedeihen kömmt, zerſtieben, werden aufgelöſet, ihre Theile nehmen eine andere Bildung an, und erfüllen in ihrer neuern Organiſation Abſichten Gottes. Würden ſie es thun, wenn jene nicht vorher Blüthe, dieſes Saamenkörnlein geweſen wäre? — Die Abſichten Gottes gehen, wie die Schlußfolgen einer richtigen Demonſtration, allezeit den nächſten Weg zum Ziele.

Auch dort, o Menſch! auch dort wirſt du der Gottheit dienen, und du würdeſt ihr nicht dienen können, wenn ſie dich hienieden nicht deine Kräfte hätte ausbilden laſſen; ſo wenig als du hienieden hätteſt Menſch ſeyn können, wenn deine Grundbildung nicht in dem Blute deines Vaters wäre zubereitet worden.

In der göttlichen Ordnung herrſcht Einheit des Endzwecks. Alle untergeordnete Endzwecke ſind zugleich Mittel; alle Mittel ſind zugleich

gleich Endzwecke. Denke nicht, dieſes Leben ſey bloß Vorbereitung, das künftige bloß Endzweck. Beyde ſind Mittel, beyde ſind Endzwecke. Mit gleichen Schritten gehen die Abſichten Gottes und die Veränderungen einer jeden Subſtanz ins Unermeßliche fort.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 12. Julii 1764.

Beſchluß des zwey hundert und ſieben und achtzigſten Briefes.

O Geiſt des großen Leibnitz! der du die Zweifel des Vielſchreibers und die Geſpenſter ſeiner Foliobogen durch unanſehnliche Octavſeiten, wie die Morgenſonne die Schatten, zerſtreuteſt; ich fühle das Säuſeln deiner Gegenwart! Komm, führe mich in den Saal des ewigen Schickſals. Zeige mir die unvollendeten Pyramiden möglicher Welten und die vollendete Eine, auf daß ich ſehe, wozu die Geiſter in jenen hätten beſtimmt ſeyn können, in dieſer ſind! — Und du, mitternächtlicher Beſchwörer Kaylens, mit dem Zauberſtabe in der Hand, folge unſern Tritten! Dort winkt uns die blauäugigte Toch-

ter Jupiters. Siehe! die Thore öfnen sich freywillig. Wir staunen, und weichen zurück. Leibnitz tritt näher, und die Göttin spricht:

„Wisset unsterbliche Menschenkinder! In al„len möglichen Verbindungen der Dinge habet „ihr mit dem gesammten Geisterreiche einerley „Schicksal. Die unterste Stufe einer jeden „Gattung hat mit der obersten eine ähnliche „Bestimmung. Seyd nicht verächtlich in euren „Augen, ob ihr gleich nur Würmer auf einem „Stäublein seyet, das im unermeßlichen Welt„all herumschwimmet. Als Glieder des Gei„sterreichs, als Bürger im Staate Gottes, ge„hört ihr zum herrlichsten Theile der Schö„pfung. Was euch widerfährt, widerfähret „auf eine ähnliche Weise dem gesamten Geister„reiche.

„Als mein Vater beschloß Welten werden zu „lassen; suchten wir in diesem Saale, ich und „Apollo, auf seinem allmächtigen Winke, den „seiner Majestät würdigsten Plan auf.

„Hier diese unförmliche Gestalt ward verwor„fen. In ihr sollte das Interesse der Geister„welt

„welt andern Absichten aufgeopfert werden.
„Keine höhere Ordnung kann der niedrigern
„weichen.

„In jener dort sollten die Geisterkräfte all-
„mählig abnehmen. Wir giengen vorbey.

„Es fand sich eine, in welcher sie zwar eine
„Zeitlang zunehmen, aber auf einmal alles Er-
„worbene wieder verlieren sollten. — Die Ar-
„beit des Sysiphus! Nichts ist ohne Früchte
„verloren. Das Böse nicht, und das Gute
„sollte es seyn?

„Ob die Geister in jedem neuen Zustande die
„Erinnerung des vorigen behalten sollten, waren
„wir etwas unschlüßig. Jedoch nicht lange;
„wir fanden, daß der Uebergang von niedriger
„Erkenntniß zur Höhern natürlicher weise die
„Erinnerung mit sich führe. Nur in wenigen
„Fällen kann sie verhindert werden.

„Wir sehen ferner, daß diese Erinnerung
„auf die moralische Vollkommenheit der Geister
„von unendlichen Nutzen seyn würde. Durch
„sie allein konnte der strengsten Gerechtigkeit
„Gnüge geschehen. Durch sie allein den Men-

„schen in einem zweiten Leben sich auflösen, was „im ersten verschlungen schien.

„Tritt näher, mein Sohn! fuhr sie fort, der „du schon wieder einen Zauberkreiß zu ziehen „drohest. Du meinest, es sey in keiner Ord„nung etwas verrückt. Alles sey wohl einge„richtet und bedürfe keiner fernern Entwickelung, „gut! So ist denn dieses selbst eine Entwicke„lung, das du in jenem Leben erfahren wirst, „wie alles wohl eingerichtet sey, wie verschie„denes nur verrückt schien, nicht war. Mein „Vater soll von jedem Geiste erkannt, von jedem „Geiste gerechtfertiget werden.

„Bedenke auch dieses, mein Sohn! du ken„nest den Socrates, meinen Liebling. Gesetzt „dieser glückseelige Geist habe nie eine andere „Belohnung verlangt, als die aus der Tugend „selbst entspringt. Für ihn also war hienieden „nichts verschlungen, denn seine Seele dürstete „nicht nach Rache. Wie stund es aber um seine „Verfolger? War auch hier nichts, das einer „Auflösung bedurfte? Sollten die Unglückseeli„gen niemals erfahren, daß es böse sey, die

„Unschuld

„Unſchuld zu verfolgen, die Tugend in Feſſel zu
„ſchlagen, den Aberglauben zu befördern, und
„alle Rechtſchaffenheit aus der Republik zu ver-
„bannen? Sollten ihre Seelen ewig ſo verſtüm-
„melt bleiben?

„Du ſieheſt alſo, mein Sohn! daß in der
„moraliſchen Welt nicht alles an ſeiner Stelle
„ſeyn würde, wenn jenes Leben nicht das Räth-
„ſel auflöſen ſollte. Allein auch in der phyſiſchen
„Welt ſcheinet dein ſtoiſcher Felſenſinn dich zu
„hintergehen. Empöret ſich nicht deine ganze
„Natur, wenn alle dieſe Greuel der Laſterhaf-
„ten, ſo wie dir das Leiden der Tugend, wie ein
„Traum dahin fahren ſollte? Iſt alles wohl und
„gerecht, wenn ein unſchuldiger Verfolgter auf
„die Leichname ſeiner Söhne verhungert, um
„nicht mehr zu ſeyn? — Wie aber, wenn er
„noch ſeyn, und ſich der Prüfung mit Vergnü-
„gen erinnern wird? — O göttliche Beruhi-
„gung!

„Du tadelſt dieſen unwiderſprechlichen
„Wunſch, dieſe Sehnſucht nach der Erfüllung
„der Gerechtigkeit? Du vergleicheſt ihn mit der

„Rachbegierde des Pöbels? Mein Sohn! die „allerverderbteſten Neigungen müſſen eine na„türliche Grundlage haben, die gut und der „Seele von dem Schöpfer eingepflanzt iſt. So „wenig eine willkührliche Bewegung, wo kein „Muskel iſt, durch Uebung und Gewohnheit „hervorgebracht werden kann; eben ſo wenig „kann eine künſtliche Neigung erzeugt werden; „wo keine natürliche zum Grunde liegt, — die „Rachbegierde des niedrigſten Pöbels hat in die„ſem Fall die Neigung zum Grunde, die mo„raliſche Bosheit durch phyſiſches Uebel zur Er„kenntniß gebracht zu ſehen. Durch Gewohn„heit, Umgang und Erziehung kann ſie in un„edle Rachſucht ausarten; aber du mußt ſie „darum nicht ganz verkennen.„

Sie hatte geredet, ſchenkte uns noch einen göttlichen Blick, und verſchwand. — Nunmehr finde ich mich ſtark genung alle ihre Zweifel, wie Elias die falſchen Propheten, abzuſchlachten.

1) Welches iſt die Beſtimmung des Menſchen? — Antw. In dem Zuſtande vernünftiger Erkenntniß die Abſichten Gottes zu erfüllen, fortzudauern, vollkommner zu werden, und in dieſer Vollkommenheit glückſeelig zu ſeyn.

2) Worin ſollen die Tauſende ihre Beſtimmung ſetzen, die ſie durchs Denken nicht erforſchen können? — Antw. Sie bleiben ihr treu, ohne darüber zu grübeln. Erfüllen die Weltkörper nicht ihre Beſtimmung, ohne ſie zu wiſſen? Der Unendliche hat nicht einmal die Stillung des Hungers auf unſere Vernunft ankommen laſſen, geſchweige die Erfüllung ſeiner Hauptendzwecke.

3) Es ſterben Säuglinge? — Antw. Nicht ohne irgend eine Fertigkeit ihrer Seele ausgebildet zu haben, wäre es auch nur das Vermögen zu fühlen, das die Geburt im Mutterleibe ſchon übet. Was für Veränderungen, ich erſtaune, wenn ich ſie überdenke, bevor ein Saamenthierlein in ſeiner neuen

Bildung Hunger, Wärme und Näſſe fühlen lernet? Und ſie wollen, daß es dadurch nicht tüchtiger werden könnte, die Abſichten ſeines Schöpfers zu erfüllen? Jedes Saamenkörnlein, das nicht zur Befruchtung kömmt, muß gleichwohl durch dieſe Bildung tüchtiger worden ſeyn, in der darauf folgenden Organiſation die Abſichten Gottes zu erfüllen.

4) Woher kömmt es, daß ſo viele tauſend Fähigkeiten hier auf Erden nicht einmal zu dem mäßigen, hier möglichen Grade der Entwickelung kommen? — Antw. — Hier möglichen? ohne oder mit Vernachläßigung weit wichtigern Abſichten? Getraun Sie ſich hierauf zu antworten? — — Und woher es kömmt? Daher, daß viel tauſend Fähigkeiten in der allgemeinen Anordnung die göttlichen Abſichten in einem andern Zuſtande erfüllen konnten, ohne die ganze, hier mögliche, Reihe der Ausbildung durchzuwandern.

5) Warum aber nur einige? Warum nicht alle? — Antw. So kann jemand läugnen,

daß alle Stücke einer Uhr zu einer einzigen Abſicht übereinſtimmen. Dieſes Rad läuft ſchnell, jenes langſam, ein drittes giebt faſt gar kein Zeichen einiger Bewegung von ſich. Warum liefen ſie nicht gleich ſchnell, oder gleich langſam, wenn ſie eine gemeinſchaftliche Abſicht verbände? — So iſt es! — die Einheit der Abſicht erfordert Mannigfaltigkeit in den Beſtimmungen der Theile.

6) Die Thiere — O laſſen Sie dieſe arme Geſchöpfe immer heran klettern, ich Menſch ſchäme mich ihrer keinesweges.

Wo iſt nunmehr das ganze Heer von Zweifeln, das ſie wider Hr. Spaldingen zu Felde geſchickt haben? Keiner ſoll meinen Händen entwiſchen. Wo ſind ſie? — Verſchwunden, ſo bald ſie ihre Helden haben fallen ſehen, und ihre Fahne der flatternde Folio Bogen ſchmücket meinen Triumph. —

Ueber die Grenzſcheidung der eigennützigen und mitleidigen Weltweisheit, deren Sie erwehnen,

wehnen, habe ich noch eine Anmerkung zu machen, die mir so richtig scheinet, daß ich nicht Ursache habe, sie im Tone des entscheidenden Orakels vorzubringen. — Die drey Neigungen, die Sie unterscheiden, haben alle dieselbe Grundlage, die Lust an unsers Nebenmenschen Glückseeligkeit, und die Unlust über das Gegentheil. Sie entspringen aus der nehmlichen Kraft und haben das nehmliche Ziel. Nur das medium resistens, der Inbegrif aller übrigen Neigungen der Seele, die dieser geselligen Neigung widerstehen, verändern ihre Richtung, Geschwindigkeit und den Grad ihrer Würksamkeit. Der Weltweise hingegen, der die Grundtriebe seiner Seele kennen lernen will, muß den Widerstand bey Seite gesetzt, wie in der Mechanik, die Würkungen in medio non resistenti betrachten. Gewohnheit, Erziehung, Uebung, Beyspiel, Vorurtheil u. s. w. können die Würksamkeit der Triebfedern vermehren, aber keine Lust, keine Begierde, Neigung u. s. w. erzeugen, die nicht da gewesen. So bald wir also warnehmen, daß der ausgebildete, der richtig denkende Mensch

nur einigen Eifer bey ſich verſpühret, das allgemeine Beſte zu befördern; ſo muß die Grundlage, das Angebohrne dieſer ausgebildeten Neigung bey dem roheſten Menſchen anzutreffen ſeyn, und nur durch den Widerſtand, den ſie bey ihm findet, eingeſchränkt und gehemmt werden. In der That iſt die Neigung ſeines Gleichen nicht zu ſchaden, die Sie dem Wilden ſelbſt nicht abſprechen, mit dem Eifer das allgemeine Beſte zu befördern, im Grunde einerley, und nur dem Grade nach von demſelben unterſchieden. Sie findet bey den Wilden großen Widerſtand in ſeiner natürlichen Trägheit, in ſeinem Unvermögen, in ſeiner Achtloſigkeit u. ſ. w. Der vernünftige Menſch beſiegt dieſe widerſtrebende Neigungen durch Ueberlegung und anhaltende Uebung, und vermehret durch die nehmlichen Mittel die Kraft der geſelligen Neigung. Setzet den Widerſtand bey Seite; ſo findet ihr bey beyden den nehmlichen Grundtrieb. Mich dünkt alſo Hr. Spalding habe groſſes Recht auf die Seite der Weltweiſen zu treten, die dem Menſchen einen geſelligen, uneigennützigen

Trieb

Trieb, einen Grundtrieb zum allgemeinen Beſten zuſchreiben. Ueber die Grille, das unſchuldige Vergnügen, das aus der Befriedigung dieſer Neigung entſpringt, Eigennutz zu ſchelten, ſind Sie, wie ich vermuthe, nicht weniger Hr. Spalding, hinweg. Es iſt lächerlich, durch einen dialektiſchen Kunſtgrif, das ganze Syſtem der Glückſeeligkeit und Tugend zerſtören zu wollen!

Zwey hundert und acht und achtzigſter Brief.

Die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften iſt Ihnen bekannt genug, aber ſchwerlich, daß auch eine Altdorfiſche Bibliothek der geſammten ſchönen Wiſſenſchaften *) exiſtiret. Ich weiß nicht wie Sie ſich doch auch nur um Eitelkeiten und ganz und gar nicht um wichtige Dinge bekümmern; Ich glaube wahrhaftig, Sie wiſſen auch nicht einmal, daß in Altdorf eine deutſche Geſellſchaft exiſtiret, und gleichwohl iſt dieſe deutſche Geſellſchaft hochanſehnlich und preiswürdig, wie ſie auf allen Seiten dieſer Bibliothek leſen können; Dieſer hochanſehnlichen Geſellſchaft hat denn auch dieſe Bibliothek ihren vorzüglichſten Glanz zu danken, aus deſſen weit umher ſtrahlenden Schimmer, ſich abnehmen läſſet daß die geſammte ſchöne Wiſſenſchaften, in dem Städtlein Altorf einen ganz andern Umfang haben, als in der übrigen Welt. Aus folgenden und andern in dieſer Bibliothek befindlichen Stücken, werden Sie urtheilen können,

*) Altdorf bey Schüpfel 1762. zwei Bände in gr. 8.

nen, wie beträchtlich der Umfang der schönen Wissenschaften in Altdorf erweitert worden.

Zuerst kommt die so unerwartete als ergötzliche Beschreibung eines Hermaphroditen der zu Altdorf genau beobachtet worden. Es ist zu beklagen, daß diese Beschreibung doppelt ist, und der Verfasser der einen, den Hermaphroditen für eine Mannsperson, und der andere, aus sehr physikalischen und deutlich ausgedrückten Gründen für eine wahre Weibsperson halten will. Nun werden vermuthlich die hochwohlgebohrne Fräuleins deren sich diese Gesellschaft als Ehrenmitglieder rühmet, nicht wissen, was sie von diesem höchstbedenklichen Casu urtheilen sollen, dessen sehr natürliche Beschreibung, sie übrigens ohne Zweifel höchlich erbauet, und ihnen von der besondern Ueberlegung und tiefen Beurtheilungskraft derer Herren, die ihnen durch die Aufnahme in die Altdorfische deutsche Gesellschaft eine Ehre haben erzeigen wollen, ohnfehlbar einen sehr hohen Begrif beygebracht haben wird.

Die

Die Geſchichte des Nürnbergiſchen Schönbartlaufens iſt hingegen für Mannsperſonen die ſich mit wichtigen Dingen, und keineswegs mit Kleinigkeiten beſchäftigen wollen, eine ſehr erwünſchte Erſcheinung. Jedermann ſiehet ſehr leicht ein, wie viel der ganzen gelehrten Welt, und insbeſondere allen Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften daran gelegen ſey zu wiſſen, daß:

1451. lief der Schönbart und waren Kunz Eſchenlörer und Hanß Weiß Hauptleute.

1462. lief der Schönbart und war Hauptmann, Hanß Flock, Schreiner.

1467. lief der Schönbart, und waren Hauptleute, Hanß Reuter ein Rothfärber und Michael Schelhammer ein Schloſſer.

1485. lief der Schönbart und war Hauptmann, Fritz Mäula.

Nebenher erinnere ich, daß Schönbart ein altes deutſches Wort iſt, ſo eine Larve andeutet. Ob nun gleich der Hr. V. dieſer Abhandlung geſtehet, daß dieſes Wort vor Zeiten Schembart und Schenbart geſchrieben wor-

den,

den, und noch itzt Schembert, in Nürnberg ausgeſprochen werde, welches ganz genau das Engliſche Jham Beard, (falſcher oder gemachter Bart) iſt; ſo will er doch, ohnerachtet er nicht läugnet daß viele Masken ſcheußlich ausſehen, es ſey natürlicher von Schönbart (pulcher barba) herzuleiten, und er meint dis würde dadurch noch ungemein beſtätiget, weil ao. 1660. ein Buch herausgekommen unter dem Titel: *Barbari* Schönbart luſtiger Diſcours von Bärten.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,
die neueſte Litteratur betreffend.

V. Den 19. Julii 1764.

Fortſetzung des zwey hundert und acht und achtzigſten Briefes.

Eben ſo unerwartet iſt auch die Beſchreibung des ehemaligen Kloſters Engelthal aus Urkunden nebſt dem ausführlichen Verzeichniſſe aller Perſonen die von 1243. bis 1554. als Wohlthäter deſſelben in Urkunden vorkommen. Die ehrlichen Nürnberger, die dazumal den Pfaffen ihr Geld und Gut hingaben, dachten dadurch gewiß eher die ewige Seeligkeit, als nach 400. Jahren eine Stelle in einer Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu verdienen.

Doch genung von Sachen, die man in einem Buche das von den ſchönen Wiſſenſchaften zu handeln verſpricht, nicht ſuchen ſollte. Diejenigen Sachen die wirklich in dieſer Bibliothek

könnten geſucht werden, ſind eben ſo merkwürdig. Sie werden leicht vermuthen daß die Gedichte oben an ſtehen müſſen, denn darin iſt ja weltbekannter maſſen ein jedes junges Mitglied einer deutſchen Geſellſchaft, Maitre paſſé. Um zu wiſſen was für Gelichters dieſe Gedichte ſind, ſo hören Sie denn an:

Ein Stückgen aus einer ſanften Ode.

Laßt euch ihr Freunde vom Vergnügen,
Und von der reinſten Luſt beſiegen,
Beweiſt mit freudigem Geſchrey
Daß dieſer Tag euch heilig ſey.

Wünſcht eurem Heinrich Gottes Gnaden,
Den Frieden allen deutſchen Staaten,
Der Norig ein beſondres Glück,
So fällt ihr Flor auf euch zurück.

Ein Stückgen aus einer luſtigen Ode.

Aus deiner Amme klugen Singen,
Merk dir: wie Nachts die Katzen ſpringen
Und zu des Bockes Tanze gehn;
Wie man die Hexen dort verbrennet
Am Heulen die Verdammten kennet,
Du wirſt auch wachend Geiſter ſehn ꝛc.

Ich glaube gern daß Sie mir die Proben von allen übrigen traurigen, erhabenen, maleriſchen und zärtlichen Oden ſchenken werden, die die Mitglieder dieſer hochanſehnlichen Geſellſchaft gemacht haben. Ein paar Epigrammata aber muß ich doch herſetzen, um zu zeigen daß der Witz in Altdorf eben ſo vorzüglich excoliret iſt, als die Einbildungskraft.

Auf den Kirchennachbar.

Was iſt dem Kirchennachbar wohl?
Er ſieht ſtets auf ein Frauenzimmer,
Er ſchielt und lacht und ſchneuzt ſich immer:
Ich glaub beynah, der Menſch iſt toll.
Ach Freunde, ſagt, was iſt denn das?
Der Kirchennachbar iſt ein Haaß.

Die Freigebigkeit.

Soll Phyllis geizig ſeyn,
Wie alle Leute ſagen?
Dieß geht mir gar nicht ein,
Es ſind ungerechte Klagen:
Denn neulich fand ich ſie
Beym _ _ _ _ _
Dem gab ſie für drey Nüſſe,
Just neun und neunzig Küſſe.

Es leben nun hoch die Dichter in der Altorfiſchen deutſchen Geſellſchaft und noch einmal und abermal. Doch auch die witzige proſaiſchen Scribenten, ſind nicht von der ſchlechteſten Sorte. Insbeſondere iſt der Verfaſſer gewiſſer vertrauter und ſatyriſcher Briefe ein allerliebſter witziger Mann; Rabener iſt ein wahrhaftiges Kind gegen ihn. Nur eine einzige Probe, ſo werden Sie ſein ganzes Verdienſt kennen. Der V. war beſchuldiget worden, er habe ein Frauenzimmer küſſen wollen, und habe dafür zur Belohnung eine tüchtige Ohrfeige erhalten. Dis läugnet er; hören Sie an, wie er ſich gegen den Bruder der galanten Nürnbergerin ausdrückt:

„Ich will eben nicht ſagen, daß ein tägliches „Loth Schnupftoback, welches die Naſe ihrer „Jungfer Schweſter täglich zu ſich nimmt, mich „von dem Küſſen ihrer beſtäubten und etwas „feuchten Lippen abgehalten habe; denn ich „hätte im erforderlichen Fall ihr den Ueberreſt „einiger Prieſen, die auch manchmal auf mei„nem Bart liegen, zur Wiedervergeltung um „das Maul reiben können. Nein, mein Herr,

„ſondern ein gewiſſes Etwas der Zähne ihrer
„Jungfer Schweſter hat mich noch immer vom
„Küſſen abgeſchrecket. Ich tadle eben ihre Zähne
„nicht, denn ich habe mich ſchon oft verwundert,
„wie es möglich ſey, die Zähne ſo ſchön ſchwarz
„zu erhalten, daß ſie mit ihrem gefärbten Haar-
„kopf einerley Farbe haben: oder wie es möglich
„ſey, daß ein Frauenzimmer zur Ehre der
„Weltweißheit ſich ſo ſtark in die Abſtraction
„vertiefe, daß ſie den Putz der Zähne vergeſſe.
„Genug, meine Naſe iſt durch den Saint d'Omer
„ſo empfindlich und delicat worden daß ſie eben
„nicht allen Geruch leiden kann. In der That,
„mein Herr, ich würde ihrer Jungfer Schwe-
„ſter einen Proceß an den Hals werfen, wenn
„ich erfahren würde, daß Sie ſelbſt jemals auch
„nur einen Gedanken gehabt hätte, mich küſſen
„zu wollen; denn ich würde auf dieſe Weiſe vor
„ihrem nackigten Schooßhunde nichts voraus
„haben, welches meinen Hochmuth zu heftig
„beleidigte. Das will ich gerne glauben, daß
„ſich ihre Jungfer Schweſter von mir nicht küſ-
„ſen lieſſe. Denn ſie weiß, daß ich ohnmöglich

„nach Art der Mopſe, ihrer Lieblinge, lecken „kann. Sollte ich mich aber allenfalls vom „Trunk und Tanzen erhitzet, ihrer Jungfer „Schweſter auf eine küſſende Art genähert haben, „ſo würde es in der Abſicht geſchehen ſeyn, ihr „einen guten Hauch einzublaſen, damit ſie eine „wohlriechende Seele würde. Dieſe freund„ſchaftliche Wohlthat würde ihre Jungfer „Schweſter mit keiner Ohrfeige belohnet ha„ben.„

So ſehr überzeugt vermuthlich dieſer Verfaſſer von der Güte ſeines Witzes ſeyn muß, ſo ſehr muß der Freiherr Joſeph von Petraſch, Erbherr auf Czerneck und Neuſchloß ꝛc. als der Verfaſſer des Luſtſpiels, die altväteriſche Erziehung, von ſeinem Talent für die deutſche Schaubühne zu arbeiten, überzeugt ſeyn, indem ich S. 500. des zweiten Bandes, mit wahrem Entſetzen leſe, daß dieſer Ungariſche Edelmann ganze vier Folianten voll deutſche Schauſpiele geſchrieben hat, die im Druck (wozu ſie einem bereitwilligem Verleger ausgeboten werden) ſechs ganze Alphabete betragen ſollen.

Das zur Probe eingerückte Stück, die altväterische Erziehung, iſt ſo kahl in der Erfindung, ſo matt in der Ausführung, ohne komiſches Salz, ohne Charaktere, kurz ſo ſehr unter der Critik, daß wenn die übrigen Stücke eben ſo ſind, für den Ruhm, dieſes vielleicht ſonſt rechtſchaffenen und geſchickten Ungarn wohl zu wünſchen wäre, daß er lieber in dieſem Kriege an der Spitze einer ſeiner tapfern Landsleute, mit dem Degen in der Fauſt geſtorben wäre, als daß er dem unſeeligen Einfalle gefolget iſt, für das deutſche Theater zu arbeiten. Wenn die Vorſteher der deutſchen Geſellſchaft in Altorf, wie es wohl zu vermuthen iſt, durch unzeitige Lobeserhebungen ihn hiezu verführet haben, ſo haben ſie es bey der Welt ſchwer zu verantworten; und man wird dieſen Cavalier deſto eher entſchuldigen, dem es allemal rühmlich bleibt, daß er an den ſchönen Wiſſenſchaften Vergnügen findet, ob ihm gleich Gelehrte von Profeßion, die ſeine Freunde ſein wolten, hätten rathen ſollen, lieber bloß ein Zuſchauer zu bleiben, als ſelbſt in die Schranken zu treten.

Auch von den Talenten der Herren Altorfer zur Biographie müſſen Sie eine Probe haben. Es iſt dis in ſehr pathetiſchem Tone abgefaßte Leben, Herrn Lorenz Siebenkens eines Studenten, der in der Altorfer Geſellſchaft ſchon für einen groſſen Dichter gehalten worden, der zum großen Leidweſen ſeiner Frau Mama im 26ten Jahre ſeines Alters verſtorben iſt. Der pathetiſche Ton des Lobredners neben den ſo ſehr geringfügigen Umſtänden des Lebens ſelbſt, macht einen ſo luſtigen Contraſt, daß Sie dieſes Stück wohl leſen ſollten, da dieſes aber ſchwerlich geſchehen wird, ſo will ich Ihnen doch einige Züge daraus vorlegen.

„Lorenz Siebenkens (hebt der V. auf eine „feyerliche Art an,) der wegen ſeines tugend„haften Bezeigens ſowohl, als wegen ſeines „dichteriſchen Genies, unſerer Geſellſchaft ewig „unvergeßlich ſeyn wird, ward zu Nürnberg „1736. den 28 Jenner gebohren.

„Schon in der erſten Kindheit entdeckten die „werthen Aeltern des Seligen eine vorzügliche „Fähigkeit an ihrem geliebten Sohne„ Sie

hielten ihm häußliche Lehrer, und ſchickten ihn hernach in die Privatſtunden der Schule zum heiligen Geiſt ins N. Spital. Im Jahre 1755 und 1756. beſuchte er die öffentliche Vorleſungen der öffentlichen berühmten Lehrer am Egidiſchen Auditorio, eines Solgers, Spörls, Schönlebens, Starkens, Mörls und Schwebels, und bahnte ſich dadurch den Weg, den größeſten Schritt zu thun, den er in ſeinem Leben gethan, nämlich auf die hohe Schule zu gehen. Der Hr. Verf. bemerket, als etwas merkwürdiges, daß er daſelbſt, noch ein Jahr länger, als er ſich erſt vorgeſetzt, bleiben wollen, des wichtigen Vorhabens wegen ſich in der franzöſiſchen Sprache feſtzuſetzen, woran er aber durch den Tod verhindert wurde, der ihn im Jahr 1762. wegriß.

Seine Einſicht in die Theologie war eindringend. — Seine geiſtliche Reden werden davon als Beweiſe angeführt. Auſſer dieſer Hauptwiſſenſchaft war die Aeſthetik ſeine angenehmſte Beſchäftigung. „Die Gedichte die er verfer-

„tigte, ſind, ſagt der Hr. V. natürlich, flieſſend, „und voll von den prächtigſten Gedanken. — „Sie werden ihm ewiges Lob und Beyfall zu„wege bringen. E ſtieg ſchon 1756. zur höchſten Ehre zu der ein altorfiſcher Student ſich ſchwingen kann, nämlich er trat in die deutſche Geſellſchaft. „Unſer würdiger Herr Vorſteher der „Geſellſchaft, welcher deſſen Verdienſte gar „wohl kannte, krönte daher ſein Haupt mit „dem grünenden Lorbeer, welcher auch ſeinen „Namen in der Dichtkunſt allezeit grünend er„halten wird„ Sollte dies der poetiſche Lorber vermögen, o wie viele ſchlechte Köpfe, die zu kaiſerlichen Poeten gekrönet worden, müßten der Nachwelt bekannt bleiben. —

Seine Stärke in der Philoſophie beweiſet der Hr. V. 1) aus ſeinen Gedichten, 2) aus ſeiner Stärke im Diſputiren. Zwey gleich gleiche poſitierliche Gründe! Es wird hierauf noch ſein Charakter weitläuftig geſchildert, und am Ende hebt der Lobredner in einem lamentabeln Ton an: „Unſere Thränen ſind gerecht.

„Der Schmerz den wir empfinden iſt fühlbar „genug. Nimmermehr wollen wir der Thränen „ſchonen. Wir wollen uns ſelber beweinen, „weil wir den Freund nicht mehr beſitzen, deſſen „Gelehrſamkeit, guter Geſchmack und Tugen„den, ſeinen Ruhm unſterblich machen, und „deſſen Name auch bey der ſpäteſten Nach„welt grünen und blühen wird.„

Hierauf werden die Werke des Seligen zum Beweiſe wie ſpät ſein Name bey der Nachwelt grünen wird, erzählet. Sie beſtehen aus fünf Gelegenheitsgedichten, und aus ohngefähr eben ſo viel andern Gedichten, die theils bey der Geſellſchaft noch im MSte liegen, theils in derſelben gedruckte Schriften eingerücket ſind, welcher Umſtand allein, ſie freylich ſchon unſterblich macht.

Auch eine Stelle aus einem Trauergedichte auf den Verſtorbenen verdienet ihrer Seltſamkeit wegen angeführet zu werden; Man will ſeinen auſſerordentlichen Fleiß rühmen:

Bald ſeh ich dich ſelbſt bey dem Speiſen
Nach Surinam und Japan reiſen
Und Bücher unter Schüſſeln ſtehn.
Dich ſchreckt nicht der Quartanten Dicke
Du lieſt ſie durch und deine Blicke
Sehn Polihiſtors Irre gehn.

Bald find' ich dich tief in Gedanken,
Und in der Meßkunſt engen Schranken
Vom Lehrer Neutons angeführt,
Ich wollte kühn auf Keplers Größe,
Und ſag dir daß ich Dichter leſe
Daß Leßing, Gleim und Utz mich rührt.

Zum Verſtande der erſten Strophe wird in einer Anmerkung berichtet, daß der Selige beym Eſſen Reiſebeſchreibungen geleſen habe, und zum Verſtande der zweiten Strophe, (die aber doch noch unverſtändlich genug iſt) wird bemerket: daß eine Geſellſchaft guter Freunde unſerm Dichter den Namen Leßing gegeben habe. Ey ja! dieſe Geſellſchaft iſt bekannt genug, es iſt vermuthlich eben dieſelbe Geſellſchaft von ſieben Poeten die Rabener auf der Dach-

ſtube

ſtube in Erwartung einer Milchſuppe antraf, und vielleicht gar, war es eben dieſer poſtliche Leßing der dem poſtlichen Günther zurief: Ich bitte dich Günther leihe mir doch dein Gleichniß von dem Strich mit dem Viere!

Doch ernſthaft! Ich will es den Freunden des Verſtorbenen gar nicht verübeln, daß ſie ihren Freund beweinen, der ihnen vielleicht ſehr lieb geweſen, aber wie können ſie ſo thörigt ſein, in einem pomphaften Wortgepränge dem ganzen Deutſchland das Leben eines Studenten vorzupredigen, deſſen ganze Thaten darin beſtehen, daß er in die Hoſpitalſchule ins Gymnaſium, und ins Collegium gegangen. Wie können ſie verlangen daß dieſes die Welt intereßiren ſollte. Iſt es nicht höchſtabgeſchmackt, von einem Menſchen der nichts als ein Dutzend Gelegenheitsgedichte gemacht hat, worinn man warhaftig nichts weniger als wahres Genie zur Dichtkunſt entdeckt, zu poſaunen, daß ſein Ruhm bis auf die ſpäteſte Nachwelt dauren werde. Iſt er vielleicht darum eine wichtige Perſon,

weil

weil er ſein ordentliches Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Altorf geweſen. O wenn man doch dergleichen Geſellſchaften von ihrer eigenen Unbeträchtlichkeit recht lebhaft überzeugen könnte, damit ſie nicht unſere Nation weiter bey den Ausländern lächerlich machen möchten. Iſt es nicht höchſt ſeltſam, wenn ſich junge Leute mit dem Titel eines Mitgliedes einer ſolchen Geſellſchaft ein Anſehen zu geben vermeinen? Und daß dergleichen kleine Geſellſchaften glauben, was ſie unter ſich vornehmen, gehe der ganzen Welt etwas an! Aus dieſem Vorurtheil iſt in dieſer Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, der Titel: Altorfiſche gelehrte Neuigkeiten entſprungen. Die Herren Verf. müſſen doch wohl glauben, dem ganzen heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation ſey daran gelegen zu wiſſen — „daß den 23. July Herr „J. G. Recknagel aus Gunzenhauſen unter die „ordentlichen Mitglieder der deutſchen Geſell„ſchaft aufgenommen worden — daß ihr bis„heriges ordentliches Mitglied Herr W. D. „Tröltſch der auch der Erlangiſchen deutſchen

„Geſell-

„Gesellschaft Mitglied ist, nach wohlgeendigtem „Akademischen Jahren die hohe Schule verlas„sen, und nachdem er den 24sten März mit ei„ner zierlichen Rede Abschied genommen, zum „künftigen Ehrenmitgliede sey ernannt wor„den — daß unter dem berühmten Hrn. Prof. „Nagel ein würdiges und geschicktes Mitglied „der Gesellschaft Hr. Joh. Scheuber eine Dis„sertion de * * * vertheidiget habe.„ — Denn wenn sie überzeugt wären, so wie sie es sicherlich seyn könnten, daß kein Mensch auſſer Altorf dergleichen Siebensachen zu wissen verlangt, so würden sie solche Nachrichten nicht in ein Buch flicken, das ganz Deutschland lesen soll.

Ueberhaupt wäre es recht ernstlich zu wünschen, daß man jungen Leuten auf Universitäten, durch geschickte Lehrer, die Schönheiten der alten und neuen Schriftsteller recht erklärte und begreiflich machte, und sie zu fleißigem Studieren an- von allzufrühzeitigen Schreiben aber abhielte. Anstatt daß man oft durch den,

obzwar nichts bedeutenden Titel eines Mitgliedes einer deutschen Gesellschaft, ihnen Eigendünkel einpflanzt, und den Schreibekützel erregt, der sehr oft hernach dem ganzen deutschen Vaterlande beschwerlich fällt.

8.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 26. Julii 1764.

Zwey hundert und neun und achtzigster Brief.

Die Mannigfaltigkeit der Ideen, die uns die Wissenschaften darbieten, die Menge ihrer Wahrheiten, ihre Ordnung, ihr Zusammenhang, ihre Uebereinstimmung und gegenseitige Unterstützung geben uns, wenn sie in ihrem rechten Lichte gezeigt werden, eine so reizende Aussicht in die Wissenschaften, daß unsre Seele nothwendig diesen Reichthum mit Vergnügen überschauen, und sich an der darin herrschenden Einheit und Harmonie ergötzen muß. Die zur Geschäftigkeit gebohrne Seele siehet ein unabsehliches Feld vor sich, wo immer neue und abwechselnde Gegenstände ihre Aufmerksamkeit reizen; und alle zusammen vereinigen sich, ein

großes Ganze auszumachen, das die Denkungsart erfüllt, ihren Umfang gleichsam erweitert, sie aus dem kleinen Zirkel des menschlichen Lebens herausreißt, und sie ihre eigene Größe empfinden lehrt. Aber sie würde bald ermüden, und unter ihrer eignen Größe erliegen, wenn sie nicht in diesem mannigfaltigen und unermeßlichen Bilde der Wissenschaften Aehnlichkeit und Uebereinstimmung erblickte, die die einzelnen Bilder des Ganzen ordnete, neben und hintereinander stellete, zusammenfügte, und in ein harmonisches Ganze brächte. Durch diesen ariadnischen Faden geleitet, irret sie ohne Ermüdung, ohne Furcht sich zu verlieren, in diesem angenehmen Labyrinthe herum; ihr Auge arbeitet immer mehr zu entdecken; selbst die tiefen Fernungen, wo Licht und Schatten sich mischen, Wahrheit und Irrthum gränzen, und Erkenntniß und Unwissenheit in trüben Wolken kämpfen, zu durchdringen; und sich über die große Aussicht, die sie kaum zu fassen vermag, noch hinauszuschwingen.

Zu dieſen Gedanken wurde ich durch den Titel einer Schrift *) veranlaßt, davon ich Ihnen jetzt nähere Nachricht geben will. Wer hätte ſich auch wohl entbrechen können, an die Schönheit zu denken, wenn uns jemand Hofnung macht, von der Schönheit der Wiſſenſchaften zu reden? Wer ſollte nicht meynen daß ein ſolcher Mann uns den Reichthum der Ideen, womit uns die Wiſſenſchaften verſehen, die immer neue und unerſchöpfliche Abwechſelung derſelben entwickeln, und nach den Regeln der Uebereinſtimmung und des Einfluſſes, den ſie unter einander haben, alle dieſe Mannigfaltigkeit in einen Geſichtspunkt vereinigen, und ein Bild daraus machen würde, das nicht allein durch ſeine Schönheit gefallen, ſondern durch ſeine Gröſſe auch rühren müſte.

Aber es hat dem Verfaſſer nicht beliebt, irgend etwas von dem allen zu ſagen. Nicht ein Wort von dieſer Schönheit der Wiſſenſchaften. Es iſt in der ganzen Schrift nicht daran gedacht

*) Betrachtung der Schönheit in den Wiſſenſchaften. 1763.

worden. Was findet man denn sonst darin? Das ist schwer zu bestimmen. So gut ich es aber herausbringen kann, will ich es Ihnen anzeigen. Stellen Sie sich vor, daß ein junger Magister seinen Schülern über die Weltweisheit, Mathematik, Aesthetik, Dicht- und Redekunst, (denn das sind die Theile unsrer Schrift;) Prolegomena lesen wollte, ob er gleich selbst von diesen Wissenschaften keine bestimmte Begriffe hätte; so würden Sie den Inhalt dieser Bogen ohngefähr errathen. Ich sage ohngefähr. Denn Sie würden sich die Begriffe nicht so seicht, das Urtheil nicht so seltsam, die Regeln nicht so unbedeutend und aberwitzig, den Styl nicht bald so abgeschmackt und erkünstelt witzig, bald so gemein vorstellen, als sie es hier finden.

Ich bin Ihnen Beweise schuldig. Meine Mühe das Buch gelesen zu haben, und Ihnen Stellen daraus abzuschreiben, wird doch dadurch belohnt seyn, daß Sie und andere vernünftige Leute dieser Mühe überhoben seyn.

Wir wollen mit der Aesthetik den Anfang machen. „Die Aesthetik„ sagt er S. 67. „ist

„eine

„eine Wiſſenſchaft des Schönen, in ſo fern es „in uns ein ſinnliches Vergnügen erwecket.„ Was meynt er denn mit dieſem ſinnlichen Vergnügen? Verſteht er ein ſolches, das aus ſinnlichen oder lebhaften Vorſtellungen entſpringt, ſo erweckt alles Schöne ſinnliches Vergnügen; und es bedurfte dieſer Einſchränkung nicht. Denn das Schöne iſt die Uebereinſtimmung des mannigfaltigen ſinnlich erkannt. Verſteht er blos ſolches Vergnügen, das aus den Sinnen entſpringt, ſo iſt es ganz falſch. Denn das Vergnügen, das aus innern Empfindungen entſteht, und das idealiſche Schöne, wodurch es erweckt wird, machen den ſchätzbarſten Vorwurf der Aeſthetik aus.

Nun will er die Frage aufwerfen, was das Schöne ſey? Urtheilen Sie ſelbſt, ob man es von ihm erfahren wird. „Sagen wir, ſpricht „er, es ſey das Regelmäßige, die Ordnung, die „innere Wahrheit, der wahre Werth, der dauer„hafte Vortheil, das Weſen der Dinge; ſo ge„rathen wir wieder in den Bezirk der Meßkunſt „oder des allgemeinen Schönen, das die Ver-

„nunft erblicket, nicht aber die ſich ſelbſt gelaſ-
„ſene Sinnlichkeit.„ Was iſt denn das allge-
meine Schöne? Mißt denn die Meßkunſt die Ordnung, die innere Wahrheit, das Weſen, den Werth aller Dinge ab? Und was muß die ſich ſelbſt gelaſſene Sinnlichkeit für ein Ding ſeyn? Unter der Sinnlichkeit verſteht man ſonſt den Hang zum gröbern Vergnügen der Sinne. Iſt dieſer etwa Richter des aeſthetiſch-ſchönen. Meynt der Verfaſſer, daß Vernunft und Urtheil nichts dabey zu thun haben? Doch weiter.

„Sagen wir aber, es ſey das unordentliche,
„die Kontraſten, das Freye, das Willkührli-
„che, u. ſ. w. ſo beſtimmen wir nichts, was
„der Verſtand von unſrer Sinnlichkeit begreifen
„ſoll.„ Das iſt mir zu hoch. Nur das glaube ich zu ſehen, daß er nun wieder den Verſtand zu Hülfe nehmen will, das Schöne zu ſuchen, und daß er ſich nicht mit der bloſſen Sinnlichkeit behelfen kann. — Nun aber wird es ſich aufklären, denn er fährt ſo fort: S. 68.

„Die Frage, was iſt ſchön? bleibt immer
„übrig. Keine Vernunft iſt geſchickt, dieſe

„Frage

„Frage außer allen Zweifel zu ſetzen; wofern ſie „nicht eine aufmerkſame Zeugin unſrer Empfin„dungen bey dem Anblick des Schönen gewe„ſen.„ — Gut. Freuen Sie ſich; der Verfaſſer kömmt auf die rechte Spur. „Da nun die„jenigen Wahrheiten, die die Vernunft mit „Hülfe der Sinnlichkeit ſammlet, von einzel„nen Dingen abgeſondert ſind; ſo folget, daß „dieſe Schönheit nur aus einzelnen und beſon„dern, nicht aber aus allgemeinen Wahrheiten „erkannt werde.„ — Weg war der Schatz!

Hören Sie noch den Schluß, den er unmittelbar daraus zieht. „Folglich muß die Aeſthe„tik eine Wiſſenſchaft ſeyn, die einzelnen Sätze „zu finden, die in uns das Schöne empfindbar „und vorſtellig machen.„ Da haben Sies. Nun wiſſen Sie, was ſchön ſey, und was es mit der Aeſthetik für Bewandniß habe. Wenn Sie den Zuſammenhang verſtehn, ſo wünſche ich Ihnen Glück dazu. Ich habe mich vergeblich müde darauf ſtudirt, allein ich kann gar nicht begreifen, was es zur Erklärung der Schönheit beyträgt, daß ſie eben ſo wie andere

abſtrakte Begriffe aus einzelnen Dingen mit Hülfe der Erfahrung abgeſondert werden muß. Der Verfaſſer ſagt es ja auch ſelbſt von der Weltweißheit, daß ſie die allgemeinen Wahrheiten aus einzelnen Dingen finde, und daß dieſe Beſchäftigung ein weſentlicher Theil derſelben ſey. Was würde der Verfaſſer von folgender Erklärung der Meßkunſt ſagen? „Da die „Wahrheiten, die die Vernunft mit Hülfe der „Sinnlichkeit ſammlet, von einzelnen Dingen „abgeſondert ſind, ſo folget, daß die Größe „nur aus einzelnen und beſondern, nicht aber „aus allgemeinen Wahrheiten, erkannt werde. „Folglich muß die Meßkunſt eine Wiſſenſchaft „ſeyn, die einzelnen Sätze zu finden, die in uns „das Große empfindbar und vorſtellig machen.„ Wie viel muß man von der Schönheit bereits erkennen, wenn man die Regel als einen Folgeſatz daraus darthun will, daß man den Gegenſtand in einzelnen Sätzen und individuellen **Begriffen ausdrucken müſſe, wenn man das Schöne deſſelben empfindbar machen will.**

Unſer Verfaſſer hingegen macht es zum erſten Grundgeſetz der Geſchmacklehre, wie er die Aeſthetik auch nennt; „daß ſie die allgemeinen „Wahrheiten in ihre einzelnen Sätze ſo lange „zergliedern müſſe, bis ſich das Schöne findet, „das die ſchöne Natur beſchreibet und ſchil„dert.„ Da lernen Sie ganz was neues. Sie haben immer geglaubt, wenn man eine allgemeine Wahrheit zergliedert oder analyſirt, ſo findet man noch allgemeinere Wahrheiten. Nicht doch. Man findet einzelne Sätze, findet Individua. Verlaſſen Sie doch die mühſame Methode, allgemeine Wahrheiten in individuellen Fällen aufzuſuchen. Zergliedern Sie ſie nur. Sie finden das individuelle; und das nicht nur: Sie finden auch das Schöne, und grade das Schöne, das die ſchöne Natur beſchreibt und ſchildert. — Kann man wohl weniger ohne Kenntniß der Sache ſprechen? Und doch, wenn man den Verfaſſer ſprechen hört, hat er das Anſehen, als ob er wichtige Dinge ſagen wollte.

Hören Sie ihn noch ein wenig an. „Wenn „der ſchöne Geiſt, ſpricht er eben daſelbſt, S. 69. „den ſich die Geſchmackslehre gebildet „hat, dieſes erſte Geſetz erfüllet, (was erfolgt?) „ſo entſteht in dem Leſer oder Zuhörer eine Em„pfindung, die ihn auf eine angenehme Weiſe „zur Aufmerkſamkeit reizet; dieſe vermehret „unvermerkt den Trieb des Aufmerkſamen, das „beſchriebene Schöne näher zu kennen, zu be„wundern, zu ehren, zu lieben, und ſich bey „dem Anſchauen einer ſolchen Vollkommenheit „zu freuen; ihre Gegnerin, die Häßlichkeit, das „Laſter, das Fehlerhafte u. ſ. w. zu haſſen und „zu verabſcheuen, und ſich über ſeine Zerſtörung „zu vergnügen.„ Da haben Sie eine Aeſthetik in nuce. Wollen Sie Aufmerkſamkeit gewinnen, wollen Sie den Menſchen für das, was ſchön iſt, einnehmen, ſich ſeines Herzens bemächtigen, ihn zur Bewundrung hinreiſſen, der Tugend allgemeine Verehrung erwerben, und das Laſter ſo brandmarken, daß es allen Menſchen zum Abſcheu wird, und alle an ſeiner Zerſtörung Gefallen haben, ſo beobachten Sie

das

das erſte Geſetz der Geſchmackslehre unſers Verfaſſers. Zergliedern Sie allgemeine Wahrheiten ſo lange in ihre einzelne Sätze, bis ſich das Schöne findet. — Aber woran kennet man das Schöne? Wo findet man es? Wie ſucht mans? Ey das lehrt die Aeſthetik. Und wie lehrt ſie es? Haben Sie es denn nicht gehört, welches das erſte Grundgeſetz der Aeſthetik iſt, und was es für Wunderdinge thun kann?

Vielleicht fällt ihnen hierbey das gemeine Sprichwort ein. Mancher hört läuten, aber nicht zuſammen ſchlagen. Der Verf. mag irgendwo gehört oder geleſen haben, daß man die Vollkommenheit, die anſchauend erkannt wird, Schönheit nenne, daß man nur das, was individuell iſt, anſchauend erkenne: daß man folglich das Schöne in einzelnen Dingen aufſuchen müſſe, wenn man es finden wolle, und daß man das allgemeine in concrete Fälle verwandeln müſſe, wenn man es ſchön ausdrucken, und andern auch den Begrif des Schönen, den man hat, mittheilen wolle. Aber wie ſchlecht hat der Verf. die Sache gefaßt.

Ohne

Ohne richtig bestimmte Vordersätze, ja gar ohne Vordersätze zu haben, macht er Schlüsse und Grundgesetze; und ohne zu wissen warum, legt er diesem Grundgesetz alle nur mögliche Kraft bey. Wenn es wirklich so kräftig wäre, so hätte der Verf. was groſses geleistet, dabey man alle Redekünste, Vernunft- und Sittenlehren entbehren könnte. Nur die Kleinigkeit würde man sich noch von ihm ausbitten; wie kann man mit diesem Universalrecept solche grosse Dinge thun?

Die schwer zu beantwortende Frage, ob die Aesthetick eine Wissenschaft sey, weiß der Verf. S. 71. mit bewundernswürdiger Leichtigkeit zu beantworten. „Die Geschmackslehre beruhet, spricht er, auf den sinnlichen Begriffen „der Dinge, und auf Erfahrungssätzen, die unsre eigene Empfindung bildet; da dieses nun „unwiderſprechliche Gründe sind, so erhellet, „daſs die Aesthetick eine Wissenschaft sey. Denn „alles verdient den Namen einer Wissenschaft, „was dem Verstande eine Erkenntniß gewähret, die er mit unumstöſslichen Gründen unwiderſprechlich darthun kann.„ Sie werden

bey ſich denken, die ſinnlichen Begriffe und Empfindungen könnten oft nicht ſo deutlich und beſtimmt ausgedruckt werden, daß ſie unwiderſprechliche Gründe ſeyn könnten. Sie erinnern Sich auch danebſt, daß man oft unrichtige Schlüſſe aus ſeinen Empfindungen zu ziehen pflegt. Kleinigkeiten! Was wollen Sie mit dieſen Inſtanzen gegen des V. bündige Demonſtration? Der Mann hat es ja aus unumſtößlichen Gründen dargethan. Sie werden gleich die Waffen niederlegen, wenn Sie die körnigte und ſinnreiche Erläuterung hören, womit er ſeinem Beweiſe ein neues Licht giebt. „Und was iſt mächtiger auf Erden,„ ſo fährt er fort, „als eine Erkenntniß, dabey „wir die Erfahrung als Zeugin auffordern können? Was iſt überzeugender von Gunſt und „Gegengunſt, als die Erfahrung? (Betriegt ſie „ſich niemals?) Was iſt bündiger als ein Beweiß, den der aufmerkſame Hofmann in den „gnadenvollen Blicken ſeines Fürſten lieſet? (Der liebe Mann lebt noch recht in ſeiner Unſchuld, daß er dieſe Blicke für unwiderſprechli-

che Gründe eines bündigen Beweiſes anſieht!)
„Empfindungen, einzelne Begriffe, einzelne
„Sätze, Schluß auf Schluß! Beweiß genung
„für den glücklichen Günſtling, ihm tauſend
„Sklaven zu Füſſen zu werfen. Was befreyet
„Rom, die Stadt der Welt? Was rettet ſie
„von der Wut eines treuloſen Mitbürgers?
„Was erſchrecket die Bande eines Mörders des
„Vaterlandes? Was durchboret die ſchnöde
„Bruſt eines wütenden Catilina? Der einzelne
„Begrif, das Bild des brennenden Roms.
„Wie überzeugend ſind nicht die einzelnen Be-
„griffe der Gattungen des Weines, des Gel-
„des, der Küſſe, der Kronen, der Ordensbän-
„der? Man beſtimme ſie nur, und fühle es,
„wie ſie rühren! Burgunder von Dijon; Cham-
„pagner aus dem Keller vom Louvre; Bache-
„racher von 1604; man beſtimme auch den all-
„gemeinen Begrif des Geldes: Kremnitzer Du-
„katen, die man wirklich beſitzet; alt oder
„ſchwer Geld in Caſſa; Reitzende Gedanken,
„aber fürchterlich, wenn ſie ein Dieb, ein ehr-
„loſer Räuber für ſich determiniret, oder wenn

„ſie

„ſie uns mit ſamt der Banque geſprenget wer„den, z. E. verlohrne Kremnitzer! Ein Kuß „von Climenen iſt noch ſehr allgemein; ein „ſanfter Kuß überzeuget die Seele, u. ſ. f.„ — Da haben Sie ein Exempel, wie äſthetiſchſchön der V. ſeine bündige Demonſtration einzukleiden weiß.

So muß man es machen, wenn man „nach „der Aeſthetik die allgemeinen Begriffe, durch „eine beliebige Verbindung und nähere Be„ſtimmung, ſo ſinnlich und rührend machen „will, daß man oft mit einem einzigen Worte „mehr ſagt, als ſtrenge Weltweiſen durch ganze „Soriten.„ S. 72.

Doch er thut den Weltweiſen gleich wieder eine Ehrenerklärung. Ich bitte Sie um Ihre Aufmerkſamkeit; denn es kommen neue und wichtige Lehren vor. „Man ſieht leicht, fährt „er S. 73. fort, daß ich hiemit gar nicht die „Wichtigkeit der allgemeinen Denkungsart an„greife.„ Allgemeine Denkungsart? Nun, ſtoſſen Sie Sich daran nicht. Der Verfaſſer ſpricht anders, als andere Menſchen, wenn er

von

von allgemeinen Begriffen reden will. — Er fährt fort. „Nein, ich würde mir selbst widersprechen. Die allgemeinen Begriffe sind der „Plan zu allen schönen Gedanken; und nur „diejenigen reden, dichten und mahlen vernünftig, die ihre Beschreibungen aus der Natur „und aus allgemeinen Wahrheiten herleiten.„ Sie sehn, wie transscendentalisch der Mann wird! wie original!

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VII. Den 2. Auguſt 1764.

Beſchluß des zwey hundert und neun und achtzigſten Briefes.

Seit dem Homer hat man geglaubt, daß die Zuſammenſetzung der Hauptzüge eines beſtimmten Subjekts nach den Regeln der Uebereinſtimmung, und nach der Beſchaffenheit des Zwecks den man hat, den Plan eines ſchönen Werks ausmachten, ſo wie die Grundriſſe der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen einander den Plan eines Gemäldes darlegen. Aber in welchen Irrthum hat man geſteckt! Homer hätte den allgemeinen Begrif des Zorns zum Plan ſeines Gedichts machen ſollen! — Richtige allgemeine Begriffe ſind zu allem Denken nothwendig, aber

ſie ſind nicht der ſpecifique Plan zum ſchönen Denken. Und wie macht man denn das, daß man Beſchreibungen aus allgemeinen Wahrheiten herleitet? Daß man Beſchreibungen aus der Natur nehmen muß, das weiß man. Aber Beſchreibungen, aus der Natur herleiten, iſt unverſtändlich. Beſchreibungen ſind ja keine Schlüſſe noch Folgeſätze. Und weiß denn der Verf. nicht, daß wenn man aus allgemeinen Wahrheiten etwas herleitet, man nichts weiter thut, als daß man zeigt, das hergeleitete gehöre auch in die Klaſſe der Dinge, wovon die allgemeine Wahrheit gilt. Werden daraus aber wohl Beſchreibungen? — Doch weiter.

„Eine Verbindung, fährt er fort, oder eine „Beſtimmung eines Begrifs, die nicht unter „den allgemeinen Begrif ihrer Gattung paßt, „iſt nur ein Hirngeſpinſt.„ Wie verworren iſt das! Eine Verbindung oder Beſtimmung, die unter den allgemeinen Begrif ihrer Gattung paßt! „Ich wiederhole demnach, was ich ſchon „von den allgemeinen Begriffen und von der „Denkungsart der Mathematicker geſaget ha-

„be.„

„be.„ — Nun hören Sie doch auf. — „Es „wäre gut, wenn man die feurige Jugend zu„erſt mathematiſche Schönheiten kennen lehr„te, ehe ſie mit dem wilden Jugendfeuer ra„ſende Gedichte ſchmieden lernten. Jeder „vernünftiger Lehrer wird wenigſtens, ehe er „die Dichtkunſt vorträgt, die jungen Meiſter„ſänger angewöhnen, jedes Gedicht vorher in „allgemeinen Ausdrücken zu entwerfen. Ein „ſolcher allgemeiner Plan erleichtert die Er„findung der Schönheiten, und ſichert die „jungen Anfänger vor dem (faux brillant,) „falſchen Scheine, bildet ihre Dichtkunſt der „Vernunft und Natur gemäß, und befördert „unvermerkt die Geſchwindigkeit im Richtig„denken; welches bey den äſthetiſchen Wiſſen„ſchaften, da es auf die Luſt und das erſte „Feuer ankömmt, von großer Erheblichkeit „iſt„ — Da haben Sie die vortrefliche Regel, darnach ſich alle ſchöne Geiſter bilden ſollten. Vom edeln Ausdruck ſage ich Ihnen nichts; Sie fühlen ihn ſelbſt. Es iſt auch billig, daß ſich eine neue Regel des Schöndenkens durch

die Kühnheit und Stärke des Vortrags herausnehme. Aber von der Wichtigkeit der Regel ſelbſt muß ich Sie unterhalten. Alte eingewurzelte Vorurtheile möchten Sie verhindern, davon überzeugt zu werden.

Wenn Homers entflammtes Genie ganz in den Situationen ſeiner Helden vertieft war, das Getümmel des Streites, das Winſeln der Sterbenden, das Wiehern der Roſſe, das wilde Geſchrey der Sieger, und das unordentliche Lärmen der Beſiegten ſelbſt zu hören glaubte; wenn er den eiferſüchtigen Ehrgeitz ſeiner Helden, den trotzenden Muth eines Ajax, die beflügelte Tapferkeit eines Diomeds, und den vor Zorn und Schmerz wütenden Achill gleichſam vor ſich ſah; wenn ſeine Phantaſie ihn mitten unter ſie führte, und er von ihrem Muthe beſeelt, ſich mit ihnen zugleich ins Gefecht zu drängen glaubte: ſo war das, wie man bisher geglaubt hat, grade der glückliche Augenblick, wo er die Anfälle der Griechen auf Troja mit dichteriſchem Feuer geſchildert hat. Irrige Meynung! Wäre er dieſem wilden Jugend-

gendfeuer gehorsam gewesen, so hätte er nur rasende Gedichte geschmiedet. In dieser feurigen Jugend hat er erst mathematische Schönheiten kennen lernen müssen, er hat erst ein Gefecht in allgemeinen Ausdrücken entworfen, den Krieg, den Muth, den Zorn u. s. w. definirt, und diese Definitiones so lange zergliedert, bis er auf den einzelnen Muth Diomeds, den Zorn des Achil, und den Krieg vor Troja gekommen ist. Dieser allgemeine Plan hat ihm die Erfindung der Schönheiten erleichtert, seine Dichtkunst der Vernunft und Natur gemäß gemacht, und unvermerkt die Geschwindigkeit im Richtigdenken befördert. Nach diesen Vorbereitungen ist die Lust und das erste Feuer recht zum Vorschein gekommen; vorher war es zwar schon da, aber es war nur das wilde Jugendfeuer.

Ich bin müde zu spotten. — Kann man sich unterstehn, von Dingen, davon man mit jedem Ausdruck seinen Mangel der Kenntniß verräth, so zuversichtlich zu sprechen? Warum hat sich doch der Verf. in einer unglücklichen

Stunde an die Aeſthetick, an die Regeln des ſchönen Denkens gemacht? Warum iſt ihm doch der Zuruf des Apelles nicht eingefallen? Hätte er doch lieber ein Compendium Matheſeos geſchrieben. Vielleicht hätte er ſich eher, wenn er die ängſtlichgeſuchten Uebergange von einer Materie auf die andere vermieden, und den Muth gehabt hätte ganz unwitzig zu ſchreiben, den Ruf erworben, daß er doch nicht, wie der Blinde von der Farbe, rede.

Sie ſollen, mein Freund, noch eine Nachleſe haben. Jetzt aber muß ich mich erſt von dem Ueberdruß dieſer magern Lekture erholen.

Zwey hundert und neunzigster Brief.

Ich halte mein Wort, und komme wieder zu unſerm Verf. von der Schönheit der Wiſſenſchaften. Er bleibt ſich immer ähnlich, und iſt hierinn ſehr ſyſtematiſch. Sie werden ihn mehr ſprechen hören, als mich; denn ich bin müde, ſeine Gedanken, wo er ja noch welche hat, zu zergliedern.

Wollen Sie die Kunſt lernen, die Herzen zu rühren? Sie lernen ſie von ihm im Augenblick. „Redner und Dichter, ſagt er S. 80. dringen „mit ihren einzelnen Begriffen, wie mit Dol„chen, in Mark und Bein. Sie flößen ſie aber „auch, wie einen Balſam, in das verwundete „Herz.„ Sammlen Sie Sich alſo nur einzelne Begriffe, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo haben Sie Dolche und Balſam für das Herz.

Wollen Sie lernen witzig denken, ſo folgen Sie der Regel, die der V. S. 62. giebt. „Der

„Witz,„ ſagt er, „iſt nicht ein Geſchöpf der „Aeſthetick, oder der Lehre des Geſchmacks.„ Darinn hat er Recht. So wenig die Vernunft ein Geſchöpf der Logick iſt, ſo wenig iſt der Witz ein Geſchöpf der Aeſthetick. „Nein, fährt „er fort, dieſe zeiget nur den Gebrauch des „Witzes bey der ſinnlichen Denkungsart der „Dichter, der Redner, Muſikverſtändigen, „Mahler, u. ſ. w. Die Meßkunſt hingegen bil„det ſeine Richtigkeit, und gewöhnet ihn, die „Gründe der Aehnlichkeit zu empfinden. Man „handelt alſo ſicherer, wenn man, ſeinen Witz „zu bilden, erſt Meßkünſtler, und hernach „Dichter, oder mit einem Worte, ſchöne Gei„ſter ſtudirt; obgleich ein von Natur wohlge„bildeter Geiſt (doué de bon ſens) auch bey „den Dichtern witzig werden kann.„ Prüfen Sie Sich, ob Sie ein von Natur wohlgebildeter Geiſt, oder doué de bon ſens ſind, dann iſt es Ihnen erlaubt, bey den Dichtern witzig zu werden. Sind Sie aber nicht doué de bon ſens, ſo ſtudiren Sie erſt die Meßkunſt und Algebra, ſo werden Sie ſicher ein witziger Kopf.

Wollen Sie als „ein ſchöner Geiſt durch die „Rede ihres Mundes Herzen erobern, und der „Wahrheit unterwürfig machen; ſo bedienen „Sie Sich auserleſener Ausdrücke, äſthetiſcher „Worte und Redensarten„ S. 94. Aber wie ſteht es mit den Gedanken? Wie ſoll man ſie verbinden? Was ſoll man ihnen für eine Wendung geben? Auf die Gedanken muß es bey der Redekunſt, (denn von dieſer iſt die Rede,) wohl nicht ankommen: denn es wird ihrer nicht gedacht. Wenn uns doch der Mann ein Wörterbuch von auserleſenen Ausdrücken und äſthetiſchen Worten und Redensarten geben wollte, ſo wäre dem Mangel an Rednern die Herzen erorbern können, in Deutſchland auf einmal abgeholfen!

Geſetzt nun, Sie wollten um die trägen Deutſchen zur Beredſamkeit aufzumuntern, eine Lobrede auf die Redekunſt halten, wie würden Sie das anfangen, die Herzen Ihrer Mitbürger zu erobern? Der Verf. ſoll es Ihnen ſagen, wenn Sie geduldig zuhören wollen. S. 95. u. f.

„Erſt müſſen Sie Sich den Plan der Rede ent-
„werfen. Zuerſt alſo erklären Sie die Rede-
„kunſt. Zergliedern Sie dieſe Erklärung in
„ihre Grundſätze. Erklären Sie ferner, was
„liebenswürdig iſt. Dies wird Sie zu meta-
„phyſiſchen Betrachtungen der Vollkommen-
„heit des Guten und des Schönen leiten.
„Ziehen Sie auch hieraus die gehörigen Fol-
„gen, und erweiſen Sie ganz ungezwungen
„den Satz: Die Liebe der Redekunſt befördert
„unſere Glückſeligkeit.„ So iſt der Plan fertig.

Nun an die Arbeit! „Setzen Sie anſtatt der
„Worte Ihrer logiſchen Rede, wohllautende,
„angenehme und nachdrückliche Ausdrücke.
„Sind dieſe noch nicht rührend genung, ſo ver-
„ſtärken Sie ſie durch bewegliche und kräftige
„Beſtimmungen. Ziehen Sie die verſchiede-
„nen Eigenſchaften der Redekunſt in Betrach-
„tung; zeigen Sie ihren Nutzen bey Geſand-
„ſchaften, bey den Kriegsheeren, bey Reichs-
„tagen, bey großen und kleinen Geſellſchaften,
„in Abſicht der Religion, der Sitten — und

unzäh-

„unzählige andere Nutzbarkeiten mehr; machen „Sie die Ehre und den Glanz vorstellig, den „sich diese herrliche Wissenschaft zu allen Zeiten „und bey allen gesitteten Völkern erworben; se„tzen sie das Angenehme, wodurch die Rede„kunst vor allen andern beliebet wird, in sein „völliges Licht, daß sie nemlich der Rede der „Vernunft ihre pedantische Einförmigkeit und „Rauhigkeit benimmt, und die Rede der Wahr„heit wie Honigseim in die Herzen träufeln „läßt.„ — Das ist die Entwickelung des Sub„jekts, nemlich der Redekunst. Mit der Ent„wickelung des Prädikats, liebenswürdig, ver„schone ich Sie. — „Aus dessen Vergleichung „mit dem Subjeckt schliessen Sie nun ästhe„tisch; machen Sie unvermerkt verstümmelte, „kryptische Schlußreden, und wenn es der „Mühe werth ist, so bestürmen Sie die Herzen „mit reitzenden Soriten.„ Bis hieher haben Sie gelernet, wie Sie ihre Zuhörer überzeugen sollen. Nun müssen Sie auch rühren. Das ist Ihr zweyter Theil.

„Betrach-

„Betrachten Sie also Ihre Zuhörer nach den „dreyen Hauptlastern, ob sie eigennützig, ehr„süchtig oder Wollüstlinge sind. Eins müssen sie „doch seyn; sind sie es alles, so haben Sie die „gewisse Hofnung einigen zu gefallen: Denn „Sie haben es mit schwachen Weltkindern zu „thun, die ihren Trieben leicht Gehör geben. „Führen Sie also die Liebe des Nutzbaren, „der Ehre und des Vergnügens unter dem „ehrlichen Namen der allgemeinen Wohlfart „und Glückseligkeit unvermerkt zu einer neuen „Stille des Geistes, zu der Betrachtung der „Glückseeligkeit. Diese ruhige Beschaffenheit „ist der Weg zu der Verwandlung der Leiden„schaft. Nun sind die Gemüther Ihrer Zuhö„rer geschickt, in ein groſses Liebesfeuer ge„gen die Redekunst, und auch wohl, unter uns „gesagt, gegen Sie Selbst versetzt zu werden — „wenn es Ihnen beliebt, den Zuhörern am Ende „Ihrer Rede zu zeigen, daſs sie entweder schon „völlig in dem Besitz dieses Vergnügens sind, „oder daſs sie so leicht dazu gelangen können,

„daſs

„daß ihre Herzen weiter keine Ermüdungen
„bedürfen.„

„So haben Sie Ihren logiſchen Plan in einen
„rhetoriſchen verwandelt. Aus dieſem Urſtoff
„machen Sie als ein andrer Tullius, ein rei-
„zendes Gewebe von glänzenden und rühren-
„den Wahrheiten, die der Seele gefallen, die
„die Gründe der Vernunft aufklären, und das
„Herz mit Vergnügen erfüllen. Wollen Sie, ſo
„können Sie auch Exempla, Similia, Effata, ty-
„pos et figuras aus den weltberühmten Locis to-
„picis anbringen. Detur, ſignetur ana Zii. cum
„grano ſalis.„

Da haben Sie das ganze Recept. Es iſt zwar lang, aber auch deſto kräftiger. Sie lächeln boshaft? Sie haben den Verfaſſer im Verdacht, daß er es aus Uhſens wohlinformirten Redner abgeſchrieben habe? Nun wäre denn das ein Vorwurf, wenn man auf berühmter Männer Schultern ſteigt, um weiter zu ſehn? Das müſſen Sie aber doch geſtehn, daß

er

er ſo viel tiefſinniges, beſonders in ſeiner Anweiſung zum Rühren, mit eingemiſcht hat, daß es Uhſe ſo wenig, als wir, verſtanden haben würde.

Ohe! jam ſatis eſt. Wahrhaftig, ich muß Sie recht lieben, daß ich mich, Ihnen zu gefallen, ſo lange mit einem Manne herum placke, der nicht einmal das A b c des Geſchmacks weiß. Nun ſollen Sie auch nichts weiter hören, als einige Züge von ſeinen Gedanken über die Dichtkunſt.

„Die Wiſſenſchaft, die Sprache der Leiden„ſchaften recht natürlich zu reden, heißt bey „dem Verf. S. 111. die Poeſie.„ „Haben Sie denn wohl jemals mehr Poeſie gehört, als auf dem Fiſchmarkt, wo man den zankenden Pöbel täglich die Sprache der Leidenſchaften recht natürlich reden hört. Ueberdem kann die Sprache der Leidenſchaften nicht anders als natürlich geredet werden. Eine geſuchte, künſtliche, affektirte Rede iſt nie die Sprache der Leidenſchaften.

Die

Die Dichtkunſt hat es auch nicht blos mit den Leidenſchaften zu thun. Sie redet ganz beſonders zur Phantaſie. „Sie unterſcheidet ſich, „wie der V. ſagt, darin von der Redekunſt, daß „ſie an eben ſo wenig Geſetze gebunden iſt, als „die Natur und ihre Gedichte.„ Recht ſchön! der Verfaſſer zeigt ſich hier als einen eben ſo groſſen Kenner der Natur als der Dichtkunſt. Zum Beweiſe führt er „die Heldengeſchichte der „großen Verliebten, die Romane an, die kei„nem andern Geſetz unterworfen ſind, als der „Zeitordnung, der Möglichkeit, der Aeſthetik „und der natürlichen Rhetorik.„ Was kocht der Mann für Gemüſe durch einander! — „Die „Heldengeſchichte ſind„ ſeiner Meynung nach „nur dadurch von den Romanen unterſchieden, „daß ſie in abgezählten Sylben, und wenn es „die Sprache erlaubt, mit Reimen erſcheinen.„ Wie lichtvoll iſt dieſes Urtheil über die erhabenſte Gattung der Poeſie!

Noch etwas von der Sprache des Herzens, die der Dichter reden ſoll. „Weil der Verfaſ-

„ſer

„ſer fühlt, daß das Herz weder nach mathema-
„tiſcher noch philoſophiſcher Methode, weder
„ſynthetiſch noch analytiſch ſpreche, und es ſei-
„ner Einſicht nach doch methodiſch ſprechen
„muß, ſo verweiſet er es S. 110. in die hiſto-
„riſche Lehrart. Die Sprache des Herzens,
„ſagt er, folgt der hiſtoriſchen Lehrart.„

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VIII. Den 9. Auguſt 1764.

Beſchluß des zwey hundert und neunzigſten Briefes.

Sie denken, die Sprache des Herzens müſſe der Stärke der Eindrücke und Empfindungen, und vermittelſt dieſer dem Geſetz der Einbildungskraft folgen. Nicht doch! wie unmethodiſch würde das Herz ſprechen! „Die Sprache des Herzens, der „Verfaſſer redt wieder, zergliedert das Bild „unſerer Regungen, wie Philoſophen Be„griffe zergliedern.„ Der V. hat ein ſeltſames Herz, wenn es ihm ſolche Dienſte thut! „Sie, (die Sprache des Herzens) mahlt ihren „Zuſtand mit Farben ab, die das Auge des Le„ſers rühren. Sie zeigt ihr künftiges Glück oder

„Unglück prophetiſch, wie Weltweiſe aus „richtigen Begriffen und Erfahrungen ſchlieſ„ſen. Sie (die Sprache des Herzens,) die „glückliche oder unglückliche Seele durchwan„dert alle Reiche der Natur. — Sie ſuchet „überall Wunder, und ſiehet Erſcheinungen. „Oft kömmt ſie gleichſam wieder zu ſich ſelbſt. „Sie ſiehet das ungereimte, und ſpöttelt. Sie „entdecket Narren und es entſtehen Satyren. „Dieſes iſt der höchſte Grad der Vernunft, „dazu das Herz fähig iſt. So bald es anfängt, „ernſthafte Wahrheiten ernſthaft zu betrach„ten, ſo bald erkaltet das Lebensfeuer zu der „Denkungsart der Leidenſchaft.„ Iſt das nicht wenigſtens Von Sens? Wo ſoll man anfangen, einen ſolchen Schriftſteller zurecht zu weiſen?

Ich verſchone Sie noch mit ſeiner Erklärung der ſchönen Denkungsart S. 66. „daß ſie in „der Abweichung der ſchönen Wiſſenſchaf„ten von der ſtrengen Regelmäßigkeit der Geo„metrie beſtehe.„ Mit dem ſeltſamen Urtheil

des Verf. S. 76. 77. „daß man Hallers Ge„dichte oft lieber lese, als die schönsten Poesien „berühmter Deutschen;„ gleich als ob Hallers Gedichte Arabisch geschrieben wären. Mit der lieblichen Erläuterung S. 24. „warum die „Matheſis applicata, impura heisse, weil sie sich „mit den wirklichen Dingen gemein mache,„ und mit tausend andern dergleichen schönen Sachen mehr.

Sie werden mir aber Dank wissen, daß ich es bey diesen Proben bewenden lasse, und sind gewiß völlig überzeugt, daß ich nicht zu viel gesagt habe, der Verfasser habe keinen Begrif von den schönen Wissenschaften, und doch die seltsame Dreistigkeit, Regeln und Plane darüber zu geben. Möchte er sich doch das Motto, womit er seine Schrift beschließt, Sapienti sat! zu Nutze machen; und da nun leider! seine Schrift einmal da ist, wenigstens den Schluß daraus ziehen, daß er genung von den schönen Wissenschaften geschrieben habe, um den Ver-

nünftigen zu zeigen, aus was für Teige sein Verstand und Geschmack eigentlich geknetet sey! — Leben sie wohl.

Zwey

Zwey hundert und ein und neunzigster Brief.

Eine Schrift mit dem etwas sonderbaren Titel: Zerstreuungen auf Kosten der Natur in einigen Sommerstunden: reitzte mich jüngst sie im Laden durchzublättern. Und ein Versprechen des Verfassers, das ich gleich auf der 5ten Seite wahrnahm, bewog mich sie durchzulesen. Nicht wahr, Sie würden eben das gethan haben, wenn Sie folgendes gelesen hätten?

„Ich werde das, was ich bey verschiedenen „Anblicken der Natur bey einigen meiner „Spatziergänge im Felde, oder in dem Gar„ten bemerket, in einer ungekünstelten Spra„che und gewiß nicht ordentlicher, als man „gemeinhin außer der Studierstube denkt, „aufschreiben. Ein schöne Unordnung, keine „poetische Prose, und keine prosaische Poesie, „womit die Thomsone, die Youngs, die „Herveys, die Dusche, die Natur von einer „hohen Höhe des Witzes zeigen, sondern die

„natürliche Gedanken, die uns, wenn wir, „ohne Abſicht tief zu meditiren, herumgehen, „am Beſten deucht — und Einfälle, die „gemeinnützig ſind, ſollen meine Sprache „ſeyn.„

Ey, dachte ich, der Mann denkt grade ſo, wie die Vernünftigen wünſchen, daß man über die Schönheit der Natur denken und ſchreiben ſolle. Die ungekünſtelte Sprache der Natur reden und doch gefallen; ſeine Mitbürger mit Wahrheiten für das Herz unterhalten, die aus der ſo ſehr verkannten Schönheit der Schöpfung hergenommen ſind, ohne in den faſt zur Mode gewordenen Schwulſt eines Hervey zu fallen; ſeine Leſer mit Gemälden der Natur ſanft begeiſtern, ihr Herz erwärmen, nicht aber ihre Imagination betäuben, und von dem dunſtvollen Unſinn der poetiſchen Proſe oder proſaiſchen Poeſie, die noch ſo manchem in Deutſchland den Geſchmack verdirbt, nicht angeſteckt ſeyn; das iſt, geſtehn Sie es nur, kein gemeines Verdienſt. Hören Sie nun, wie der V. ſeine Zuſage erfüllt hat.

Er

Er wünſcht, daß die gelehrten Naturforſcher nicht blos ihre Seele mit der Erkenntniß der Natur bereichern, ſondern auch dieſen Reichthum zum Unterricht des großen Haufens, ſowohl in dem, was das oeconomiſche als moraliſche nützliche betrift, anwenden möchten. Er empfiehlt den Predigern, ihren Zuhörern die Größe des Gottes, den ſie anbeten, auch aus dem Buch der Natur bekannt zu machen; und ſchlägt, nach Hrn. Baſedows Exempel, ſo gar vor, dem gemeinen Mann zu gewiſſen Zeiten öffentlichen Unterricht darin zu geben. Er will, daß man die Erkenntniß der Natur nicht allein allgemeiner machen, ſondern vornehmlich die Menſchen dadurch zu empfindungsvollerer Erkenntniß, Bewunderung und Verehrung des Schöpfers anführen ſolle. Eben dieſes ſey ſeine Abſicht bey dieſem Werke. Dieß ſagt er uns auf eine etwas zu umſtändliche Art mit einigen untermiſchten langweiligen Ausſchweifungen in ſeiner erſten Sommerſtunde.

Nun

„breite Feigenblätter. Ich darf meine Blösse „nicht mehr decken. Ich bin in seinen Kleidern „des Heils schon genung bedeckt. — Jenes „künstliche Labyrinth von verschnittenen Hecken „wird mich vor der Verführung meines Herzens „sichern. Ich will die Sünde dieses Labyrinth „nennen, und sie fliehen, weil sie mich von „meinem Herrn wegzaubert. — Ihr schnelle „Vögel! — Ach mit euch möchte ich gern flie„gen, und dieses Thal verlassen. Aber ich habe „auch Flügel, welche ihr nicht kennt. — Und „ich schwinge mich noch höher, wenn ich bete „u. s. w.„ werden Sie da nicht sagen, daß der Uebergang unnatürlich sey, und daß der Verfasser in das spielende erbauliche falle, welches die Imagination erhitzt, und das Herz kalt läßt, und die Quelle so vieler Schwärmerey unter den Christen gewesen ist, und noch ist? Des Unregelmäßigen im Ausdruck will ich nicht einmal gedenken! Aehnliche Uebergänge auf die Religion lesen sie auch S. 278. 289. 316-319. und in mehrern Stellen.

Noch unverzeihlicher iſt es, daß er S. 47. und 48. eine ganz falſche und erniedrigende Vorſtellung von dem Leben unſers Erlöſers auf Erden giebt. Er hat, ſeiner Meynung nach, nicht das Vergnügen auf Erden genoſſen, das wir von dem Anblick der Natur genieſſen. „Die damals noch nicht von ſeinem Opferblut „gewaſchene Erde breitete nichts als melancho„liſche Bilder ihres Fluchs und ſeiner künftigen „Marter über ihn aus. Seine Frühlinge wa„ren ihm ſtürmiſch und rauh, wenn er am rau„hen Berge für dich beten, und mit ſeinem „Vater um deine Tage kämpfen mußte. — „Die dunkeln Gräber der Propheten, — waren „oft ſeine Hütten vor der Hitze des Zorns, der „ihn verfolgte. Ihm ſangen die Vögel — aber „er entäußerte ſich des Vergnügens, ihr Opfer „als ſein Eigenthum zu ſchmecken. Das Meer „war ihm unfreundlich, — die Wüſte ver„ſammlete die bluttrunknen Ungeheuer des „Thierreichs wider ihn, und er mußte unter „ihrem Geheul, wie ein ſcheues Kind, oder

„wie

„wie ein von Gott geſchlagener Mann, mit „zitternden Füſſen, und mit weinenden Augen „wandeln. — Selten erquickte ihn die Frucht „des Weinſtocks. — Niemals vielleicht eine „andere ſchöne Frucht, oder eine reizende Sce„ne der Natur. Sein allwiſſender Geiſt mußte „von Jugend auf ſeinen künftigen Tod den„ken. — Er ſtarb immer, und ſein jugendlich „Leben war mit dem dickſten Flor der Traurig„keit umwölkt, wenn er ſich als ein bebendes „Schlachtſchaaf am Kreutz dachte.„

—Woher weiß denn der Mann das alles? Sagt uns nicht die Schrift, daß ihn Gott aus Liebe zu uns geſandt? daß ihn Gott oft ſeinen geliebten Sohn genannt, an dem er Wohlgefallen habe? Warum mußte er ſich alſo vor dem Zorn Gottes ſo oft verbergen? Und war er denn in den Gräbern der Propheten dafür geſichert? Hat es der Verfaſſer nicht empfunden, wie ſehr es die Größe des Charakters des Erlöſers der Menſchen beleidiget, daß er immer

mit

mit zitternden Füſſen und weinenden Augen gewandelt, und ſein Leben mit dem dickſten Flor der Traurigkeit umwölkt geweſen ſeyn ſoll. Konnte er wohl ein wahrer Menſch ſeyn, wenn er für die Vergnügungen der Natur ganz unempfindlich hätte ſeyn müſſen? — Doch ich höre auf. — Was kann man ſich doch auf ſeinen ſchönen Gedanken zu gute thun, wenn man einmal durch die Einbildungskraft hingeriſſen iſt!

In den kleinen Gemälden der Natur, und im Ausdruck der Empfindungen, die ſie erwecken kann, ſcheint mir der Verfaſſer glücklicher zu ſeyn. Hier werden Sie Züge finden, die ihnen gefallen werden. Aber eben dieſe lieſſen mich mehr von ihm erwarten. Und eben dieſe machen es nothwendig, das unreife nicht zu verhelen, damit der unſichre Geſchmack der Leſer nicht hingeriſſen werde, auch dieſes ſchön zu finden, und was noch ärger iſt, es nachzuahmen.

Auf der 35. u. folg. Seiten treffen Sie die Beſchreibung eines frühen Morgens an, die ſehr natürlich iſt, und wo die Empfindungen der Sache vollkommen gemäß ſind. Hier haben Sie etwas, das mir beſonders gefallen hat. Er ſpricht von dem frühen Geſang der Vögel. „Ich hörte bald einfache, bald mehr „geſtimmte Töne. Bald ſungen ſie kleinlaut — „bald als wenn Singen ihr Gottesdienſt und „ihre Nahrung wäre; aber doch noch et„was verzagt, weil der Morgen ihrem Geſang „noch nicht Anmuth und Reitzungen genung „gab. — — Und da kam ſie, die Seele der „Erde, hinter den Bergen, wie eine Braut, „langſam und beſcheiden hervor. Ich ſang „auch — und bald löſete den Geſang ein Gebet „ab — und auch dies ward oft durch nichts, „als durch Seufzer, oder tiefe ſtille Empfin„dungen ausgedruckt. — Ich fühlte etwas, was „mehr als die Gegenwart der Sonnne war, den „Schauer meines allgegenwärtigen Herrn, der „mir wieder einen Gnadentag auf der Erde

„zu-

„zugeschickt. So sey denn sprach ich, unerschöpflich im Wohlthun, und mit jedem Morgen neu an Gütigkeit, du mein Vater! — gestern und heute, und in Ewigkeit derselbe — kann ich gleich nicht so schön, noch so unschuldig singen, wie deine frühe Sänger, — ich singe dich doch — Hallelujah! — Warum kann ich nicht mehr als einmal Hallelujah singen? — nicht mehr, als dies: — Ich lobe dich — ich bete dich an! — u. s. w.„ Warum ist doch der Verfasser nicht immer in diesem natürlichen und pathetischen Tone geblieben?

Die Stelle, S. 39. u. folg. da er die Könige der Erden auffordert, eine einzige Pflanze nachzuahmen, ein verdorrtes Gräßchen wieder zu beleben, und alsdann zur Macht und Weisheit und Güte Gottes übergeht, ist lesenswürdig; und er zeigt, daß er die schönen Auftritte der Natur nicht allein bemerken, sondern auch angenehm beschreiben

schreiben und würdig anwenden kann. Doch ich werde noch einmal von diesem Buche mit Ihnen sprechen.

Briefe,
die neueſte Litteratur betreffend.

IX. Den 16. Auguſt 1764.

Zwey hundert und zwey und neunzigſter Brief.

Wenn wird doch der Geſchmack unſrer Schriftſteller geſetzter und mit ſich ſelbſt übereinſtimmiger werden? Wenn wird er doch aufhören baroc zu ſeyn? Wer weiß aber auch, ob der gute Horaz Recht hat, wenn er in ſeiner Dichtkunſt ſagt?

Sed non ut placidis coëant immitia — —
— — — —
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Können Sie wohl rathen, was unſer Verfaſſer, der ſich auf Koſten der Natur zerſtreuet, und den Sie bisher von gottſeeligen Empfindungen und vom Chriſtenthum in ſolchem feyerlichen Ton haben ſprechen hören; können Sie wohl rathen, was er ſeiner Schrift für eine Vorrede

vorgesetzt hat? Eine Sevigne würde Ihnen sagen: Je vous le donne en quatre, je vous le donne en six, je vous le donne en vingt: und Ihnen auf alles Ihr Rathen antworten: Vous n' y êtes pas. Ich will sie nicht länger warten lassen. Hören Sie denn.

Die Vorrede besteht in einer Sammlung von Briefen, worin Hans Vielleicht, Nikolaus Billig, Faustus Wahrsager, Pankratius Grammatikus und andere ihres Gelichters, in dem Ton, daran sie sich in unsern mittelmäßigen Wochenschriften gewöhnt haben, über diese Zerstreuungen ihr Urtheil fällen. Sie werden sich wundern, daß diese Scherbensammlung (denn so nennt der Verfasser diese Briefe selbst, und vergleicht sie also sehr witzig mit dem Ostracismus der Athenienser,) dem Leser sehr ernsthafte Betrachtungen und Empfindungen über die Natur und Religion ankündigen soll. Sie werden sich wundern, daß ein Mann, der einigen Geschmack und gesundes Urtheil haben will; der Seite 65. und folg. von den übernatürlichen Wirkungen der Gnade Gottes mit großem Ernste

Ernſte ſpricht; und Herrn Spaldings Hypotheſe davon, in ſeinem Buche: Von dem Werth der Gefühle im Chriſtenthum, mit faſt myſtiſchen Gründen zu widerlegen ſucht; Sie werden ſich wundern ſage ich, daß ein ſolcher Mann dieſe Scherbenſammlung habe veranſtalten können, ohne das abſtehende derſelben zu fühlen? Genung, ſie ſteht da, und der Verfaſſer ſcheint ſich ſogar auf dieſen Einfall was zu gute zu thun.

Doch er kann ſich vertheidigen. Er kann behaupten, daß er ſich ſelbſt in dem größten Theile ſeiner Schrift gleich bleibt. Denn wirklich herrſcht dieſe abſtehende Abwechſelung durch ſein ganzes Buch hindurch. Der Verfaſſer betrachtet die Natur, prediget, dichtet, ſpricht von chriſtlichen Empfindungen, ſchildert, ſcherzt, ſatyriſirt, und verfällt wieder auf die Schönheiten der Natur, erzählt Fabeln, und das alles in einer Sommerſtunde, die einen Raum von anderthalb Bogen einnimmt. Ich weiß nicht, ob ich mich irre. Es ſcheint aber, daß ſich der Verfaſſer durch den Titel, Zerſtreuungen, ſatiſam berechtiget geglaubt hat, ohne

Plan und Zuſammenhang zerſtreute Gedanken zuſammen zu tragen, ſo wie ſie ihm nur aus ſeiner Beleſenheit oder durch allerley Veranlaſſungen eingefallen ſind. Einen methodiſchen Plan, wo die Form in die Augen fällt, wird man freylich nicht fordern. Aber den Plan wird man von ihm, nach dem Zweck den er ſich vorgeſetzt hat, erwarten. Der Anblick der Natur, der ihn zu Betrachtungen veranlaßt, muß ſchön und in einem neuen Geſichtspuncte geſchildert ſeyn; die Betrachtungen darüber müſſen aus ſeiner Empfindung ſelbſt über dieſen Anblick entſpringen, und nicht unwichtig, nicht gemein, nicht unreif hingeworfene Gedanken ſeyn, ſondern ihre Wahrheit mit ſich führen und einleuchten; die Uebergänge zu religiöſen Empfindungen müſſen natürlich, aus der Sache ſelbſt hergenommen ſeyn, und in richtigen und geläuterten, nicht ſyſtemmäßig, noch weniger ſchwülſtig ausgedruckten Regungen beſtehen; und ſollen philoſophiſche Unterſuchungen mit eingemiſcht ſeyn, ſollen Schilderungen von Charakteren der Menſchen auch Platz finden; ſo müſ-

en jene weder nur flüchtige Urtheile enthalten, noch dieſe die Farbe des Ernſtes, und den Anſtand, die das Ganze kleiden ſollen, verlieren.

Zur Probe will ich Ihnen ſeine vierte Sommerſtunde im Auszuge darlegen, und Ihnen das Urtheil ganz überlaſſen, ob der Verfaſſer ſeinen Plan überdacht; ob er gar einen habe, oder nicht? Ob er ſich nicht im engſtem Verſtande auf Koſten der Natur, ja noch mehr auf Koſten der Gedult ſeiner Leſer zerſtreue.

Es iſt ein Geſpräch mit Seraphion, ſeinem Buſenfreunde, „deſſen Empfindung nicht Natur „iſt. Die Gnade hat ſein menſchlich Gefühl „erhöhet, u. dergl.

Dieſer geräth auf die Materie, daß der Chriſt, der von der Gnade Gottes in Chriſto gewiß ſey, die Natur erſt recht genöſſe. Denn wäre er es nicht, ſo würde ihm der Schöpfer der Natur ſo nahe nicht ſeyn; die Schönheiten der Natur ihn nicht gegen die Angriffe des Gewiſſens vertheidigen: ſo würde er keinen beſſern Ort haben, wenn die Wieſen im allgemeinen Brande der Natur zerrieben würden; noch jetzt mit

Freudigkeit ſein Weinglas leeren. Nun aber der Vater der Natur ſein zweyter Vater in Chriſto ſey, freue er ſich noch mit einemmal ſo viel heiliger Freude über die Wohlthaten der Schöpfung. — Ich zeichne Ihnen ſeine Hauptgedanken, und mit ſeinen eigenen Worten aus.

Der Freund beſtätiget dieſe Gedanken, und zeigt den Vorzug des Vergnügens eines begnadigten Menſchen vor dem ſündigenden Wollüſtling, der ſich doch eben deswegen der Bande der Gnade entſchlägt, weil er in ihnen kein Naturvergnügen zu genieſſen hoft. Der begnadigte geht auf der durch Chriſtum geheiligten Erde. Er hat auf ſeinen Spatziergängen einen lebhaftern Eindruck von der Allgegenwart Gottes, denn ſie ſind mit der Idee umflochten, daß er in dem Lufikreiſe ſeines ewig geliebten Herrn wandelt. Die Gnade giebt ihm auf ſeinen einſamen Gängen neue Antriebe zur Rechtſchaffenheit. Der Glaube macht ihn gefällig ſich an die Schwierigkeiten in der Natur nicht zu ſtoſſen. (Man ſolte denken, daß es ſich umgekehrt verhalte.) Er ſieht die phyſikaliſchen Betrach-

trachtungen als das erſte Alphabeth an, woraus mit Hülfe der Offenbarung der ganze Gott erklärt wird.

Seraphion unterbricht ihn, er ſiehet einen neuen Vorzug, den Gott nach der Religion hat. In der Natur ſcheint er nur ein Gott aller Geſchöpfe überhaupt zu ſeyn, in der Religion iſt er ein Gott für die Menſchen. Sonderbarer Vorzug! und worinn zeigt er ſich? Er hat an die Bäume, Inſekten und Thiere kein Buch geſchrieben; keine Propheten geſchickt; Jeſus Chriſtus hat ihnen kein Exempel zur Nachfolge hinterlaſſen. — Sie denken vielleicht ich will dem V. hier etwas aufbürden? Leſen Sie ſelbſt. Es ſind Seraphions eigene Worte.

Seraphions Freund hat vermuthlich dieſes Geſchwätz nicht ausſtehen können, denn er lenkt das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, und läßt ihn den Umſtand bemerken, daß der Genuß der Natur unſre Empfindungen mildere, unſer Herz ſanft und zärtlich gegen andere mache, und uns in eine ſanfte Schwermuth verſetze, welche zur Ausbildung unſers Charakters

viel beytrage. — Dieſe Bemerkung iſt gut, aber es gefällt ihm, ſie gleich wieder zu verlaſſen.

Seraphion nimmt abermals das Wort, und kömmt, ich weiß nicht wie, auf den Vorzug den die Natur vor guten Schauſpielen in Bildung edler Empfindungen habe; er deklamirt ſehr dawider, daß man ſie als Bekehrungsmittel anpreiſen wolle, da ſie doch nur Erdichtungen wären; und ſieht es als die größte Verderbniß des Herzens an, daß man ſich jetzt durch Erdichtungen bilden wolle, und bey wahren Begebenheiten in der Religion ganz unbeweglich ſey. — Wie unbeſtimmt iſt das gedacht! Die Religion wird in ihren wahren Verehrern Empfindungen der Andacht und Gottſeligkeit erwecken; die Betrachtung der Natur wird uns ehrerbietig gegen Gott, ſanft und beugſam gegen andere machen, und gute Schauſpiele können uns zur Großmuth, zum Mitleiden und zu guten Sitten bilden, und bürgerliche Tugenden in unſer Herz pflanzen.

Sie ſtehn auf, und kehren wieder nach Hauſe; nachdem Seraphion den Auftritt mit einem

kurzen

kurzen Gebet beſchloſſen hat, das meiſt aus unrichtigen Allegorien beſteht, und ſich damit endiget, daß er alle diejenigen für Maulwürfe und Nachteulen ſchilt, welche ſich muthwillig einäugig machen, d. h. welche Gott nur bloß in der Natur ſehen.

Sie gehen nach Hauſe, und die wohlthätige Einrichtung der Natur in Abwechſelung des Tages und der Nacht wird gegen die gerechtfertiget, die ſich darüber beklagen, daß es nicht beſtändig Tag iſt. — Haben Sie ſolche Klagen jemals im Ernſt gehört?

Seraphion wird über das Quacken der Fröſche böſe, und das giebt ſeinem Freunde Gelegenheit, ihm die Gebart derſelben zu erklären, wodurch Seraphion mit dieſen Thieren verſöhnt wird, und hierauf von den Sternen und Planeten und deren Bewohnern ſpricht. Bey Erwähnung der Sterne, die ſonſt geſehen worden und nun verſchwunden ſind, verfällt ſein Freund ganz natürlich auf die Gelehrten, die plötzlich einen großen Ruf erhalten, und bald wieder vergeſſen werden. Zum Exempel wird

Thomaſius (wie mich dünkt ſehr unglücklich) angeführt. Beyde verachten die papierne Unſterblichkeit; und verfallen wieder auf die Planetenbewohner, über deren Natur, nach Leib und Seele, philoſophirt wird. Seraphion geräth wieder auf die Erde, und ſieht ſie, deren Schönheiten er doch vorher geprieſen hatte, für das Land des Elends und der Thränen an. (— Es muß ihm entfallen, was er eben von dem Vorzug begnadigter Menſchen geſchwatzt hatte. —) Sein Freund widerlegt ihn, und behauptet, daß unſre Einbildung uns die Welt elend mache, und beweißt ihm, daß die Bewohner des Mondes auch Uebel empfinden. Mitlerweile kommen ſie zu Hauſe an, und es wird dem Seraphion ein groß Stück aus einem ungedruckten Gedichte vorgeleſen, worin der Dichter ſeine unzufriedene Klagen dadurch widerlegt, daß es die Leute im Mond und in den übrigen Planeten vielleicht noch ſchlechter haben. Ein wohlthätiges Gewitter verhindert ein weiteres Vorleſen, und führt auf vermiſchte Betrachtungen über die Furcht der Menſchen

vor dem Gewitter. — Einige Gedanken darunter über den Nutzen dieser Furcht, S. 123. 124. würden Ihnen nicht ganz mißfallen. — Dieses wird mit Herrn Cramers Ueberſetzung des ſechs und vierzigſten Pſalms beſchloſſen. Seraphion will dieſe Ode kritiſiren, ein ſchneller Blitz läßt ihn ſeine Kritik vergeſſen und nun wird über die Schnelligkeit des Blitzes, und die noch größere Schnelligkeit der Gedanken vieles geſprochen, mit einer ſonderbaren Umſtändlichkeit die größere Geſchwindigkeit der Gedanken vor der Geſchwindigkeit des Lichts und des Schalls bewieſen, und vom Seraphion aus dieſer Geſchwindigkeit eine Folge für die Moralität unſerer Handlungen gezogen, welche geprüft zu werden verdient.

Da haben Sie den ganzen Inhalt dieſer Sommerſtunde in ſeinem Zuſammenhange. Urtheilen Sie nun, ob die Betrachtungen wohl herbeygeführt ſind, oder ob ſich der Verfaſſer vielmehr auf Koſten der Natur gar zu ſehr zerſtreut, und jedem Einfalle, der ihm kam, überlaſſen hat?

Sie

Sie werden auch aus einigen angeführten Ausdrücken des Verfaſſers bemerkt haben; daß er, wenn er mahlen will, ſeine Farben nicht wohl zu miſchen weiß. Hier haben Sie noch ein paar Proben: „Die Luft liſpelt den Son„nenſtralen den Sieg weg,„ S. 95. „Den „Saamen des neuen Lebens hat Gott in mir „enzündet,„ S. 98. Ein recht ſchönes ländliches Gemälde S. 135. 136. beſchließt er damit, — „unſer Herz redete mehr in ſtummen „Empfindungen, und lies diesmal dem Auge „ſeine Wolluſt, ohne ſie durch Betrachtungen „zu erhöhen.„ Wenn der Verfaſſer etwas hat ſagen wollen, ſo kann es nur das ſeyn: das Herz überließ ſich ſo ſehr dem wollüſtigen Gefühl, das dieſer reitzende Anblick erweckte; daß es uns gar nicht einfiel, moraliſche Betrachtungen darüber anzuſtellen. — Und dann hatte das Herz vollkommen Recht. Aber was heißt das? das Herz läßt dem Auge ſeine Wolluſt ohne ſie durch Betrachtungen zu erhöhn? — Doch ich will dieſe Liſte nicht weiter fortſetzen.

Wenn

Wenn ſich der Verfaſſer vor dieſen unrichtigen Zügen hütet, wird er kein unangenehmer Mahler der Natur werden. Sein Styl iſt frey und ohne Steifigkeit; ſeine Gemälde ſind von der Natur ſelbſt abgeſchildert; und ſeine Beſchreibungen von den Veränderungen der Natur an Thieren und Pflanzen ſimpel, und ſo, daß ſie dem Leſer auch zur Bekanntſchaft mit der Natur Luſt machen. Wenn er aber moraliſche und chriſtliche Betrachtungen hinzufügt, ſo wünſchte ich, daß iene geprüfter und dieſe geläuterter ſeyn, und dieienige Reife des Geſchmacks verrathen möchten, welche nicht allein zeigt, daß man viel gute Schriften geleſen, ſondern ſie auch mit Prüfung geleſen, und fremde Gedanken ſich zugeeignet, und mit dem Gepräge ſeines eigenthümlichen Charakters bezeichnet habe.

In ſeiner Stelle würde ich lieber nach der Ehre getrachtet haben; ein richtiger und ernſthafter Mahler der Natur zu ſeyn, als durch untermiſchte Fabeln, durch unintereßante ſatyriſche Schilderungen, durch ſpashafte Anzeigen

von ſchönen neuen Sachen, die auf allen Meſſen zu erfragen ſind, S. 178. u. f. durch den nunmehro ſehr abgetriebenen Packeſel der Verfaſſer des Menſchen S. 183. und andre ſolche Sächelchen, meinen Gemälden ihre Würde zu rauben, und ihnen ein groteskes Anſehen zu geben. Hat er aber in dieſer Schrift, als auf einer ausgebreiteten Leinwand, verſchiedene Proben von ſeiner Zeichnungskunſt und Farbenmiſchung in allerley Arten der Mahlerey vor der Welt ausſtellen, und ihr Urtheil erfahren wollen, zu welcher Art ſie ihn am geſchickteſten halte; ſo wünſche ich, daß er alsdenn auch die Art recht ſtudiere, welcher die Kenner Beyfall ertheilen; jeden andern Ton aber verbanne; und ſeinem Genie und Geſchmack ſolch eine buntſcheckigte Compoſition unwürdig halte — Möchte er doch die Sittenlehre ſeine Nelke S. 290. nicht vergeſſen!

Nachſchrift: Wollen Sie noch wiſſen, was unſer frommer Mahler der Natur für ſchöne neue Sachen anzeigt, die auf allen Meſſen zu erfragen ſind? Sie können ſich keinen Begriff

davon

davon machen? Meinetwegen! hier haben Sie Proben:

Sachen, so zu verkaufen sind:

„Ein einträgliches Amt zwischen X und Z = = „die Liebhaber können sich zu bemeldter Zeit „und an bemeldtem Orte einfinden, ihren Both „und Ueberboth verlautbaren, und falls derselbe annehmlich ist, des ohnfehlbaren Zuschlages gewärtig seyn.„

Verlautbarungen:

„Der Herr Kammervogt V = = meldet seinen respektiven Schuldnern, daß er sich nunmehr auf der Festung Spandau aufhalte.„

Nachrichten, die verlangt werden:

„Ein Autor ersucht alle dienstfertige Herzen, „die aus Erfahrung wissen, daß der Hunger „wehe thut, ein Verzeichniß der reichsten und „gütigsten Mäcenen im ganzen Lande, denen „er seine Werke mit nöthiger Erhebung ihrer „bekannten und unbekannten Verdienste zueignen kann, an ihn auszufertigen. Allenfalls „möchte er auch einen guten Verleger kennen „lernen.„

Neue Bücher:

„Auszüge aus den Auszügen der Auszüge „der Wolfischen Weltweisheit. Dies ist ein „sehr nutzbares Schulbuch, worinn der große „Wolf ins kleine gebracht ist. Man hoffet, „daß er mit der Zeit noch kleiner gemacht wer„den kann.„

Verbinden Sie mich nicht, mehr abzuschreiben. Hätten Sie dergleichen schöne Sachen wohl bey einem Manne vermuthet, der anfangs verspricht: „Ich werde das, was „ich bey den verschiedenen Anblicken der Na„tur — bemerket, in einer ungekünstelten „Sprache — aufschreiben.„ Noch ärgerlicher ist es, daß vieles von diesen schönen Sachen noch dazu so alltäglich ist.

Tz.

Briefe,
die neueſte Litteratur betreffend.

X. Den 23. Auguſt 1764.

Zwey hundert und drey und neunzigſter Brief.

Ob wir ſchon ſo viel klaßiſche Schriftſteller haben, daß ihre Menge Auszüge der beſten Werke derſelben nothwendig machte, das würden Sie freylich gerne mit mir bejahen, wenn Sie nur könnten. Ihre Anzahl, zumal wenn blos von Dichtern die Rede iſt, iſt klein genung, daß ſie nicht auch von angehenden Leſern, die ihren Geſchmack bilden wollen, ganz geleſen werden könnten, wenn ſie ihnen durch ein bewährtes Urtheil ausgezeichnet worden.

Indeſſen hat ſich doch jemand gefunden, der in einer poetiſchen Bibliothek *) die beſten Werke

*) Poetiſche Bibliothek zur Ehre der Deutſchen nebſt einer kurzen Anweiſung zur Poeſie nach den Grundſätzen des Herrn Batteux, Heilbronn. I. Band 1762, II. Band 1763.

Werke unſrer guten Dichter hat ſammlen, und den Deutſchen die Kenntniß derſelben erleichtern wollen; und zween Bände ſind bereits davon erſchienen. Unſer hauptſächlichſtes Vorhaben,„ ſagen die V. in der Vorrede, „iſt, die guten deutſchen Dichter ſo allgemein zu machen, als ſie es „verdienen; da es ſo viele unter uns giebt, die „ſie nicht allein nicht kennen, ſondern ſich wohl „gar eine Ehre daraus machen, ſie nicht zu verſtehen. — Zu dieſem Endzweck werden wir „die Regeln jeder Dichtungsart feſtſetzen, ihre „Geſchichte erzählen, die Leben und Charaktere „der vornehmſten Dichter anführen, und bey „den Deutſchen die beſten Werke in Auszügen „mit beyfügen.„ — Gut, es ſey drum. Wenn die Regeln beſtimmt und richtig, die Charakteriſirung der Dichter ihrem Genie angemeſſen, und die Wahl ihrer Werke mit Geſchmack getroffen iſt, ſo kann dies Unternehmen in mehr als einer Abſicht nützlich ſeyn.

Von jeder Dichtungsart ſind die Grundregeln aus dem Batteux nach Hrn. Ramlers Ueberſetzung genommen, und den geſammleten Gedich-

ten in einem kurzen Auszuge vorgeſetzt worden, dabey ich mich aber nicht aufhalten will. Sie wollen gewiß lieber wiſſen, wie die V. ſelbſt urtheilen, und was ſie in ihrer Wahl für Geſchmack zeigen. Wo ſie nicht ſelbſt urtheilen, welches ſelten geſchicht, berufen ſie ſich auf das Urtheil eines Ramlers, Schlegels, auf die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und auf dieſe Briefe. Hrn. Gellerts Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten, und Hrn. Schlegels Abhandlungen von der Nothwendigkeit den Geſchmack zu bilden, und von der frühzeitigen Bildung des Geſchmacks, die er ſeiner Ueberſetzung des Batteux angehängt hat, ſind in dieſem Auszug eingeſchaltet. — Doch das kennen Sie alles ſchon. Ich komme alſo auf die V. ſelbſt.

Nach Batteux Ordnung machen die erzählenden Gedichte den Anfang, und unter dieſen die äſopiſche Fabel. Wenn die V. den Grund, warum blos allegoriſche Perſonen, als der Hr. Verſtand und die Frau Einbildungskraft,

von dieſem Theater ausgeſchloſſen werden müſſen, darin ſetzen, weil ſie mit Unglück verſucht worden, ſo ſcheinen ſie wohl nicht den rechten Punkt getroffen zu haben. Die Urſach liegt vielmehr in der Natur ſolcher Erdichtung ſelbſt. Die Perſonen einer Fabel müſſen ſinnliche Weſen ſeyn; deren Charakter kann ohne Mühe erkannt werden; die Fabel wird daraus gleich verſtändlich; die Wahrſcheinlichkeit der erdichteten Geſchichte leuchtet in die Augen, und der allgemeine moraliſche Satz, der darin liegt, wird für jeden Verſtand treffend. Ganz anders iſt es mit abſtrakten Dingen beſchaffen, die perſonificirt und in einer Fabel aufgeführt werden. Die wenigſten Leſer kennen die charakteriſtiſchen Züge eines abſtrakten Begrifs, noch wenigere können ſich ein ſinnliches und handelndes Weſen darunter vorſtellen; die Handlungen ſolcher allegoriſchen Perſonen werden ihnen daher unverſtändlich, ſie verſtehn nicht, wie eine aus der andern erfolgt, und ſehn alſo auch die Wahrſcheinlichkeit der Fabel nicht ein; wie ſollten ſie den allgemeinen Satz, den die Handlung der Fabel ausdruckt,

druckt, finden können? Eine Fabel von allegoriſchen Perſonen möchte alſo übrigens noch ſo regelmäßig ſeyn, ſo würde ſie doch mit Unglück verſucht werden. Sie würde ihres Zwecks verfehlen, allen Arten von Leſern in einer faßlichen Geſchichte und ohne Mühe, ja ſelbſt wider ihr Vermuthen eine Sittenlehre recht treffend ins Herz zu drucken. Warum findet man überhaupt allegoriſche Fabeln und Dramata langweilig? Man verſteht ſie nicht. Man kann entweder die Charaktere der handelnden Perſonen nicht finden, oder es koſtet uns zu viel Mühe und tiefſinnige Vergleichungen, ſie zu finden. Und zu ſolcher Mühe iſt man grade zu der Zeit nicht aufgelegt. Man erwartet was ungeſuchtes, das durch die Augen oder Ohren gleich ins Herz geht.

Die Fabeldichter, aus denen im erſten Bande, und im Anfange des zweyten Auszüge mitgetheilt werden, ſind Hagedorn, Lichtwer, Gellert, Gleim und Leßing. Nun hätte man es wohl von den V. dieſer Bibliothek erwarten können, daß ſie den charakteriſtiſchen Ton, wodurch ſich dieſe Dichter unterſcheiden, angege-

ben, und durch eine freymüthige und gründliche Kritik die Wahl derjenigen Stücke, die ſie in ihre Sammlung aufgenommen, gerechtfertiger hätten. Dies würde ihr Buch ſehr brauchbar gemacht haben. Aber von Hagedorns Fabeln ſagen ſie nicht ein Wort. Und Hagedorn hat ſich doch, ob er gleich wenige von ſeinen Fabeln ſelbſt erfunden hat, die Erfindungen durch die Ausbildung und Wendung derſelben nach ſeinem Perſonalcharakter, zu eigen gemacht. Seine meiſten Fabeln ſind mehr ernſthaft als aufgeräumt. Die Freyheit, die er ſelbſt ſo hochſchätzte, druckt ſich auch ſeinen Fabeln ein. Mit der geſetzten Mine eines Mannes, der das was mißfällig iſt, bey ſeinem Namen nennt, ſagt er auch von geehrten Laſtern ohne Rückhalt und mit Ernſt ſeine Meynung. Wenn Gellert lachend ſpottet, ſtrafet er mehr mit dem ernſten Weſen eines Sittenrichters. Seine Satyre iſt ſelten ſcherzend, ſondern dreuſt, ohne doch bitter zu ſeyn. Und wenn man viele ſeiner Fabeln lieſt, glaubt man eher ein Lehrgedicht als eine Fontäniſche Fabel zu leſen.

Von

Von Lichtwers Fabeln finden Sie hier die, welche die Verf. der Bibliothek der schönen Wissenschaften für die Vorzüglichsten gehalten haben, und ein Auszug aus ihrem Urtheil *) ist dieser Sammlung vorgesetzt. Gellerts Fabeln sind zu kurz und allgemein beurtheilt. Ausser dem Naiven, und dem feinen Scherze, welches beydes er mit dem Fontäne gemein hat, behält er auch bey seinem Erzählen eine ihm eigene unschuldige Mine, als ob er nicht wüste, daß er etwas angenehmes oder Satyrisches gesagt hätte. Sein sanfter Charakter hat ihn auch auf solche Erzählungen geleitet, die ins tragische fallen, und dem Leser Thränen ablocken. Und dieses Sanfte, und zuweilen Weichliche seines Charakters blickt überhaupt durch alle seine Erzählungen durch, und giebt ihnen den eigenthümlichen Ton, der sie, wie mich dünkt, von allen andern unterscheidet. Es ist mir übrigens vorgekommen, als ob die Verf. am Ende der Sammlung, die sie von seinen Fabeln geben, einige angehängt hätten, die zwar von ihm

 sind,

*) Im 3. Bande, 1. St.

ſind, die er aber ſelbſt nicht für reif genung gehalten hat, ſie unter ſeinen Werken der Nachwelt aufzubehalten. Weil ich ſeine Fabeln nicht bey der Hand habe, will ich es nicht für gewiß behaupten. Sehen Sie mahl nach. Die Verf. würden nicht Recht daran gethan, und ihrer Abſicht zuwider gehandelt haben.

Es folgt Gleim, deſſen Fabeln genauer beurtheilt ſind, die V. haben aber auch dieſes Urtheil wie ſie ſelbſt anzeigen, der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften *) zu danken. Wie es denn überhaupt ſcheint, als ob die V. nicht ſelbſt ein beſtimmtes Urtheil haben wagen wollen. Leßings Fabeln iſt ein Auszug aus der Recenſion derſelben im 70ſten dieſer Briefe vorgeſetzt worden. Weil aber dieſer Brief eigentlich über die Fabeln kein Urtheil gefället, ſondern nur bey dem weſentlichen ſeiner angehängten Abhandlungen über die Fabel ſtehn geblieben iſt, ſo haben es die Verf. auch unterlaſſen, Ihr Urtheil zu ſagen. Sie finden alſo kein Wort von der in dieſen Fabeln herrſchenden

Kürze

*) Siehe Bibl. der ſch. Wiſſ. 3. B. 1. St. S. 321.

Kürze und Simplicität, die durch den von des Verf. Genie unzertrennlichen Witz durchgehends belebt iſt, der mehr gefällt, als mißfällt, weil er dem Dichter ſo natürlich iſt. Sie finden auch keine Anzeige von der Kunſt zu dialogiren in dieſen Fabeln, die, meiner Meynung nach, dem V. vor andern Fabeldichtern einen beſondern Vorzug giebt. Wenn einmal eine poetiſche Bibliothek zur Ehre der Deutſchen geſammlet werden ſollte, ſo würde man den Geſchmack der Leſer haben leiten, und zugleich den deutſchen Dichtern, aus deren Werken die Sammlung gemacht wurde, würklich Ehre haben erweiſen können, wenn man eines jeden Genie charakteriſirt, und das eigenthümliche ſeiner Dichtungsart zuverläßig beſtimmt hätte. So wäre dieſe Bibliothek recht nützlich, ja auch ſchätzbar geworden. Doch das iſt freylich nicht jedermanns Ding.

Auf die Fabeln folgen Schäfergedichte S. 115. des zweyten Bandes. Einige Idyllen von Kleiſt und Geßner, und das Band von Gellert machen die ganze Sammlung aus.

An dieſer Art Gedichten wären wir alſo noch arm. Wir haben nur den einzigen Geßner. Der ſeelige Kleiſt hat nur wenige hinterlaſſen. Und das Band iſt eigentlich kein Schäfergedicht, ſondern ein Schäferſpiel, und gehört folglich zur dramatiſchen Poeſie. Die V. müſſen es aus der Acht gelaſſen haben, daß ſie hier erſt die erzählenden Gedichte nach der im Batteux beliebten Ordnung ſammlen wollen. — Meynen Sie wohl, mein Freund, daß Hr. P. Gellert dieſes Drama mit unter ſeine beſten Stücke rechnen ſollte? — Unter Geßners Idyllen habe ich den zerbrochenen Krug, eine Idylle die im wahren antiken Geſchmack Theokrits iſt, und aus dieſer Urſach in gegenwärtiger Sammlung eine Stelle verdient hätte, zu meiner Verwunderung vergeblich geſucht.

Nun vom epiſchen Gedicht. — Was von epiſchen Gedichten in dieſer Sammlung zur Ehre der Deutſchen enthalten ſey, fragen Sie? — Nichts. — Nichts? Haben wir denn keine Epopee, die unſrer Nation Ehre macht? Ja, mein Freund, die V. haben es nicht für

gut

gut gefunden, etwas davon zu erwähnen. „Wir „erwarten noch, ſagen ſie, die Vollendung von „Klopſtocks Meßiade, alsdenn kann man erſt „davon urtheilen.„ Vom ganzen Plan! das iſt wahr. Aber man ſieht doch ſchon eine groſſe Anlage des Plans in den zehn vorhandenen Geſängen; man ſieht, wie weit er die Kunſt der Anordnung verſteht; wie er ſeine Materie ausbildet; ob er in Charakteriſirung ſeiner Perſonen ein richtiger Zeichner ſey; ob er den Charakter behalte; ob er glücklich epiſodire oder nicht. Von allem dem kann man urtheilen. Und wollten ſich die V. nicht darauf einlaſſen, es als ein epiſches Gedicht zu beurtheilen, ſo verdiente doch der Dichter, als Dichter, beurtheilt zu werden. Auszüge von ſeinen poetiſchen Gemälden, darinn er ſo einzig die Empfindungen des Herzens ſchildert, Proben von ſeinen originalen Gleichniſſen, von der Götterſprache ſeines Gedichts, von der Wahrheit und Poeſie ſeines Ausdrucks u. ſ. w. würden dieſe poetiſche Bibliothek nicht verunſtaltet, und den Geſchmack der Leſer nicht verdorben

haben.

haben. Sollte es Ihnen hierbey nicht einfallen, daß die V. wohl aus keiner andern Urſach ſo ſicco pede darüber weggegangen ſind, als weil ſie keine Vorgänger im Urtheilen über dieſes Gedicht vor ſich gefunden haben? Lieber haben ſie dieſe rem arduam ganz unangetaſtet laſſen wollen.

„Er hat einen großen Geiſt, fahren ſie fort, „den das Heldengedicht verlangt, ſo viel kann „man ſehen.„ Wie ſuperficiell iſt das geſagt! Aus dem, was von der Meßiade vorhanden iſt, kann man ſchon ſchlieſſen, ob der Verf. Genie zur Epopee habe oder nicht; ja man kann ſchon ſagen, was er für ein Genie ſey, und durch welche Züge er ſich von andern epiſchen Dichtern unterſcheide. „Da er allein„ endigen ſie, „für das Herz ſchreibt, ſo muß er auch „allein durch daſſelbe beurtheilt werden.„ Verſtehn Sie das? ein epiſcher Dichter, der allein für das Herz ſchreibt? Hieſſe es: Klopſtock iſt ein Dichter, deſſen Phantaſie durch ein gefühlvolles Herz erwärmt iſt; ſo würde ich es angemeſſen finden. Und wie kann denn wohl

eine

eine Epopee allein durchs Herz beurtheilt werden. Ohne ein fühlendes Herz wird keine Epopee richtig beurtheilt werden; aber das Herz allein wird ein schlechter Richter seyn. — Man sieht, wie verlassen sich die Verf. hier gefühlt haben, da sie mit ihren Augen allein haben sehen sollen.

Und warum wird der Noah ganz mit Stillschweigen übergangen. Diese fehlerhafte Epopee hätte hier grade am rechten Ort nach den im Auszuge vorausgeschickten Regeln der epischen Poesie aus dem Batteux kritisiret werden und zugleich den schönen Stellen darinn, durch einen geprüften Auszug, Gerechtigkeit widerfahren können. Von Geßners Tod Abels, davon sie blos das wiederholen, was die Verf. der Bibl. der schönen Wissenschaften (*) davon gesagt haben, konnte man auch mit Recht Auszüge erwarten. Was unsre Nachbarn bereits schätzen und in ihre Sprache aufnehmen, verdient es auch wohl, in eine Bibliothek zur Ehre der Deutschen aufgenommen zu werden.

Dagegen würden die meisten Leser den Verfassern die beyden komischen Heldengedichte, der Renomist und Marner in der Hölle, welche

(*) 4. Band 2. St.

welche ganz eingerückt sind, gern geschenkt haben. Denn obgleich ersterm Erfindung, Charakter und poetische Gemälde nicht abgesprochen werden können, so ist doch der Gegenstand selbst der feinern Welt so mißfällig, und der Ehre der Deutschen so verkleinerlich, daß das Gedicht blos um deswillen der Sammlung nicht hätte einverleibt werden sollen. Und das zweyte sticht gegen den Phaeton, der in dieser Sammlung vorhergeht, und eine so glückliche Parodie von dem Phaeton in Ovids Verwandlungen ist, so sehr ab, daß sie um des Verfassers Ehre willen nicht neben einander hätten gestellt werden sollen.

Ein Werk, darinn das Genie unsrer deutschen Dichter charakterisirt, die unterschiedenen Nuamen ihrer Dichtungsarten bestimmt, und die Richtigkeit ihres Geschmacks geprüft würde, worinn alsdenn dieser Prüfung gemäß ihre besten Stücke mit strenger Wahl gesammlet würden, — ein solch Werk würde ein feines Bibliothekchen zur Ehre der Deutschen, — aber auch nur ein Bibliotheckchen — seyn.

C.

Zwey hundert und vier und neunzigſter Brief.

Einen deutſchen Fielding wünſchten Sie einmahl zu ſehn? der die Sitten der Deutſchen eben ſo genau zeichnete, als iener die Sitten der Engelländer gezeichnet hat? Ja, wenn unſre Schriftſteller nur erſt die Sitten der Deutſchen kennten; wenn ſie nur wüſten, worinn ſie überhaupt den Charakter ihrer Nation ſuchen ſollten. Es iſt noch einem Genie vorbehalten, die charakteriſtiſchen Züge, wodurch ſich unſre Nation von andern unterſcheidet, nach dem Leben zu ſchildern, und die mannigfaltigen Schattirungen, darinn ſie ſich in den verſchiedenen Provinzen dieſes groſſen Reichs abändern, treffend darzuſtellen. Dann, und dann erſt werden wir Fieldings haben. Sie dürfen Sich alſo gar nicht wundern, daß unſre allezeit fertige Nachahmerzunft von Schriftſtellern ſich noch nicht gewagt hat, weder Fieldings Romane ſelbſt, noch einmal ſeiner häufigen Engliſchen Nachahmer

ahmer ihre nachzustümpern. Es fehlt Ihnen an Stoff dazu. Ohne Kenntniß der Welt und ohne Kenntniß ihrer Nation, oft kaum mit ihrer kleinen Geburtstadt recht bekannt, befinden sie sich gleich in einer dürren Wüste, so bald sie auch nur die Anlage zur Geschichte eines Romans machen sollen. Der Herr Schriftsteller hat ausser seines Vaters Hause eine Universität gesehn, ein paar Schulfreunde gekannt, ein paar Professoren in ihrer akademischen Würde von ferne erblickt: und nun will er Sitten mahlen und Charaktere schildern. Wo soll er sie hernehmen? Die Franzosen und Engelländer bestehlen? Recht gut; wenn man nur eine Geschichte dazu hätte, wo man sie anbringen könnte. Verzweifelt, daß keine aufzutreiben ist!

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 30. August 1764.

Beschluß des zwey hundert und vier und neunzigsten Briefes.

Ich ergötze mich oft mit dem Gedanken, daß viele unsrer Empfindung- und Nachtgedankenschreiber bey dem ersten Anfalle ihrer Schreibesucht zuerst eine Lüsternheit zum Romanschreiben gehabt haben. Ein Roman geht gut ab; der Verleger nimmt ihn gern; solch ein Thomas Jones ist doch ein drolligtes Ding, das sich bey müßigen Stunden bald hinschreiben läßt. Die Feder wird angesetzt; das kleine Schullesben, auf dessen Schwänke man noch mit so vielem Wohlwollen zurückblickt, wird beschrieben; Der Held geht auf die Universität, verliebt sich, der Himmel weiß, in wen, und nun — — Ja nun, geräth die Arbeit ins Stecken! der

arme Schriftſteller martert ſich. Was ſollen nun für Begebenheiten folgen? In welche Situationen ſoll er ſeinen Held ſetzen? Wie die Geſchichte verwickeln und den Leſer intereßiren? Er martert ſich vergebens. Endlich wirft er aus Verzweifelung die Feder hin, ergreift mit zerknirſchtem Geiſte über die mislungene Arbeit Youngs Nachtgedanken, wird wehmüthig, vermuthlich über den fehlgebohrnen Roman? Nicht doch; es ſind moraliſche Empfindungen, hohe Begeiſterungen! Sie durchwühlen Kopf und Herz; der Mann muß ſich Luft ſchaffen. Die Feder wird ergriffen; und die misgebohrnen Weſen, die den Kopf verwirrten und das Herz abdrücken wollten, flieſſen ſtromweiſe in die Feder. Der liebe Mann! Nun iſt ihm der Kopf ganz leichte; das Herz mit einmal leer. Was hat er denn zur Welt gebracht? Empfindungen! Was ſonſt. „Ich habe es recht überlegt, mein lieber „Hr. Verleger. Einen Roman zu ſchreiben, iſt „eine eigene Sache. Die Welt iſt böſe im ur„theilen; ſie wiſſen wohl. Hier habe ich aber et„was, das meinem Charakter anſtändiger, und

„der

„der Welt nützlicher ist.„ Was denn? „Em„pfindungen.„ Gut, gut, Herr Autor, geben Sie nur her: solche Sachen gehn auch. — Und so kommen denn Empfindungen zur Welt, und niemand läßt es sich träumen, daß es Nachgeburten von einem fehlgebohrnen Roman sind.

Hier ist doch aber ein deutscher Roman, der nicht in der Geburt stecken geblieben, noch in Empfindungen umgebohren ist. *) Aber der Verfasser ist klüger als manche andre gewesen sind. Er hat sich die Mühe erspart, seine Erfindungskraft anzustrengen, Begebenheiten zu erdichten; wozu hätte sich der Mann mit Situationen und Verwickelungen lange quälen sollen? Sollte er deshalb sein Werk, das ihm schon manche Last und Hitze verursacht hatte liegen lassen, weil er seinen Held nicht weiter als auf die Universität bringen kann? Posseh! verheyrathen muß man ihn; so ist ja der Roman gleich geschlossen. — Verheyrathen? Sie scherzen. Wer wird denn so albern seyn, uns zu überreden, daß ein vernünftiger Mensch auf der

*) Freywell die beglückte Tugend. 1763.

Univerſität heyrathen werde, und daß das nun eine beglückte Tugend ſey? — Was? Sie denken, ich ſcherze? Wiſſen Sie denn nicht, daß es „nach den Gewohnheiten und Geſetzen der „weltberühmten Univerſität in G. ſehr vernünftig iſt, daß die jungen Studenten heyrathen? „Denn, weil die Bevölkerung ein Grundgeſetze „der Staaten iſt; ſo ward auf dieſer weltberühmten hohen Schule hierzu das frühe Heyrathen der jungen Leute für das klügſte Mittel „gehalten.„ — Aber, mein Freund, das wird vielleicht eine Satyre auf dieſe hohe Schule ſeyn ſollen; fade iſt ſie wohl, aber im Ernſt kann es doch der Romanſchreiber nicht gemeint haben. — Ja doch, im lautern Ernſt! Ich ſchicke Ihnen drum das Buch ſelbſt mit. Sie möchten mir ſonſt nicht glauben. Wenn Sie das Herz haben, ſo leſen Sie. Freywell kömmt auf der Univerſität an, und läßt ſich immatrikuliren. Sr. Magnificenz, der Hr. Prorektor, rathen ihm, ſich in die deutſche Geſellſchaft aufnehmen zu laſſen; Freywell macht noch an eben dem Tage ſeine Antrittspredigt, darin er die

Noth-

Nothwendigkeit und den Nutzen der akademischen Freyheit, aus der Natur des menschlichen Herzens erweißt, und zugleich schöne Reime über die Freyheit anhängt, die Sie im Buche selbst lesen mögen. Morgen hält er seine Predigt, und wird aufgenommen; und gleich nach dieser erlangten Würde schreibt er seiner geliebten Treuwill, daß sie sich zur Trauung einstellen soll. Sie läßt sich das nicht zweymal sagen; sie macht sich auf, er reitet ihr mit dem Schlusse des Romans entgegen; und jetzt, jetzt, da ich Ihnen dieses schreibe, ist die Heyrath gewiß längst vollzogen.

Aber, wie ist denn das nun angelegt, daß solche originale Heyrath herauskömmt? Angelegt; fragen Sie? Ich zweifle, ob der Verfasser von Plan und Anlage irgend etwas weiß. Hören Sie nur. Ich will Ihnen den ganzen Roman erzehlen; die Geschichte ist kurz, urtheilen Sie dann selbst. So erspart Ihnen auch wenigstens mein Lesen dieses abgeschmackten Buchs den Verdruß, es auch durchzulesen. Ich werde mit des Verfassers eigenen Worten erzählen.

Freywell — die Erzählung hebt ſich an, — Freywell war kaum gebohren, als er die bisher in der Welt Mode geweſene Lehrgebäude der Wahrheit, Weisheit und Klugheit durchſann, und vom Zoroaſter an bis auf Wolfen Zweifel und Unwahrheit belohnt, Tugend und Wahrheit hingegen am Bettelſtabe fand. Nachdem er dies reiflich erwogen, entſchloß er ſich in ſeinem ganzen Leben der Unwahrheit zu dienen, doch aber die Wahrheit im Grunde zu lieben — Kluges Kind! Schade, daß du dich ſo früh verheyrathet haſt, du verdienteſt General der Jeſuiten zu werden! — Sein erſtes Probeſtück war, daß er als ein wahres dummes Kind an zu weinen und zu ſchreyen fieng, welches er das ganze Jahr hindurch fortſetzte. Im zweyten lehrte ihn ſeine Wärterin Küſſe und Ohrfeigen geben. Im dritten lernte er beten, und Zucker ſtehlen; im vierten ſich verſtellen, und einige Modelügen herſagen, — und ſo unterhält Sie Freywell mit ſeinen kindiſchen Poſſen und Unarten, die er bis ins zehnte Jahr getrieben hat. Nun bekömmt er wohl zehn Informatores hin-

ter einander, mit deren Geſchichte und Lehrart ich Sie verſchone. Der letzte hieß Horaz, der ihm Horazens ganze Dichtkunſt erklärt hatte. — An ſeinen Verſen ſieht man es aber doch nicht, daß ſie der Schüler verſtanden hat. —

Nun iſt der Schüler auſſer Zucht. Er wird von einem Fräulein nebſt andern Schulknaben zu einem prächtigen Soupee eingeladen; große Heyducken ſtehn am Eingange mit Wachsfackeln, und das Fräulein empfängt die Knaben in einem mit Silbermohr ausgeſchlagenem und mit unzähligen Wachslichtern erleuchteten Zimmer. — Sie werden nun erwarten, daß die Eltern des ungezogenen Fräuleins erſcheinen, und die erbetenen Knaben mit Ruthen vertrieben werden? Denn wo iſt es wohl, als in dem Gehirn des Verfaſſers, Mode, daß ein wohlgezogenes Frauenzimmer Schulknaben und deren Schweſtern ein herrliches Gaſtmal giebt? — Genung, es geſchieht nicht. Sie ſpeiſen ruhig und prächtig; und Freywell ſpielt dabey ſehr abgeſchmackt die Rolle eines tiefſinnigen Philoſophen: und wie konnte ſie ein ſechzehnjähriger

Knabe auch anders ſpielen? Dieſes Soupee bringt Freywelln zu Betrachtungen und Träumen, die eben ſo abgeſchmackt ſind. Nach einem vorübergehenden Einfall ſich dem Soldatenleben zu widmen, entſchließt er ſich auf die Univerſität zu gehn. Es wird Abſchied genommen, und nun — ſollten Sie es wohl glauben? — nun, erhält Freywell von einem Mädchen Namens Treuwell, einen Brief, der eine förmliche Liebeserklärung enthält. — Den Anfang des Briefes will ich Ihnen herſetzen: Sie werden Luſt bekommen, ihn ganz zu leſen. — „Sie wiſſen es, angenehmſter Freund, „wie wir unſere ſchönſten Jahre von unſrer „Kindheit an mit einander durchlebt haben; ja „ſie werden es niemals vergeſſen können. Denn „die erſten Empfindungen unſers Lebens bil„den den Geiſt, und legen den Grund zu un„ſerer künftigen Beurtheilung des Guten und „Böſen.„ — Iſt das nicht ſchön? das nenne ich eine gründliche Zärtlichkeit!

Freywell verſpart es auf die Univerſität, dieſen ſüſſen Brief zu beantworten; denn der Poſtillion

ſtillion ſtößt ins Horn, und er ſteigt auf den Poſtwagen. — Wollen Sie auch die Geſchichte des Poſtwagens hören? Etwas müſſen Sie doch davon wiſſen. — Wellhandel ein Kaufmann, der mit auf der Poſt iſt, gewinnt Freywelln lieb, man weiß nicht warum; und Freywell wird lauter Zärtlichkeit gegen ihn, weil er ihn durch ein Glas Wein, wie er ſich ausdruckt, ſo ſehr erfüllet, daß er ihn beynahe als ſeinen Freund liebt. Dieſer ehrliche Mann, oder der Verfaſſer in ſeinem Namen, giebt ſich auch damit ab, die verſchiedenen Charaktere der Menſchen zu ſchildern. Hören Sie nur wie mahleriſch! „Ich kenne die Menſchen, ſpricht er, S. 103. — „ich habe ſie gnug geſehen, — „Glauben Sie mir die Kenntniß der Menſchen „iſt wichtig und angenehm. — Die Menſchen „ſind ein wichtiger Artickel, und ich habe ſie „überall genau betrachtet.„ Nun, wohlan, Herr Wellhandel, theilen Sie uns doch was von ihrer Menſchenkenntniß mit. „Ich hatte „kaum in L. ausgelernt, als ich mich nach H. „begab. Welch ein Unterſchied von Menſchen!

„In beyden Oertern iſt alles, was den Men„ſchen bilden und vergnügen kann. Aber welch „ein Unterſchied von Menſchen! Man lebt an „beyden Orten vergnügt, ja, man lebt beynahe, „wie man will. Beyde Geſchlechter ſind mit „allen Eigenſchaften verſehen, die ſich der Menſch „von Natur wünſchen kann. — Auch die Ge„lehrſamkeit, die Künſte und Erfindungen ſind „in beyden in groſſem Flor und Aufnahme. „Dennoch iſt ein unendlicher Unterſchied des „Charakters unter den Einwohnern dieſer bey„den Handelsplätze. Als ich hierauf nach Hol„land kam, da ich glaubte, ich hätte beynahe „alles geſehen, ſo fieng ich an zu zweifeln, ob „man alles ſehen könnte. — Als ich einige „Jahre ganz Holland durchreiſet, und mich faſt „müde geſehen hatte: ſo ſendete mich mein Pa„tron nach Marſeille. Da war ich in einer „neuen Welt. Dieſelben Menſchen, das iſt „wahr, Leib und Seele haben ſie, wie die an„dern; allein das iſt ein Unterſchied, der nicht „zu beſchreiben iſt. Eben das habe ich in den „übrigen Ländern gefunden, die ich wohl zwan„zig

„zig Jahre hinter einander gesehen habe. — „In Oſt- und Weſtindien habe ich den natürli„chen, ſich ſelbſt gelaſſenen Menſchen kennen „gelernet.„ Haben Sie einen Schüler, der nur ein wenig Hiſtorie und Geographie gelernt hat, jemals ſo unbedeutend von der Menſchen- und Völkerkenntniß ſchwatzen hören. Herr Wellhandel, Herr Wellhandel, wenn ſie in ihren kaufmänniſchen Verrichtungen auch ſo ſchaal geweſen ſind, als ihr Geſchichtſchreiber in der Menſchenkenntniß; ſo verdienten ſie niemals losgeſprochen zu werden, eben ſo, wie ihr Autor in die Schule zurückgewieſen werden muß, da er ſich in die Schriftſtellerzunft hat dringen wollen.

Doch genung von der Reiſe. Machen Sie von dieſem beſten Theil des Geſprächs auf dem Poſtwagen, den Schluß auf das übrige. Denn dieſes iſt wirklich noch das beſte. — Freywell kömmt auf der weltberühmten hohen Schule G. glücklich an. — Wollen Sie wiſſen, wie der Koffer ausgepackt worden, und was der Viſitator, (oder wie ihn der V. nennt, der Beſchauer,) für gelehrte Betrachtungen darüber

angeſtellt, ſo leſen Sie ſelbſt S. 116. u. folg. Ich führe Sie ohne Umſtände in Wellhandels Haus, denn da bekömmt Freywell freye Wohnung, und noch dazu mit vielem Geſchmack meublirte Zimmer. — Nun zum Prorektor. „Ein Schein der Majeſtät, daran dieſer aca„demiſche Stadthalter des Landesherrn Theil „nahm, betäubt Freywelln anfänglich, daß er „nicht ſo gleich gewahr wurde, was ſeine Au„gen ſahen.„ Der arme Tropf! ſolch ein leerer Schein, als um die Bilder der Heiligen gemahlt iſt, konnte ihn nicht einmal blenden, vielweniger betäuben. „Ein ehrwürdiger Alter „ſaß in einem nachläßig ausgeſchmückten Bü„chersaale, in einem Lehnſtuhle, ſtandesmäßig „angekleidet, doch ohne Pracht.„ Lachen Sie nicht? „Ein ſanftes Licht ſchien um ihn her „Strahlen zu werfen, die (nehmlich Strahlen) „die Ehrfurcht einflößet, womit man ſich dem „geheiligten Throne der Muſen nähern ſoll.„ Und wer war denn der Alte, deſſen Anblick Freywells Gehirn mit ſolchem Unſinn erfüllte? Das rathen Sie warlich nicht. Bereiten Sie

Sich

Sich auf einen ſeltſamen Deum ex machina. „Horaz iſt es, der liebe Informator, der unſern Freywell noch vor kurzen Horazens artem „poëticam hat exponiren laſſen. Sehn Sie, da „ſitzt der verachtete Informator in einem „Schein der Majeſtät, in einem Lehnſtuhle „ſtandesmäßig angekleidet, und Strahlen ſind „um ihn geworfen, die die Ehrfurcht einflößet! Nun der liebe Mann herzt und küßt „ſeinen Freywell, behält ihn zur Tafel, geht „mit ihm bey Wellhandeln zu Gaſte, und „macht ihn zum Mitgliede einer Geſellſchaft der „freyen Künſte. Der treuherzige Wellhandel „ſchenkt Freywelln ſein ganzes Vermögen, „weil ſein Urgroßvater mahl ſeinen Urältervater „von Räubern errettet hat. Und Freywell „weiß das Geld nicht beſſer anzuwenden, als „daß er nach den Geſetzen der weltberühmten „Univerſität, zur Bevölkerung des Staats, die „Treuwill heyrathet.

Da haben Sie die ganze elende Erdichtung; und in den unerheblichen und alltäglichen Begebenheiten eines Schulknaben die beglückte

Tugend.

Tugend. Hätte der V. nur die geringſte Spur von Geſchmack oder Urtheil beſeſſen, ſo würde er ſich geſchämt haben, ſolch unbedeutend Zeug niederzuſchreiben, und ſolche fade und kindiſche Betrachtungen einzuſtreuen, wovon Sie nur einige Proben geſehen haben. Suchen Sie ſelbſt mehr, wenn Sie das Herz haben. Seine Albernheit wird Sie entweder zum Lachen, oder ſeine ſeichte Denkungsart zum Verdruß reizen. — Aber iſt denn ſonſt nichts als das in dem ganzen Buche? — O ja, es iſt noch ein luſtig-tiefſinniges Collegium drinn, daß Sr. Magnificenz ehemals als Informator dem jungen Freywell geleſen haben. Auch hat der V. die Geſchichte mit weitläuftigen literariſchen und philoſophiſchen Noten erläutert. — Noten zu ſolchem elenden Roman? — — Ja, ich ſage es Ihnen noch einmal, Noten, und recht gelehrte Noten! Ueber beydes muß ich noch mit Ihnen lachen. Aber jetzt hat mich die armſe-

lige Lektüre zu übel aufgeräumt dazu gemacht.

Zwey hundert und fünf und neunzigſter Brief.

Sie meynen, niemand anders als ein Mitglied der Geſellſchaft der freyen Künſte könne dieſen Roman geſchrieben haben? Hören Sie nur etwas aus dem Collegio und von den Noten, und Sie werden geſtehn, daß es wenigſtens ein Vorſteher dieſer Geſellſchaft ſeyn muß. Sr. Magnificenz handeln in jenem von dem Verſtand und der Tugend der Gelehrten. Wo ſoll ich aber anfangen? Wo aufhören? Ihro Magnificenz denken ſo übermenſchlich, daß ein gemeiner Verſtand als der meinige, weder Sinn noch Zuſammenhang darinn antreffen kann.

Hören Sie den Eingang S. 139. „Warum „hat uns wohl die gütige Natur ſo viele Mittel „gegeben, wodurch wir Leib und Seele vollkom„mener machen, uud ſo herrlich auszieren können? „Gewiß, damit wir lieben und geliebet werden. „Denn die Liebe iſt diejenige Gemüthsbewegung, „welche aus der ſinnlichen Beobachtung der

„per-

„persönlichen Vollkommenheiten entsteht. Die „Vollkommenheit aber ist eine Uebereinstim„mung des Mannigfaltigen in Einem. Da nun „die Betrachtung einer Blume u. s. w. ein Ver„gnügen in uns erwecket, wenn wir sehen, daß „alle ihre Theile so vortreflich übereinstimmen, „wie groß muß nicht das Vergnügen seyn, wenn „wir an einem Menschen nicht allein die natür„lichen Vollkommenheiten erblicken; sondern „zugleich bemerken, daß wiederum alle einzelne „Stücke und Eigenschaften des Leibes und der „Seele so bearbeitet sind, daß wir in jedem „einen neuen Glanz der Vollkommenheit empfin„den. Dahero sind die Fecht- Reit- und Tanz„kunst nicht zu verachten.„ Vermuthen Sie wohl, daß die tiefsinnigen Betrachtungen beweisen sollten, diese Künste wären nicht zu verachten? Lesen Sie die Note dazu S. 140. welche es noch tiefsinniger ausführt.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

XII. Den 6. September 1764.

Beſchluß des zwey hundert und fünf und neunzigſten Briefes.

Doch weiter. „Die Schaubühne, heißt es „S. 141. — die Tonkunſt und die be„redtſame Mahlerey, nebſt dem Umgange mit „artigen Perſonen, bearbeiten die ſinnliche „Seite unſrer Perſon, und zwingen uns un„vermerkt, auch die Bearbeitung unſrer hö„hern Seelenvermögen zu befördern.„ — Woher weiß doch der Mann das? — „dieſe „mittlere Vollkommenheit macht uns bey dem „größten Theile der Welt beliebt; und bahnet „uns den Weg, auch von den wenigen Wei„ſen geliebt zu werden. Wir erlernen Spra„chen und Wiſſenſchaften, um uns mit ihnen „unterreden zu können. Wir werden endlich

„alt; der Körper kann uns nicht mehr zur „Erweckung der Gegengunſt dienen. Wie „glücklich ſind wir alsdann, wenn wir Weis„heit und Rath für die artige Jugend, und „einen neuen Bewegungsgrund zum Lieben „beſitzen?„ — Und wo ſind wir nun? Ja, armer Freund, Sie laſſen es ſich freylich nicht träumen, daß wir nun bey dem allgemeinen Grundgeſetze aller menſchlichen Handlungen ſind: „Thue und unterlaß alles, wenn es die „Wohlfart eines Weltbürgers befördert, und „mit dem allgemeinen Wohlſeyn übereinkömmt.„ — Ja, ja, wahrhaftig, ſchlagen Sie um S. 142. und leſen Sie.

Anwenden? wie man dieſen Grundſatz anwenden ſoll? Leſen Sie weiter. „Ein Bürger „eines freyen Staats muß den verfolgen, der „die Monarchie liebt; der Bürger einer Mo„narchie muß den Freydenker meiden, beſſern, „oder der Strafe überliefern. Mein Freund „macht Theurung, ſo muß ich ihn verklagen, „wenn er nicht zu beſſern iſt. Er beleidigt die „öffentliche Sicherheit, ſo muß ich ihn der ge-

„rechten Rache überliefern. Treibt er verbo-
„tene Handthierung, ſo muß ich ihn verlaſſen.
„Indeſſen bleibt doch das Geſetz der Liebe un-
„wandelbar.„ — Wollen Sie mehr dergleichen
Unſinne von Gott, deſſen Freude es iſt, wenn
viele frohe Unglückliche ſind, vom Schick-
ſal, von der Freyheit, von Karl dem Zwölf-
ten u. ſ. w. durch einander wiſſen, ſo leſen Sie
weiter. — Ich bin müde mehr abzuſchreiben.
Nun kommen wir recht ins tiefſinnige hin-
ein — Wiſſen Sie was der Verſtand iſt? „Er
„iſt S. 152. das Vermögen eines denkenden
„Weſens, die zuſammengeſetzten Vorſtellun-
„gen und Bilder aller Seelenkräfte in einem zu
„verbinden. — Und was folgt hieraus un-
„mittelbar? — Man kann alſo viel Vernunft,
„aber wenig Verſtand haben. — Nun der V.
kann ſich zum Verſtande Glück wünſchen, denn
er hat gewiß wenig Vernunft. Es folgt auch
draus, daß „die Gelehrteſten die Verkehrteſten
„ſind. S. 154. „der Verſtand S. 155. iſt die
„letzte Kraft der Seele; das Auge des Geiſtes;
„worinn ſich Witz und Vernunft durch Einbil-

„dung, Phantaſie und Gedächtniß bereichert,
„ſpiegeln. Dieſes Auge iſt das Licht unſrer
„letzten Periode u. ſ. w. — Sollte nicht Jacob
Böhme in unſerm V. wieder erſtanden ſeyn? —
„Man laſſe die Jugend raſen; man laſſe ſie aus
„Trieben der Sinnlichkeit in die Kirche, in die
„Schulen der Vernunft, und in die Tempel der
„ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte gehen. Sie
„mag glauben, daß die Vernunft ein Geſchöpf
„der verdrießlichen Weiſen, und daß Verſtand
„und Tugend Hirngeſpinſte aller misvergnügter
„Greiſe ſind, wenn ſie ſich nur nicht durch fal-
„ſche Gründe bis zur Ueberzeugung verblendet.
„Man folge ihr bey jedem Schritte, und lobe
„ihre unſchuldige Freuden, (nemlich, mein
„Freund, das Raſen, das in die Kirche u. ſ. w.
„gehn, aus Trieben der Sinnlichkeit;) und ſchel-
„te mit Gründen der Vernunft (die ſie freylich
„nur für ein verdrießlich Geſchöpf, und Hirn-
„geſpinnſt anſehen,)„ ihre Eitelkeit, u. ſ. w. —
Ey, ey, Herr Prorector, lehren ſie das öffent-
lich auf einer weltberühmten hohen Schule?

Wiſſen

Wiſſen Sie, welches „die zweyte Pflicht „des verſtändigen Geiſtes, oder vielmehr des „vernünftigen Weltbürgers iſt, der verſtändig „zu werden beliebt? Er muß zu rechter Zeit „aufhören, ſeine Seelenkräfte zu bearbeiten. „Es iſt ein Aberglaube, daß man immer lernen „müſſe.„ — Trotz dem, der unſern V. dieſes Aberglaubens beſchuldigen kann. — Vom Beweiſe dieſes Satzes wollen Sie etwas wiſſen? Ja nun! „Sobald wir verſtändig werden, „S. 160. entſtehet in uns eine neue Art der „Sinnlichkeit oder ein neues Empfindungsver„mögen. Dieſes iſt aber ſo zart, ſo empfind„lich, ſo geiſtreich, daß die geringſte Anſtren„gung deſſelben mehr Schaden, als Nutzen ver„urſachen würde. Dieſer neuen Kraft iſt ſich „ein Verſtändiger bewußt. — S. 161. der Phi„loſoph lege einen Fluch auf alles Abſtrahiren, „und betrachte nun die Welt und ſein eigen Le„ben in concreto. Kurz, ein jeder, der nun die „Geburtsſtunde des Verſtandes herannahen „ſieht, der bemühe ſich nach dem Genuß ſeiner „erlangten Erkenntniß und Erfahrung, nicht aber „nach der Vermehrung ſeiner theoretiſchen Wahr„heiten.„ — Kann der V. wohl denken, oder hat er jemals auf die Gedanken Acht gegeben? — S. 165. „Weltweisheit, ſchöne Wiſſenſchaften, „Mathematik, die höhern Wiſſenſchaften, — „ſind Uebungsmittel der ſämmtlichen Seelen„vermögen, die denenjenigen überlaſſen ſind, die „einen ſtärkern Trieb zum Nachdenken, als zu

„Bemühungen des Körpers, und zu den me„chanischen Künsten, oder zu der großen Kriegs„kunst haben.„ Wie läppisch! Zur Kriegskunst gehört also wohl kein Nachdenken? Man braucht nicht alle Seelenvermögen dazu? Nein, sie ist nur eine Bemühung des Körpers. Doch was quäle ich doch Sie und mich mit diesem abgeschmackten Geschwätz!

Zum praktischen dieser Verstandestheorie! — Jeder Verständiger ist sich ein Gesetz. Die „erste Lebensregel ist: Traue deinem Gedächt„niß nicht.„ — Der V. geräth über dieser Regel in lächerliche Verzückungen der Begeisterung. „Die zweyte Regel: Nunmehro bist du frey: „Nun folge deinen Trieben, oder thue, was „dich gelüstet! Die dritte Regel: Halt dich je„derzeit in dem Bezirk deines Vermögens nach „Leib, Seele und nach deinem Stande.„ — Die Ausführung? Ums Himmels willen verschonen Sie mich damit. Es wird mir grün und gelb vor den Augen, wenn ich sie ansehe. Schlagen Sie lieber S. 179. auf, Sie finden da alle Gesetze beysammen, die man zu beobachten hat, wenn man, so wie der V. zu Verstande kommen will.

1. „Ein künftiger Verständiger folgt blind„lings, ohne Vernünfteln und Widersetzlichkeit, „den Lehren, Befehlen und Vermahnungen sei„ner Obern.

2. Bey der Erlernung der Wissenschaften und „Bearbeitung der Seelenkräfte, ja besonders

„der

„der Vernunft, iſt er ſo einfältig als ein Kind;
„ohne Klügeln lernt er klug ſeyn.

7. „Wenn er die Kunſt der Gefälligkeit und
„ungezwungenen Artigkeit eine Zeitlang ausge-
„übt hat, ſo begiebt er ſich aufs Land oder ſonſt
„in einen Winkel, wo man allein ſeyn, und
„zu ſich ſelber kommen kann.

8. „Er prüft nochmals ſein altes Syſtem,
„und die neuen Verzierungen deſſelben.

9. „Er befleißiget ſich der Unthätigkeit nach al-
„len Kräften, und lebt eine Zeitlang nicht wie
„ein Epikuräer, ſondern wie Epikur.

10. „Am Ende dieſer Periode iſt er verſtän-
„dig genung, eine ihm zuträgliche Lebensart,
„Geſchäfte, Aemter oder Würden zu überneh-
„men, wie er nur will. Denn er kann nun-
„mehro thun, was ihm gelüſtet.

Aus Mitleiden gegen den V. möchte ich dieſe Sätze gern für Ironie halten. Aber er beweißt ſie umſtändlich von S. 181. bis 200. oder noch weiter. Denn man räth es kaum, wo ſich eine Materie anhebt, und die andere endiget. Kurz, die ganze wunderſam-tiefſinnig abgeſchmackte Abhandlung endiget ſich mit der Frage: „Wie
„wir einen ſo ſtarken Willen erhalten, der die
„Wurzel der dritten, vierten u. ſ. w. Dignität
„aller Begehrungskräfte genennet zu werden
„verdient?„

Und wiſſen Sie, „wie die Harmonie
„der Leibes- und Seelenkräfte zu höhern
„Dignitäten befördert werden muß?„ Der

V. löſet die Frage auf. Und wie? durch ein Sittenbüchlein, und noch dazu, durch ein recht gutes Sittenbüchlein. S. 202. u. f. Hätte der V. nichts weiter als das geſchrieben, ſo würde er in dieſer Art Schriften den erſten Rang behauptet haben. Aber er hätte auch wohl gethan, dieſes Büchlein ſelbſt zu ſtudieren. Was iſt es für ein feines Sprüchelchen? S. 211. „Ein Gelehrter ſoll ſich vornemlich vor dem „Schreiben hüten — denn zum Bücherſchreiben muß man bey vollem Verſtande ſeyn.„ Und noch das S. 219. „Ein Verſtändiger „wird nie Wercke des Witzes unternehmen, „wenn er die Schwäche ſeiner ſinnlichen oder „ſchönen Denkungsart kennt. Nie wird er ſyſtematiſche Lehren der Vernunft zu liefern ſich „unterwinden, wenn er ſelbſt die engen Schranken ſeiner gelehrten Einſicht verſtändig überſieht.„ — Möchte ſich doch der V. auch nach dieſer güldenen Regel geprüft haben, vielleicht hätte er in dieſem kahlen Roman nicht Lehren der Vernunft und unverdaute Sätze der Philoſophie durcheinander gekauet, aufgetragen.

Nun ſind noch Noten. Noten zum Roman; Noten zum Verſtandsſyſtem. Dieſe fehlten noch, um das Ganze recht widerſinniſch zu machen. Hier giebt der Verf. das übrige noch von ſich, was ſeinen Kopf beſchweret hatte. Spaß, Philoſophie, Beleſenheit, alles geht durch einander fort. Leſen Sie nur gleich zu Anfang die häufigen Noten, ſo werden Sie bald davon überzeugt

zeugt werden. Ich will nur ein paar herſetzen, die kurz ſind; denn ich bin des Abſchreibens müde, und ſehne mich nur darnach, von dieſer elenden Schrift los zukommen.

Gleich zu Anfang der Geſchichte heißt es; „als ich auf dieſer Schaubühne der Verände„rungen erſchien, trat ſogleich ein Komet in „die Gegend des Siebengeſtirns. Alle Stern„kundigen ſchlugen Lärm. Ein Achtgeſtirn! „Ein Achtgeſtirn! hieß es, wir haben ihn er„ſcheinen ſehn, und zwar mit einem Schwan„ze, †) der da reichet bis an die ſiebente Spi„tze des Polarſterns! ††)„

Zu dieſem läppiſchen Texte ſind vier noch läppiſchere Noten. Ich will Ihnen nur die beyden letzten herſetzen.

†) „Hieraus ſchlieſſe ich, daß Freywell „recht um die Mitternachtſtunde gebohren „ſeyn muß. Zu merken iſt, daß die Gelehr„ten noch gar nicht einig ſind, aus was für „einer Materie dieſer Schweif beſtehen möge, „zu welchem Ende und aus was für Grün„den er vorhanden.„

††) „Man zeiget in einem berühmten Klo„ſter eine Spitze von dem Sterne, der den „Weiſen aus dem Morgenlande erſchienen „ſeyn ſoll.„

Die Nacht darauf, da Freywell das prächtige Soupee bey der Fräulein Salamandra genoſſen hatte, träumt ihm, ich weiß ſelbſt nicht was. Und er hebt S. 65. ſeine Erzählung da-

von so an: „Ein Traum,†) ein Gesicht des Ver„gnügens des von den Gesetzen der Vernunft „entbundenen Geistes, stellete mir beyde Schön„heiten — in ihrem natürlichen Zustande vor „die Augen meiner durch die Ruhe des Körpers „entzückten Seele, u. s. w.„ — Was vermuthen Sie bey dem Worte Traum für eine Anmerkung? Sie wollen lieber gar keine haben? Nein, Sie müssen etwas von Substanz, Monaden, Nervensaft und Leibnitzen lesen. Unmöglich! Ja, hier ist sie.

(†) „Das Träumen ist diejenige Beschäf„tigung der denkenden Substanz, da sie „blos leidend aufsteigende Bilder in dem „Nervensafte, der sie umgiebet, gewahr wird. „Der Nervensaft aber bestehet aus einfachen „Wesen, wie Leibnitzens Monaden, die die „Welt, nach ihrer Stellung in sich abbilden.„ Hätten Sie wohl in einem Roman solche wichtige Auflösungen schwerer Materien gesucht? Kurz, vorher ist Bayle citirt; und gleich darauf wird dem Ausdruck, entzückte Seele, eine Note angehängt, darinn die Entzückung der Seele im Schlaf demonstrativisch dargethan wird. Aber abschreiben kann ich sie nicht.

S. 103. wo der ehrliche Wellhandel von seiner Kenntniß der Menschen viel Aufhebens macht, (die Sie aus meinem vorigen Briefe nach ihrer Länge, Breite und Tiefe haben kennen lernen;) sagt er, „ich habe sie (die Men„schen) genug gesehen, (a) da ich die weite Welt

„so

„ſo lange durchſtrichen.„ — Und nun machen Sie Sich auf eine Note gefaßt, die den ganzen Umfang der Gelehrſamkeit auf einmal erſchöpft. Sie lautet alſo:

(a) „Anthropognoſia, Anthropologia, Po„litica, Phyſiologia, Anatomia, Ethica, „Pſychologia, Geographia und Hiſtoria leh„ren vieles von dem Menſchen, Theologia „lehrt, nebſt der Jurisprudentia und Medicina, „noch etwas mehreres: Allein die Erfahrung „lehret das meiſte.„ — Welche tiefausgedachte Gradation!

Und eben daſelbſt bey dem lächerlichen Ausruf: „Aber welch ein Unterſcheid vo n Menſchen!„ wird citirt: Siehe l'Hiſtoire des voiages par Prevôt.

Haben Sie genung? Ja, ich auch. — Und ſollten Sie wohl rathen, was der V. für eine Abſicht bey dieſem Werckchen gehabt? „Man „hat nur, ſagt er S. 18. der Vorrede, dieſen „angenehmen Entzweck, ſich mit der ſorgen„freyen Art von ſchönen Geiſtern einmal, gleich„ſam im Scherz, von dieſen ernſthaften Din„gen (nemlich, von der natürlichen Gottesge„lahrheit und dem Satze der Unſterblichkeit) zu „untterreden.„ — Der Himmel verhüte es, daß er auf dieſe Art weder im Scherz noch Ernſte zu ſchönen Geiſtern oder zu irgend einem Menſchen von dieſen wichtigen Dingen ſpreche. Das beſte iſt doch noch, daß er ſich dieſer Abſicht in ſeinem Buche ſelten erinnert hat; es

müſte

es müste denn S. 284. u. f. seyn, wo er einen Versuch macht, dem Spinosistischen Lehrbegrif von Gott, mit demjenigen, welcher Gott und die Welt als höchst verschiedene Wesen betrachtet, gleiche Wahrscheinlichkeit zu geben.

Warum ich mich bey einem so elenden Werke so lange aufgehalten? das hätten Sie wohl Recht zu fragen. Ist es denn nicht ein Roman? Und wird ein Roman nicht in ganz Deutschland gelesen? Und werden nicht viele das Buch deßwegen schön finden, weil es ein Roman ist? Und muß nicht ein Patriot solche schon verdorbene Köpfe vor der gänzlichen Verderbung zu bewahren suchen? Möchte doch eine Lauge scharf genung seyn, solchen Verfassern und ihren gefälligen Lesern allen Unrath aus ihrem Gehirn wegzubeitzen!

G.

Ende des neunzehnten Theils.

Briefe,

die

Neueſte Litteratur

betreffend.

XX^ter Theil.

Berlin, 1764.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt
der Briefe des zwanzigſten Theils.

Zwey hundert und ſechs und neunzigſter Brief. Von Hr. Prof. Bertrams Fortſetzung des Ferreras allgemeinen Hiſtorie von Spanien, 1ſter Band, ſeiner Kenntniß der Regeln beym Geſchichtſchreiben, und daher rührenden zwey gegründeten und beurtheilten Betrachtungen. Eintheilung der Werke bey der Geſchichtserlernung unſrer Zeiten, und derſelben Beurtheilung. Von der Franzoſen Bemühung die Geſchichte nach Voltairens Lehrart vorzutragen; und von Deſormeaux Auszug der ſpaniſchen Geſchichte. Von Lucians Abhandlung wie die Hiſtorie abzufaſſen ſey? in einer Ueberſetzung. S. 3–48.

Zwey hundert und ſieben und neunzigſter Brief. Beurtheilung des Bertramiſchen Werks nach vorangeſchickten hiſtoriſchen Regeln und deſſen Hauptmangel in einer guten geographiſchen Ordnung nebſt andern Fehlern der Unordnung und Dunkelheit, wie auch trockenen Erzählung S. 49–66.

Zwey hundert und acht und neunzigſter Brief. Von Philip IV ganz ſonderbaren Schreiben an den Marquis von Spinola wegen Breda und deſſen ſeltſamen Gebet. Schilderung des ſpaniſch. Hofes unter der Regierung des Herzogs v. Lerma S. 67–72.

Zwey hundert und neun und neunzigſter Brief. Von dem Trieb unſrer Jünglinge zum Dichten. Von Hr von Moſers proſaiſchen Schreibart und wie er durch wiederholte proſaiſche Verſuche ſelbige verbeſſern könne, durch unvollkommene poetiſche Verſuche ihn aber verderben müſſe. Kritiſche Beurtheilung ſeiner geiſtl. Gedichte ꝛc. und ſeines Daniels in der Löwengrube. Des letzten Gedichts viele Fehler mit Beyſpielen erläutert S. 73–100.

Drey hunderter Brief. Von dem beſchwerlichen Urtheil über Hr. Baſedows Philalethie. Der V. verwirft alle Methoden, wodurch er ſein Werk zu einem Lehrbuch unbrauchbar macht. Deſſen vermuthliche Methode. Beurtheilung ſeiner unbeſtimmten und dunkeln Erklärung der Wahrheit und darinn entdeckte Fehler nebſt daher flieſſenden unrichtigen Sätzen. Von des V. Eintheilung der Triebe, von den Affecten, Lehre von der Freyheit, ob durch ihn in ein ungewöhnlich helles Licht geſetzet worden, wird unterſuchet S. 101 - 134.

Drey hundert und erſter Brief. Von dem dritten Hauptſtück der Philalethie; Kritik über des V. Denkarten des menſchl. Verſtandes, ſeltſamen Erklärung der Einbildungskraft und des Dichtungsvermögens. Wie ſchwankende allgemeine Begrife feſtzuſetzen. Des V. Regeln von den Kennzeichen der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes, wie fehlerhaft jene und dieſe unmethodiſch ſind, wird bewieſen. Von den Gedanken des V. über den Unterricht; Allgemeine Anmerkungen über deſſen Werk. S. 135 - 156.

Drey hundert und zweyter Brief. Von Hr. Steinbrüchels tragiſch. Theater der Griechen, worinn der Sophokles u. Euripides von ihm überſetzt worden; Urſachen, warum es ſeiner Ueberſetzung an Vollkommenheit fehlt S. 157 - 164.

Drey hundert und dritter Brief. Von der Frau Karſchin Beywörterfabrick; Von H. Steinbrüchels begangnen Fehler in Ueberſetzung griechiſcher Beywörter aus dem Sophokles und Pindar und derſelben Verbeſſerung wird in Beyſpielen gezeigt. Von deſſen wohlüberſetzten Stelle in dem Trauerſpiel Antigone, und dagegen entdeckte Fehler in dem Trauerſpiel Elektra. S. 165 - 182.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

Zwanzigſter Theil.

Briefe,

die neueste Literatur betreffend.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

I. Den 13. September 1764.

Zwey hundert und ſechs und neunzigſter Brief.

Mit des Herrn Prof. Bertram *) Fortſetzung des Ferreras iſt es mir wie ſchon öfters mit andern Schriften ergangen. Ich laß ſie erſt ohne die Abſicht für unſern Briefwechſel und merkte mir daher nichts an. Als Sie nachher eine Nachricht davon verlangten: war die vorhergehende Arbeit vergeblich und zum widerholten Durchleſen fehlte mir nun der Antrieb

*) Johann von Ferreras allgemeine Hiſtorie von Spanien, bis auf gegenwärtige Zeiten fortgeſetzt, von Philip Ernſt Bertram, Profeſſor honorar. zu Halle. Eilfter Band. (der Fortſetzung erſter) bey Gebauer 1762.

trieb der Neugierde. Im Durchſchnitte aber ein Urtheil zu fällen ſchien mir nicht hinreichend bey der Arbeit eines Mannes, der ſich mit einem beſſern Geſchmacke zum Schreiben verfügt hat, als unter unſern meiſten Landsleuten bisher angetroffen worden. Faſt niemals, oder nur höchſt ſelten habe ich von groben Verſündigungen gegen den guten Geſchmack etwas bey ihm angetroffen: und eben daher werde ich auch ſchärfer in der Beurtheilung ſeyn und alles rügen, was mangelhaft iſt, und deſſen Verbeſſerung den folgenden Bänden etwa vortheilhaft werden kann. Zwar, wenn auch alle Flecken abgewiſcht würden: ſo käme dadurch noch keine von den ſchönen Geſtalten zum Vorſchein, die beynahe das Ideal einer vollkommenen Geſchichte darzuſtellen ſcheinen. Doch, da ſich keiner ſeine eigene Bildung giebt: ſo können wir vor der Hand zufrieden ſeyn, wenn ſich der Geſchichtſchreiber nur durch den Anzug nicht verſtellet noch lächerlich macht.

Herr B. weiſet ſich ſelbſt in der Vorrede ſeinen Platz an, und ſetzt ſich in die Klaſſe der

Fortſetzer. Eine ſolche Stellung iſt allemal beſchwerlich. Ich weiß aber nicht, warum jemand, der den Faden der Geſchichte weiter fortführt, eben gehalten ſeyn ſoll, ihn auf die nämliche Art als ſein Vorgänger fortzuleiten. Herr Hofprediger Cramer, den Herr B. hier als ein Muſter anführt, hat zwar nach dem Boſſuetiſchen Plane fortzuarbeiten ſich beſtrebet. Allein der Unterſchied zwiſchen dem Boſſuetiſchen Werke und einer Geſchichte iſt merklich. Boſſuet ſchrieb den Panegyricus der Katholiſchen Kirche und erwähnte dabey ihrer angeblichen Genealogie; dis iſt immer der hiſtoriſche Theil ſeines Werks; und dieſer iſt der geringſte, es ſind nur Beylagen zum Beweiſe des Adels, zwar vortreflich eingerichtet, aber keine Geſchichte. Herr Cramer mußte alſo nothwendig den Boſſuetiſchen Plan nehmen, wenn er die fehlende Hälfte dieſes Panegyricus, der freylich unter ſeinen Händen nicht mehr ein ſolcher bleibt, hinzufügen wollte. Dies beweiſet aber für eine ordentliche Geſchichte nichts.

Herr Bertram bezeugt uns in der Vorrede, daß er die Regeln kenne, welche man den Geſchichtſchreibern vorgeleget. Er führt unter andern auch die Lucianiſche Abhandlung an. Herr B. hat dadurch eine Begierde in mir rege gemacht, die ich längſtens gehabt, aber einviermal unterdrücket, nehmlich dieſe Abhandlung Lucians wie die Geſchichte abzufaſſen ſey zu überſetzen und beſonders abdrucken zu laſſen. Ich gewähre mir dismal die Stillung dieſer Luſt nur zur Hälfte, und ſchlieſſe für Sie den zweyten und letzten Theil dieſer Lucianiſchen Vorſchriften meinem Briefe an. Der erſte Theil derſelben iſt ohnehin nur ein Berliniſcher Litteraturbrief über die elenden Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit. O wenn Lucian noch lebte! wie wollten wir ſeine Freundſchaft ſuchen.

Eine zufällige Anmerkung auf die ich bey Durchleſung der Lucianiſchen Kritiken gerathen bin, darf ich ihnen nicht verſchweigen. Es iſt dieſe, daß der ſeel. Baumgarten zuweilen in

der allgemeinen Welthiſtorie gar erbärmliche Schnitzer hat ſtehen laſſen.

Lucian führt eine Stelle aus einem derer Stümper an, die ſich an die Beſchreibung des Parthiſchen Krieges unter dem Marc Aurel Haufenweiſe gemacht, und er iſt in ihrer Beurtheilung deſto beiſſender, weil dergleichen Schmeichler von ſeinen Landesleuten den Morgenländern verächtlich geſprochen. Hier ſind ſeine eigene Worte: „eben dieſer treffliche Geſchichtſchreiber (der ſogar auf das bloſſe Geſchrey des Feldherrn Priſcus etliche von den Feinden hat todt niederfallen laſſen) eben dieſer lügt auch in der Berechnung der im Treffen gebliebenen und dis ſo gar gegen die ausdrücklichen Nachrichten in den Briefen der Generale. Ihm zufolge ſind in dem Gefecht am Euripus dreyhundert und ſiebenzig tauſend zweyhundert und ſechſe von der feindlichen Seite geblieben; die Römer aber haben nur zween Todte und neun Verwundete gehabt. Ich weiß nicht, ob einem Vernünftigen dergleichen Zeug erträglich iſt.„ Dis letztere ſetzt

Lucian vom Unwillen und patriotiſchen Eifer übernommen, noch dazu und wirft alſo ſo gar die lachende Larve weg.

Nun leſen Sie die V. der A. W. H. Th. 13. §. 379. „Lucian ſchämet ſich nicht zu erzählen, „daß in der obgedachten Schlacht 370000. von „den Feinden erſchlagen worden und daß die „Römer blos 2. Mann verlohren und 9. Ver„wundete bekommen.„ Hätten ſich nicht dieſe Verfaſſer ſchämen ſollen, einem Mann wie Lucian dergleichen was aufzubürden. Wenn ſie auch nur bey dem lächerlichen Wahn, daß Lucian würcklich eine Nachricht von dieſem Kriege gebe, zu der Zahl der 370000. noch die 206. geſetzt hätten: ſo würde Herrn B. dieſe Genauigkeit von 206. verdächtig vorgekommen ſeyn. Bloß die Verlegenheit der Verf. von dieſem Kriege, davon ſo wenig auf uns gekommen iſt, etwas zu ſagen, kann ſie zu dieſem garſtigen Fehler verleitet haben, und es iſt offenbar, daß Baumgarten dieſen Paragraphen wie vielleicht manche andere in dieſem Werke nicht geleſen; denn unmöglich hätte ein ſo gelehrter

Mann

Mann einen ſolchen Schnitzer ungeahndet gelaſſen.

Im Vorbeygehn noch eins. Ein ganzer Schwarm von Schreibern hat dieſen Krieg aufgezeichnet, und zu uns iſt keiner herabgekommen. Dis ſey ein Wort zur rechten Zeit geredet für meine Zeitgenoſſen.

Doch zur Sache. Die vorausgeſchickte Bezeugung einer Bekanntſchaft mit den Regeln dient dem Hrn. B. zu zween ganz gegründeten Betrachtungen, die er ſich auf den Nothfall zu Schutzreden zubereitet. Die erſte geht auf die Schwierigkeit bey der Wahl der Sachen. „Jeder will, ſagt er, daß nach ſeinem beſon„dern Geſchmack der Schriftſteller ſich richten „ſoll. Der eine wird finden, daß ich von „Cerimonielſachen zu viel, ein anderer, daß „ich davon zu wenig angebracht habe. Ein „Witzling ohne Kenntniß der Welt begreift „nicht daß unter den Groſſen und für Staaten „ſelbſt das Ceremoniel wichtig werde.„ Ich kann zu dieſer Betrachtung nichts hinzuſetzen als dieſes: es iſt unmöglich genaue Regeln für

dergleichen Stücke zu bestimmen. Ein gesunder Verstand muß das meiste dabey thun. Lucian sagt überhaupt: „bey geringen Sachen „laufe man schnell vorbey, bey grossen halte „man sich auf, aber vieles lasse man gar aus„ser dem Wege. Selten ist ein Vorfall in der Welt an und für sich selbst sehr wichtig. Seine Beziehungen verschaffen ihm die Erheblichkeit. Wer wollte z. E. den Geschichtschreiber tadeln, der es mit dem Präsidenten de la Place anführte, daß Franz der I. den Guisischen Kindern, so sehr sie auch darum nachgesucht, doch verboten, in dem Putze der Prinzessinnen zu erscheinen. Diese Kleinigkeit wird erheblich, weil sie schon die eingreifende Ehrsucht der Guisen unter dieser Regierung und Franzens Wachsamkeit dagegen beweiset. Aber nun mache jemand eine Regel daraus! Freylich kömmt den Staaten allemahl sehr viel auf Rangförmlichkeit an; hingegen hält sich der Geschichtschreiber nur dabey auf, wenn dergleichen Aufzüge Folgen haben. Die grösseste Nachsicht gegen dergleichen Beschreibungen kann

durch

durch den Einwurf verurſachet werden, daß künftige Zeiten auf unſre Gebräuche eben ſo neugierig ſeyn dürften, als wir es auf die Gebräuche unſerer Vorfahren ſind. Doch weiß ich nicht ob z. E. Hr. B. dadurch eine Stelle in ſeiner Geſchichte retten wird, ſie ſteht S. 311. Es iſt die Beſchreibung des Königl. Einzuges in Liſſabon. Sie iſt würklich einer unſerer gewöhnlichen Geſchichtſchreiber würdig. Doch ich werde unten noch einmal darauf kommen.

Die andere Betrachtung des Hrn. B. geht auf den hiſtoriſchen Styl. Er tadelt Voltairen und Humen und glaubt daß der letztere beſonders, nicht mehr wie andre ſeiner Landsleute Geſchichtbücher mit Betrachtungen würze, ſondern Staatsbetrachtungen mit Begebenheiten. Sie wiſſen was ich von Humen halte. Ich will hier nicht mit widerlegen Zeit verlieren. Gewiß iſt es, daß Hume niemals im Erzählen müßig ſteht, daß er mich immer mit ſich fortreißt, daß es aber ganz was anders iſt, Berathſchlagungen einer freyen Nation erzählen, und etwas anders, Belagerungen und Schlachten

beſchreiben. Ich ſuche mit kaltem Blut zu ſprechen, aber kaum kann ich es, wenn ich die Humiſche und Bertramiſche Schriften neben einander denke.

Ich ſehe wohl, daß alle Kritiken, die man bißher über die hiſtoriſche Schreibart herausgegeben, entweder ganz unbrauchbar bleiben, oder unrecht verſtanden werden, ſo lange wir nicht die Beſchaffenheit der Geſchichtserlernung in unſern Zeiten dabey zum Grunde ſetzen, die Werke, welche dabey dienlich werden, theilen ſich in ſo verſchiedene Klaſſen, daß es unmöglich iſt, durch allgemeine Regeln jede Art zu treffen.

Wir brauchen entweder Lehrbücher und ganz kurze Auszüge, oder gröſſere Auszüge, oder groſſe Werke, und dis ſowohl bey der alten oder Univerſalhiſtorie als bey der mittlern und neuen oder Staatshiſtorie.

Ich will die Auszüge zuerſt abfertigen. Es iſt offenbar, daß man von einem Juſtinus, einem Eutropius, einem Florus unmöglich die Schönheiten einer vollgebildeten Hiſtorie erwartet. Man fordert blos, daß ſeine Einſich-

ren richtig, die Geſichtspuncte die er angiebt, getroffen, ſeine Ordnung leicht, ſeine Deutlichkeit untadelich ſeyen. Ein reiner verſtändlicher Vortrag ohne Uebelſtand und ohne Schmuck iſt alles was man erwartet. Daher iſt Florus, der immer gegen das letztere verſtöſſet, ſo unausſtehlich; wenn auch ſchon einzelne Stellen ſich ausnehmen. Wir haben lange in Deutſchland ſchändliches Zeug in dieſem Fache gehabt, und ich möchte es als eine richtige Bemerkung angeben, daß der ſchlechte Geſchmack in der Geſchichte in Deutſchland gröſtentheils von unſern ſchlechten hiſtoriſchen Auszügen und Lehrbüchern herrühre. Nichts erhält ſich länger und gleichſam unveränderr im Gedächtniſſe als ein gewiſſer Faden der Geſchichte, und wenn dieſer in der Anlage ſchlecht geſponnen iſt: ſo wird es nachher ſchwer halten einem einen beſſern Geſchmack beyzubringen.

Dieſer äuſſerſt ſchlechte Vortrag, der ſonſt in unſern gewöhnlichen Lehrbüchern geherrſcht hat, iſt doch endlich auch unter uns abgeſchaffet worden. Die Hrn. Pütter und Achenwall haben

den ihren Schriften auch das Verdienst einer guten Schreibart verschaffet? Wenn man Hrn. Cramers Fortsetzung des Bossuets in dieses Fach bringen will: kann sie allerdings am gleichen Lobe Theil nehmen. Vielleicht übergehe ich hier einige, ob schon gewiß nicht viele, die mir unbekannt sind; Aber in den niedrigern Schulen, wo doch auch schon die Geschichte vorgetragen wird, schleichen noch immer die elenden Bücher herum.

Bessre Aussichten in der Geschichte zu verschaffen, mehrere Beobachtungen als gewöhnlich in derselben anzustellen, herzhafter zu urtheilen, kurz nicht mehr blos wie Pedanten sie zu lernen, sondern wie vernünftige Menschen, hat uns gelehrt — doch dis vielleicht nicht, aber wenigstens stärker dazu angetrieben — wer denn? soll ich ihn nennen? — Voltaire. Lassen sie alle Professoren auf allen Universitäten gegen ihn schreyen und ihn in jeder Stunde dreyer Fehler überführen. Ich betrachte ihn immer mit Ehrfurcht als meinen Lehrer nicht in der Geschichte sondern in der Kunst dabey zu denken.

ken. Er hat mir die Logik zur Geſchichte beygebracht. Die Begebenheiten, die Caraktere, die Umſtände will ich nicht von ihm nehmen. Aber keiner iſt mir bißher in die Hände gefallen, der mich zu ſo vielen Gedanken bey der Geſchichte geleitet hätte. Ich rede noch nicht von größern Werken. Man merkt es auch unter uns, daß ſeine Methode, ob gleich noch nicht ſtark, in unſre Lehrbücher gedrungen iſt.

Nach den Lehrbüchern kommen die größre Werke über die Geſchichte. Dieſe erſtrecken ſich über einen großen Zeitraum. Der V. einer ſolchen Geſchichte kann unmöglich jedem Theile ſeines Werkes eine gleiche Anmuth geben. Schon Tacitus war für eine Vergleichung ſeiner Bücher mit den Büchern des Livius beſorgt. Die verſchiedene Zeiten, die, welche Livius, und die, welche er beſchrieben, mußten, fürchtete er, ſeiner Arbeit zum Nachtheil gereichen. Und welcher Abſprung von den Zeiten des Tacitus, auf ſo viele kraftloſe Regierungen, davon uns entweder wenig aufgezeichnet, oder doch nichts erhebliches, oder ſehr elend abgefaßt, oder mit vielen

Lü-

Lügen verbrämt, oder alles ſo einheimiſch iſt, daß faſt niemand Antheil daran nimmt. Was kann der Geſchichtſchreiber dabey thun? Höchſtens die Regeln einer guten deutlichen Erzählung, einer leichten Ordnung, eines ungeſchminkten Vortrages beobachten. Jetzt möchte ich ſagen, er könnte zuweilen, wenn er ſo elende Könige hat, ſelbſt zu ſeinen Leſern hervortreten, ſich mit ihnen beſprechen, und wie ein Major domus das Anſehn ſeinen Königen wegſtehlen, ſie hingegen vor der Welt verbergen. In der Folge eines ſolchen Werks kommen aber **doch auch Regierungen, bey denen der Glanz der Thaten, ſogar einer mittelmäßigen Erzählung aufhilft.**

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 20. September 1764.

Beschluß des zwey hundert und sechs und neunzigsten Briefes.

Wenn solche helle Zeiten bearbeitet, die hervorragende Seiten recht geschliffen, die Begebenheiten eine in die andre eingehenkt, die Kette ohne Verwirrung und schnell verknüpfet, und die edle Einfalt und bescheidene Pracht des Styles dabey gebraucht wird: so sehe ich nicht, warum nicht ein künftiger deutscher Geschichtschreiber mit einem Livius, mit einem de Thou, Buchanan, Giannone, und endlich mit einem Hume wetteifern könne. Was den Styl des letztern betrift: so mag sich ja niemand von Hr. Bertram zu dem Glauben verführen lassen als ob derselbe Voltaires Styl nachgeahmt. Voltaire (welches unsre we-

nigſten Landsleute begreifen,) will in ſeinem Verſuche über die neuere Geſchichte zu denken eigentlich nicht hiſtoriſch ſchreiben, ſo wenig als Bolingbrocke in den Briefen, darin er die Utrechtiſchen Friedensbemühungen vertheydiget. Beyde überlegen die Begebenheiten und dis kann freylich einen ganz eigenen Styl zulaſſen. Aber Hume ſolte einen ſolchen zerſchnittenen Styl in ſeiner Geſchichte angewannt haben! Freylich iſt ſein Styl in der deutſchen Ueberſetzung nicht der was er in der Urkunde iſt. Dem Originale hingegen kömmt vielleicht im Wohlklang der Perioden und in der edlen Einfalt des Vortrages keine engliſche Schrift nur in etwas gleich. Von ſolchen gröſsern Werken iſt endlich vollends die Geſchichte, die zu einem ſchönen Ganzen nach allen Regeln der Alten ausgearbeitet werden kann, noch zu unterſcheiden. Von dieſer gilt es eigentlich, wenn man ſagt, daß wir Deutſchen noch nichts in dieſem Fache aufzuweiſen haben. Eine ſolche Geſchichte begreift nur eine höchſtmerkwürdige Begebenheit, einen kurzen Zeitraum, dem man

aber

aber ſeine volle Exiſtenz, wenn ich ſo ſagen kann, nach jedem Theile aufbewahren will, und der ſo ausgewickelt wird, daß man an jedem Augenblicke der Zeit ein Stück der Geſchichte hängen ſieht. Bey dieſer Geſchichte findet eine ſichtbare Einheit Statt, welche nothwendig da ſeyn muß, um das wahre Verhältniß aller beſondern Theile dagegen abzumeſſen. Doch ich will mich hier nicht in weitläuftige Regeln einlaſſen, deren Widerhohlung ekelhaft ſeyn könnte. Eine einzige Regel Lucians die ich anführen will, mag zum Beweiſe dienen, daß die Alten vornehmlich auf eine ſolche einzelne Geſchichte mit ihren Vorſchriften abgezielt haben.

Lucian ſagt, „der Geſchichtſchreiber gebe mir „ja auf die Schlachtordnung beyder Theile ge„nau Achtung, eile von einem Flügel zum an„dern, im Gefechte ſey er allenthalben gegen„wärtig, wäge die Thaten ab, bemerke die vor„züglichſten. Doch ſey ſein Augenmerk vornehm„lich auf die Heerführer; mit den Flüchtigen „fliehe er, aber den andern ſtehe er auch im „Nachhauen bey u. ſ. w.„ Nun möchte ich

wiſſen, wo dieſe Regel brauchbar wäre, auſſer in einer ſolchen beſondern Geſchichte, die faſt wie ein epiſches Gedichte kann ausgearbeitet werden. Nicht einmal die Lebensgeſchichte eines berühmten Mannes läßt ſich genau nach einem ſolchen Plane einrichten, ob ſie gleich ſchon vieles davon annimmt. Im Vorbeygehn mag es hier ſtehn, daß man die Geſchichte Guſtav Adolphs, die neulich aus dem engliſchen ins deutſche überſetzt worden, in allen Zeitungen auch in Abſicht auf den Styl als ein Meiſterſtück angerühmt hat, ob ſie gleich in dem gezwungenen pretiöſen Styl geſchrieben iſt, der den Rundköpfen auf den engliſchen Univerſitäten, (wie auch aus der biographia britannica an manchen Orten erhellet,) eigen zu ſeyn ſcheint.

Die Franzoſen haben ſchon ſeit geraumer Zeit angefangen, die groſſe Geſchichte eines Ferreras, Rapins, Daniels ins kleinere zu ziehen und nach Voltairens Lehrart vorzutragen. Dis giebt eine Mittelgattung zwiſchen Lehrbüchern und groſſen Werken und ihr Nutzen iſt wichtig,

weil ſie eigentlich den Liebhabern auf eine leichte Art die Geſchichte in die Hände ſpielen. Ich weiß nicht, ob eine Geſchichte der Staaten, die in Heilbronn herauskömmt, dieſer Methode folgt und dieſen Nutzen von ſich erwarten läßt: Denn ich habe ſie noch nicht geleſen. Aus des Hrn. Rath Gebauers Geſchichte von Portugal könnte dergleichen etwas gemacht werden, wenn man ſie umſchmelzte. Ich ſetze des Tacitus Schriften in die Klaſſe der Geſchichtbücher von dieſer Mittelgröſſe: alsdann begreife ich, wie er ſeinen Styl ſo habe wählen können, wie er ihn gewählt hat. Daraus ergiebt ſich auch, bey welcher Gelegenheit er könne nachgeahmt werden.

Sie ſehen nun, wie viele Gattungen von Geſchichtbüchern unter uns noch können, noch müſſen bearbeitet werden; wie man die Vorſchriften dazu einzurichten, was man von ihnen dagegen zu erwarten habe: worinn das wahre Lob beſtehe, das jedem von ſeiner Art Arbeit zu Hauſe kommen muß, und wie durch eine ſolche Abtheilung das verworrene Geſchwätze, da man

bald gegen dieſe bald gegen jene Regel und immer mit einem Scheine des Rechtes Ausnahmen anbringet, könne gehoben werden.

Hr. Bertram führt in der Vorrede, darinn er ſeine Hülfsmittel anzeigt, auch den neueſten Auszug der Spaniſchen Geſchichte des Deſormeaux an, und hat nicht das Herz dem günſtigen Urtheile der Leipziger Zeitungen von dieſem Buche zu widerſprechen. Sie ſollen auch eine Ueberſetzung davon angekündiget haben. Ich weiß nicht, ob ſie erſchienen iſt: allein das Buch verdiente ſie gewiß nicht. An einigen Orten iſt es recht gut geſchrieben; unſtreitig! aber tauſendmahl kommen ganz abgenützte Anmerkungen vor. Deſormeaux hat zuweilen den de Thou gebraucht und ihn nicht verſtanden. (In der Note finden ſie ein Beyſpiel; *) unſre beſte deutſche

*) Deſormeaux ſpricht von der neuen Auflage des Herzogs von Alba in den Niederlanden: „l'Alcavala fut établi; mais avec des modifications; au „lieu du *dixiéme* de toutes les ventes des biens „meubles, & du *vingtiéme* des immeubles à chaque mutation de Propriétaire on ne paya que „le centiéme„ de Thou ſagt: Albanus ab iis pete-

ſche Namen, hat er nach Gewohnheit ſeiner Landsleute verhunzt. So heiſſet der berühmte Schertel, der im Dienſte der Stadt Augſpurg im deutſchen Kriege den Paß im Tyrol zu beſetzen unternommen, beym Deſormeaux Serlet, vormals ein Marketenter. Nirgends aber iſt dieſer Franzoſe unausſtehlicher, als wenn er den Spaniern höfelt, um ſie gleichſam durch ſeine Schmeicheleyen nach damaligen Zeitläufen (1758) in Frankreichs Intereſſe zu ziehen. Darüber thut er die heftigſten Anfälle auf die Engliſche Nation, ſucht die Spaniſche Abſcheulichkeiten in America von dem Karakter der Nation abzuwiſchen; ſchreibt die ganze neuere Geſchichte von 1701. an im Geſchmake einer partheyiſchen Hofzeitung und ängſtigt ſich und ſeine Leſer mit den ekelhafteſten Uebertreibungen und Verkleiſterungen bey der unbeträchtlichen Regierung ſeines Philips von Anjou. Von den Franzoſen und Spa-

bat *decimam* omnium mobilium, quae diſtrahe. rentur, *viceſimam* rerum ſoli divenditarum; *centeſimam* omnium cuiusque bonorum, tam mobilium quam ſoli, *ſemel* perſolvendarum. Dis klingt ganz anders als das erſtere.

niern redt er faſt niemals anders als: les deux premières nations de l'Univers: kurz der einfältige Menſch ſtellt ſich an, als ob er durch ſeine fünf Octavbändchen die Spaniſche Flotte würcklich mit der franzöſiſchen gegen die engliſche zu vereinigen hoffen könnte. So gar Portugal möchte er von England abziehen, doch daran verzweifelt er. Im 4ten B. mag die Stelle S. 280. zum Beweiſe deſſen was ich geſagt habe dienen. Solche Herrlichkeit können wir endlich noch ſelbſt in Deutſchland verfertigen, ohne des Entlehnens von Fremden nöthig zu haben.

B.

Beylage zum zwey hundert und sechs und neunzigsten Briefe.

Die andre Hälfte von Lucians Schrift: *wie die Historie abzufassen sey?* *)

Nun dürfte es wohl, nach Wegräumung des Schuttes einmal Zeit seyn, selbsten etwas aufzuführen; damit man nicht blos die Kräfte zu haben scheine andrer Gebäude umzustürzen, sondern auch die Geschicklichkeit etwas eigenes auszusinnen und zwar so was, woran auch ein Momus nichts zu momisieren vermöge.

So sage ich denn, daß der treflichste Geschichtschreiber von Hause aus diese beyde Hauptstücke mit sich bringen müsse, nemlich daß er verständig in Staatssachen, und mächtig in Worten seye. Jenes ist eine unlehrbare Naturgabe, dieses aber muß durch viel Uebung, anhaltende Arbeit und Nacheiferung der Alten erlanget werden. Dergleichen Sachen sind aus-

*) Ich habe mir einige kleine Freyheiten beym Uebersetzen erlaubt, ohne dadurch hoffentlich meiner übernommenen Uebersetzungspflicht entgegen gehandelt zu haben.

ſerhalb dem Umfange meiner Kunſt, und mein Rath iſt dabey überflüſſig. Meine Schrift verſpricht keinesweges, verſtändige und ſcharfſinnige Köpfe aus ſolchen zu machen, die es nicht von Natur ſind: nichts käme ihr fürwahr gleich, wenn ſie dergleichen was leiſten; Bley in Gold, Zinn in Silber verwandeln könnte: Aber Kunſt und Rathſchläge dienen nicht zur Anſchaffung des ſchon vorräthigen, ſondern zur Anweiſung daſſelbe aufs beſte zu brauchen. Der geſchickteſte Uebungsmeiſter wird blos verſprechen, eine vorhandene natürliche Stärke durch ſeine Kunſt zu erhöhen und auszuarbeiten. Eben ſo ſchreibe man uns ja nicht die Prahlerey zu, als ob wir zu einer ſo wichtigen Sache, wie die Abfaſſung der Geſchichte iſt, eine Kunſt erfunden zu haben vorgäben. Denn nicht aus jedem, der uns vor die Hand kömmt, machen wir uns anheiſchig einen Geſchichtſchreiber zu bilden, ſondern, blos einem von Natur verſtändigen Kopfe, der ſchon beſtens im Style geübt iſt, die rechten Wege, wenn es ſolche giebt anzuweiſen, auf denen er am ſchnelleſten

und

und leichteſten das vorgeſtellte Ziel erreichen möge. Das aber wende man uns auch nicht ein, daß ein guter Kopf in denen Sachen, darinn er noch nicht unterwieſen iſt, der Kunſt und des Unterrichtes nicht bedürfe. Wäre dis, ſo könnte er auch ohne alle Unterweiſung jedes Inſtrument ſpielen, ja er wüßte überhaupt alles. Nun iſt es aber wahr, daß er mit keinem Inſtrumente ohne es gelernt zu haben, umzugehen weiß. So bald es ihm aber jemand vorgewieſen: dann lernt er es leicht und behandelt es ohne Schwierigkeit. Auf gleiche Art gebe man uns nun einen Schüler, der, weder an Einſicht noch an Ausrede verwahrloſet, ſcharf und helle ſehe, der zu den Geſchäften, wenn ſie ihm aufgetragen werden, tüchtig ſeye, und der von Kriegs- und Staatsſachen einige Kenntniß, ja in den erſtern ſelbſt einige Erfahrung habe. Und warlich, er muß einmal in einem Feldlager geweſen ſeyn; ein Heer ſeine Wendungen machen geſehen haben, und die verſchiedene Arten der Waffen und den Feldzug kennen, verſtehen, was es ſey, Fronte

machen,

machen, oder in Colonnen einherziehen, rechts oder links abmarschieren, wie die Rotten des Fußvolks, wie die Reuterey gestellet werde, wie der Angrif geschehe oder was überflügeln heisse, kurz, er muß keiner von den Stubensitzern und nur gemacht seyn, alleine anderer Erzählungen zu glauben. Vornemlich aber und hauptsächlich muß er eine freye Seele haben, und weder jemand fürchten, noch von jemand was erwarten: denn sonst würde er den verkehrten Richtern ähnlichen, die nach Gunst oder Abgunst der Geschenke wegen ihre Aussprüche thun. Er mag sich also ja nicht darum härmen, daß dem Könige Philip bey Olinth von dem Bogenschützen Aster ein Auge ausgeschossen worden; sondern er mag immerhin diesen König, so wie er ist, seinen Lesern vorzeigen; auch darf ihm Alexander sich eben nicht so sehr über dem Todschlage des Clitus ängstigen, diesem schröcklichen Morde mitten unter einem Gastmale, wenn er anders die Sache treu erzählet. Eben so wenig wird ihn Cleon, der so viel beym Volke vermag und den Rednerstuhl gleichsam

im Pachte hat, ſo ſehr in Furcht ſetzen, daß er es nicht wage ihn einen verderblichen und tollen Mann zu nennen: ja die ganze Stadt Athen ſoll es nicht über ihn vermögen, daß er bey der Erzählung ihrer Sicilianiſchen Niederlagen verſchweige, wie Demoſthenes gefangen worden und Nicias geblieben; welchen Waſſermangel die Armee gelitten; was ſie endlich für Waſſer habe trinken müſſen, und wie viele über dem Trinken erſchlagen worden. Denn kein Vernünftiger, wie es auch billig iſt, wird ihme an den unglücklichen oder thörichten Unternehmungen, darum weil er ſie erzählt, die Schuld beymeſſen. Er iſt ja nicht der Urheber ſondern nur der Aufzeichner dererſelben. So wenn eine Seeſchlacht verlohren geht, iſt er es ja nicht, der die Schiffe verſenket; und wenn es zur Flucht geht, iſt er es ja nicht, der hinten nachſetzt: er iſt auſſer Schuld, er müßte es dann an Wünſchen für die gute Sache haben fehlen laſſen. Gewiß, wenn durchs Verſchweigen oder durchs Anderserzählen verdorbne Angelegenheiten könnten berich-

liget werden; ſo wäre es dem Thucydides was leichtes geweſen, mit einer dünnen Feder die Verſchanzungen bey Epipole umzuwerfen, das Ruderſchi des Hermocrates zu verſenken, und den verwünſchten Gylipus durch und durch zu ſtoſſen, ehe er die Wege durch Schanzen und Gräben unzugänglich gemacht; endlich die Syrakuſer zur Sclavenarbeit zu verdammen, ſeine Athenienſer aber, durch die erſte und ſchöne Hofnungen des Alcibiades getrieben, ganz Italien und Sicilien umſeegeln zu laſſen. Allein, Dinge, deucht mir, die einmal das Schickſal geſponnen hat, wird weder Kloto wieder aufwinden, noch Atropos umkehren. Der Schreiber hat nur eins zu thun, nemlich zu erzählen was vorgegangen iſt. Doch das kann er ſo lange nicht, als er entweder ſich vor dem Artoxerxes, deſſen Leibarzt er iſt, fürchtet, oder das Purpurkleid und die goldne Kette oder ſonſt ein koſtbares Geſchenke als die Belohnung für die in der Geſchichte demſelben ertheilten Lobſprüche erwartet. Aber ſo was wird Xenophon nicht

thun,

thun, ein rechtschaffener Geschichtschreiber, noch Thucydides, sondern, wenn er auch gegen einige einen privat Groll hat, wird er es doch für dringender halten, dem Publikum die Wahrheit zu sagen, als mit ihrer Hintansetzung diesem Grolle zu fröhnen. Eben so wird er die Versehen seiner Freunde nicht ungeahndet hingehen lassen, denn wie ich gesagt habe, dis ist das einzige der Geschichte eigenthümliche. Wer sich an sie macht, muß allein der Wahrheit opfern, und alles andre neben ihr ausser Acht lassen. Ich nehme alles zusammen: der wahre Staab, das genaueste Maas ist dis, sein Augenmerk zu richten nicht auf die gegenwärtigen Zuhörer, sondern auf die künftige Leser derer Schriften. Will jemand einem Zeitgenossen höfeln: so muß er sichs auch gefallen lassen, ein Schmeichler zu heissen, und diese hat die Geschichte längstens und gleich vom Anfange an von sich ausgestossen, ohngefehr so wie die Gymnastik das Haarkräuseln. Folgendes erzählt man daher auch von Alexander: Thnesicrates! soll er gesagt haben, wie gerne

wünschte

wünſchte ich nach meinem Tode auf eine kleine Zeit wieder aufzuleben, damit ich erführe, mit welcher Geſinnung alsdann die Menſchen dieſe Sachen läſen. Denn daß ſie jezt darnach giezig thun und ſie loben, darf uns nicht wundern, weil jeder dadurch glaubt nach meiner Gewogenheit mit einer unfehlbaren Lockſpeiſe zu angeln.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,
die neueſte Litteratur betreffend.

III. Den 27. September 1764.

Beſchluß der Beylage zum zwey hundert und ſechs und neunzigſten Briefe.

Homers Erzählungen vom Achill ſchmecken nach dem fabelhaften, und doch laſſen ſich einige bewegen, ihm Glauben beyzumeſſen, ohne einen andern Beweis für die Wahrheit, als dieſen, daß er nicht von einem lebenden Helden geſchrieben. Es iſt nemlich alsdann unbegreiflich, wem zu Gefallen er uns ſolte getäuſchet haben.

So ſey denn nun mein Schriftſteller beſchaffen: furchtlos, unbeſtechbar, freymüthig, wahrliebend im Denken und Sprechen, um, wie man zu ſagen pflegt, das Kind bey ſeinem rechten Namen zu nennen, weder dem Grolle noch der Freundſchaft fröhnend, ohne Verſchonen, ohne Erbarmen, ohne Blödigkeit, ohne Weichherzigkeit, ein gleichmüthiger Richter,

allen gewogen ſo weit daß er keinem etwas über die Gebühr zuſpreche. Nirgends Bürger oder als ſolcher eingeſchrieben, ſein eigener Herr und Fürſtenlos, um nicht, was dem oder jenem gut dünken werde, zu überlegen, ſondern was gethan worden, zu ſagen. Thucydides hat daher vollkommen richtig folgendes zum Geſetze gemacht, um die ſchriftſtelleriſche Güte oder Verdorbenheit daran zu erkennen. Er ſah nemlich den Herodotus von allen bewundert ſo ſehr, daß man auch deſſen Bücher ſchlechtweg die Muſen nannte; ich hingegen, ſagt er, will ein immerwährendes Eigenthum mir zuſammen ſchreiben und nicht eine Schrift, die bey meinen Zeitgenoſſen um den Preiß ſtreiten ſoll, ich will nicht in die Fabeln mich vertiefen, ſondern die Wahrheit geſchehener Dinge den Nachkommen hinterlaſſen. Er ſetzt auch den Nutzen davon hinzu, und welchen Endzweck wohl ein Vernünftiger bey einer ſolchen Geſchichte haben könne, daß man nemlich, wenn ähnliche Begebenheiten ſich wieder eräugnen ſollten, nur in dieſes vorheraufgezeichnete hineinſchauen

ſchauen und ſich daraus das heilſamſte für die Regierung abnehmen könnte.

Dis mögen alſo die Geſinnungen ſeyn, mit denen mein Schriftſteller begabet zu mir kommen ſoll. Was nun aber ſeine Sprache und ſeine Macht in der Rede betrift; ſo wünſchte ich wohl, daß jene die ſo heftig iſt und ſo herbe, jene vollzählige Schreibart, wo immer eines in das andere gekrümmet iſt, nebſt der ganzen übrigen Rüſtung der Beredſamkeit, nicht gleich im Anfange ſeiner Schrift zum Vorſchein käme; er trete gelaſſener auf; zwar ſeyen ſeine Gedanken zuſammenhängend und gedränget; die Ausrede aber deutlich, gemeinverſtändlich und ſo beſchaffen, daß ſie auf das klärſte den Sinn offenbare. Denn ſo wie wir den Geſinnungen unſers Schriftſtellers das Ziel geſetzt haben, nemlich Wahrheitsliebe im Denken und Sprachen: ſo bleibt auch für ſeine Ausrede das vornehmſte und einzige Ziel, deutlich die Sachen vorzutragen, und ſie aufs faßlichſte an Tag zu legen; alſo weder mit unerhörten und nicht mehr üblichen Worten, noch mit pöbelhaften

und vom Fiſchmarkte hergenommenen, ſondern mit ſolchen, die zwar die meiſte verſtehen, Kenner aber auch loben. Er kann auch zur Pracht Redefiguren brauchen, dis Gewürze nur aber nicht läſtig, nicht übertrieben werden: ſo wenig als das Gewürze an einer Brühe, und mit der letztern vergleicht man ohnehin immer die Rede. Die Gedanken ſelbſt können ſehr wohl den poetiſchen ſich nähern, ja gar was gemeinſchaftliches mit ihnen haben, in ſoweit auch jene prachtvoll und erhaben ſind, beſonders wo ſie Schlachtordnungen und Treffen und Seegefechte vor ſich kriegen. Alsdann wird es eines poetiſchen Windes bedürfen, der alle Seegel günſtig aufblaſe und in der Höhe, und kaum die höchſten Waſſerwogen berührend das Schiff dahin führe. Bey dem allen muß doch die Ausrede auf der Erde einhergehen, zwar durch die Größe und Schönheit der vorgetragenen Sachen zugleich mit in die Höhe gehoben, und ſo viel nur immer thunlich, nach ihnen abgemeſſen, doch aber ohne was fremdes an ſich zu nehmen, oder ſich übermäßig zu erhitzen.

hitzen. Sie würde dadurch Gefahr laufen, in einen tanzenden Gang zu gerathen und gar endlich auf die poetiſche Sprünge zu verfallen. Eben deswegen gehört eine gewiſſe Nüchternheit dazu und eine Geſchicklichkeit die Zügel zu regieren, denn auch in der Rede giebt es, wie bekannt, ein Stolzieren, das an ihr kein geringes Gebrechen iſt. Es wird alſo ſichrer ſeyn neben den Gedanken, ſolten ſie auch zu Pferde forteilen, doch die Rede zu Fuſſe einhergehen zu laſſen: ſie mag ſich an das Pferdezeug hängen, um nicht dahinten zu bleiben.

Die Zuſammenſetzung der Worte muß eine gewiſſe Haltung haben, aber mit Mäßigung; man darf die Worte nicht zerren oder zu weit von einander abſtehen laſſen; der Styl würde zu ungeſchlacht; noch auch beynahe ſie nach einem Sylbenmaſſe zuſammen fügen, wie viele es thun. Jenes iſt zu tadeln, dieſes wird den Zuhörern unangenehm. Die Begebenheiten ſelbſt aber ſo blindlings anzuordnen iſt gar nicht erlaubt; ſorgfältig und beynahe mühſelig muß man ſich ofte nach der nämlichen Sache erkun-

digen, vornemlich bey dem, der zugegen gewesen und sie mit angesehen hat. Fehlt ein solcher: so muß man sich an diejenige halten, die es an unpartheylichsten nacherzählen, und von denen sich muthmassen läſſet, daß sie weder aus Gefälligkeit noch aus Abgunſt dem Vorgange was zuſetzen oder ihm was wegnehmen werden. Dazu gehört nun eine gewiſſe Gabe zu errathen und das wahrſcheinlichſte herauszubringen.

Und wenn denn alles oder das meiſte zu Hauſe gebracht iſt: ſo bilde er ſich erſt daraus eine Art von Chronik, und ſchaffe ſich eine Maſſe an, die noch weder Schönheit, weder Gliederung iſt. Hernach erſt, wenn er geordnet hat, ſo trage er nach und nach die Schönheit auf und erhöhe ſie mit Farben durch die Ausrede, arbeite vollends aus und ſetze das harmoniſche zu; und überhaupt werde er dann Homers Jupiter ähnlich, der bald auf das Land der Pferdereichen Thracier herabſiehet, bald auf die Gegend der Myſier. Auf ähnliche Art ſehe auch er zu, jetzt was bey den Römern

vor-

vorgeht, und offenbare es uns, wie ihm dieſe Sachen, auf die er von ſeiner Höhe herabſieht, vorgekommen, jetzt was bey den Perſern ſich eräugnet, und dann was bey beyden, wenn es ans Treffen geht. Bey der Schlachtordnung ſelbſt ſehe er nicht bloß auf einen Flügel, oder gar nur auf einen Reuter, oder Fußgänger; es müßte denn ein Breſidas ſeyn, der aus dem Schiffe zum Angriffe herausſpringt, oder ein Demoſthenes der die Stricke der Leitern abhauet. Auf die Heerführer aber richte er vornemlich ſein Augenmerk, und wenn ſie was befehlen, ſo höre er es mit an, und auf was Art, mit welcher Einſicht und mit welcher Faſſung ſie ihre Befehle gegeben. Sobald es zum Handgemenge gekommen: ſo ſey ſein Auge allenthalben und dann wäge er wie auf einer Wage die Thaten ab. Bey den einen ſey er im Nachhauen, mit den andern auf der Flucht; und bey allem den halte er eine gewiſſe Maaſſe, damit er ohne Ueberdruß, nicht unbeholfen, nicht leichtſinnig ſondern ungezwungen eins nach dem andern abfertige. So etwa laſſe

er dorten irgendwo jene ſtehen und kehre zu dieſen zurück, wenn es noth thut. Von dieſen loß, gehe er wieder zu den erſten, wenn ſie ihn rufen. Durchaus aber ſey er eilig, und halte wo möglich, gleiche Zeiten, und werde gleichſam auf Flügeln getragen aus Armenien nach Medien, von dannen in einem Flug nach Iberien, und von dort aus nach Italien: ſo daß er nirgends was verſäume. Vor allen Dingen gleiche ſeine Seele einem Spiegel, der reine, glänzend und untadelhaft geſchliffen iſt: damit er alle Geſtalten der Begebenheiten, ſo wie er ſie empfängt auch wieder vorzeige: nichts aber verzerret oder verfärbet, oder andersgeſtaltet. Denn hier gilt es nicht wie bey Rednerübungen. Die Sachen, welche man ſagen ſoll, ſind da; man wird ſie erzählen, denn ſie ſind nun einmal verrichtet; man ſoll ſie jetzt nur in Ordnung ſtellen und herſagen. So daß man alſo nicht erſt ſuchen darf was man ſagen wolle, ſondern wie man es ſagen wolle. Man muß überhaupt den Geſchichtſchreiber als einen Mann anſehen, der einem Phidias, oder Praxiteles,

oder Alcamenes, oder einem andern dergleichen Künſtler ähnlichen ſolle. Auch dieſe haben weder das Gold noch das Silber noch das Elfenbein noch irgend eine andere Materie erſt verfertiget; dieſe war vorhanden, ward ihnen vorgeleget; die von Athen, oder Argos, oder Elos ſchaffeten ſie an. Die Künſtler gaben ihr nur die Form, ſägeten das Elfenbein, glätteten es, leimten die Stücke zuſammen, gaben ihnen ſchönes Ebenmaas, und ſchmückten es mit Golde aus. Und darinn beſtand ihre Kunſt, aus der Materie das geforderte herauszubringen. Dies iſt alſo auch des Schreibers Geſchäfte, zu einem ſchönen Ganzen die Thaten zu ordnen und nach Vermögen ſie aufs klärſte vorzuzeigen. Wenn darauf einer der Zuhörer ſich einbildete, er ſehe das erzählte vor ſich und nachdem die Erzählung lobet: dann iſt das Werk auf das edelſte vollendet, und die Arbeit hat ihr eigentümliches Lob dieſem Phidias der Geſchichte zu Hauſe gebracht.

Wenn nun alles ſo zugeſchnitten und angeſchaffet iſt: ſo kann man zuweilen das Werk ſelbſt

ohne Einleitung anfangen, woferne nicht die Sache ſelbſt es nöthig macht in der Einleitung etwas voranzuſchicken. Im erſten Falle wird der Geſchichtſchreiber, obſchon nicht ausdrücklich, durch die Ankündigung ſeiner Materie einen Eingang machen. Soll es aber eine ordentliche Einleitung werden: ſo darf ſie nur zwey Stücke und nicht drey, wie bey den Rednern, enthalten. Die Bewerbung um Gewohnheit läßt er weg, und bemüht ſich blos die Aufmerkſamkeit zu erwecken, und die Faßlichkeit der Sache zu erleichtern. Man wird aber aufmerkſam, wenn er zeiget, wie groß, nützlich, unentbehrlich und einheimiſch die Sachen ſeyn, wovon er reden werde. Faßlich und deutlich wird er das folgende machen, wenn er die Urſachen voranſchicket, und das hauptſächlichſte der Begebenheiten anzeigt. Die beſte Geſchichtſchreiber haben ſo vorgeſpielt; Herodotus z. E. damit nicht die Zeit ſolche Begebenheiten auslöſchen möge, die ſo groß und wunderbar ſeyen, ja die die Siege der Griechen und die Niederlagen der Perſer kund machten. Thucydides hingegen, daß er ſelbſt vermuthe,

recht grob und merkwürdig und ſo gar erheblicher als die vorhergehende Kriege werde dieſer Krieg werden. Denn er hätte ſich ſchon die wichtigſten Vorfälle ausgezeichnet. Die wahre Größe der Einleitung aber, ſie mag nun lang oder kurz ſeyn, beſteht in ihrer Verhältnißmäßigkeit mit den Sachen. Der Uebergang davon zur Erzählung ſelbſt ſey eben und glatt. Denn der ganze übrige Körper der Geſchichte iſt nun durchaus eine lange Erzählung, ſo daß ſie blos mit denen der Erzählung eigenthümlichen Schönheiten kann geziert werden, nemlich mit einem ſanften und gleichſchrittigem Gange, und mit einer Gleichmäßigkeit, ohne Erhöhung noch Vertiefung. Die Deutlichkeit, muß durch die Ausrede und durch die glückliche Anfaſſung der Begebenheiten herausgebracht, allenthalben hervorglänzen, denn jedes Stück wird er ganz ausgearbeitet darſtellen und ſo kann er, mit dem erſten fertig, das andere gleich anſchlieſſen, daß man nicht einmahl eine Fuge merkt, und wie bey den Gelenken einer Kette alles in einander hängt. Nichts wird abgeriſſen ſeyn, die Erzählungen werden

nicht

nicht, als ob es mehrere wären neben einander liegen, ſondern immer wird das folgende mit dem vorhergehenden nicht blos benachbart ſondern eingehenkt ſeyn und an den äußerſten Enden werden ſie ſich vermengen. Die Kürze iſt durchaus anzurathen, beſonders wenn es nicht an Materie fehlt: und dieſe Kürze muß nicht ſowohl von den Worten und Redensarten als von den Sachen ſelbſt herrühren. Man ſchaffet ſie, wenn man kleine und unerheblichere Sachen obenhin berührt; groſſe hingegen genugſam erklärt; vornehmlich aber vieles ganz wegläßt. Würde man wohl bey einer Gaſterey für gute Freunde, wobey viele Speiſen zugerichtet wären, unter dem Ueberfluſſe, an Wildpret, Geflügel und Leckerbiſſen, zu einer Schüſſel Reißbrey oder Sauerkohl die etwa auch vorräthig wäre nöthigen, und alles andre vorbey gehn? Hauptſächlich iſt eine gewiſſe Nüchternheit nöthig bey Beſchreibungen der Berge und Mauern und Flüſſe damit man nicht auf eine ſchülerhafte Art dabey ſeine Beredſamkeit auszukramen, und mit Hintanſetzung der Ge-

ſchichte für ſich zu arbeiten ſcheine. Nach einer kurzen Berührung der Nutzbarkeit und Deutlichkeit wegen wird er es wieder bey Seite ſetzen, und den Köder der dabey iſt und alle ſolche Leckerheit vermeiden. Dis thut ſo gar Homer, alles großen Aufwandes ohnerachtet. Obſchon Poet rennt er doch ſchnell beym Tantalus, Yxion, Tityus und den andern vorüber. Wäre aber ein Parthenius oder Calimachus oder Euphorion daran gerathen: durch wie viele Verſe glaubſt du wohl Freund, würde er das Waſſer bis an die Lippen des Tantalus fortgeleitet und durch wie viele andre würde er den armen Yxion fortgewälzet haben? Hingegen betrachte vielmehr den Thucydides, der nur ſelten von dieſer Rednerfigur Gebrauch macht, wie ſchnell er davon abzukommen ſucht, wenn er entweder eine Kriegsmaſchine beſchreibt, oder den Plan einer Belagerung, der Nothwendigkeit und Brauchbarkeit halber, vorlegt, oder eine Stadt oder den Hafen zu Syracus abzeichnet. Zwar wenn er die Peſt beſchreibt, ſolte dir alsdann die Kürze bey ihm zu fehlen ſcheinen: ſo beſchaue

einmal die Sache ſelbſt. Du wirſt die Kürze ſolchergeſtalt finden, und wie ihn die Vorfälle, wenn er gleich davon eilt, immer wieder aufhalten, ſo zahlreich ſind ſie. Solte es irgendwo nöthig ſeyn einen redend einzuführen: ſo mag er ja ſeiner Perſon anſtändig und der Sache angemeſſen ſprechen. Dis iſt das erſte; das zweyte iſt, deutlich ſprechen, nur daß es dir erlaubt iſt alsdann Redekunſt anzubringen, und die Macht der Beweiſe zu zeigen. Tadel und Lob müſſen ſparſam und behutſam, ohne Verläumdung, nicht ohne Beweis, ganz kurz und nicht zur Unzeit angebracht werden: denn man hält ja nicht eigentlich Gericht über die Helden, und man würde die nehmlichen Fehler wie Theopompus begehn, der auf eine gehäßige Art jeden anklagt, und ſich daraus ein wahres Geſchäfte macht, ſo daß er das geſchehene eher zu verurtheilen als zu erzählen ſcheint. Auch eine Fabel, wenn ſie einem aufſtöſſet, muß man niederſchreiben, nicht zwar mit beyfallenden Glauben ſondern bloß, daß man ſie denen vorlege, die darüber nachzudenken Luſt haben:

Du ſelbſt verſtrickſt dich nicht damit, und neigſt dich auf keine Seite. Kurz, denke nur daran, noch ofte werde ichs dir ſagen, und ſchaue beym Schreiben nicht blos auf die gegenwärtige Zeit, nicht wie dich die Zeitgenoſſen loben, dich ehren werden, ſondern ſchreib mit unverwandtem Auge auf die ganze Folge der Jahrhunderte vielmehr für die Nachkommen; und von ihnen erwarte den Lohn deiner Arbeit, damit es auch von dir heiſſe: er war ein freymüthiger und edelgeſinneter Mann; er hatte nichts kriechendes, nichts knechtiſches an ſich: er iſt allenthalben wahrhaftig. Die wird ein Schriftſteller, wenn er klug iſt, über alle andre Hofnungen, die ſo kurzzeitig ſind, hinaufſetzen. Siehſt du wohl wie es der Gnidiſche Baumeiſter gemacht hat? nachdem er jenen bekannten Leuchtthurm erbauet. Dieſes vortreflichſte Werk an Größe und Schönheit, das den Schiffahrenden weit hinein in die See leuchtete, um die gefährlichſte Stellen zu vermeiden, nachdem er nun dieſes Werk vollendet: ſo grub er in die innern Steine ſeinen eigenen Namen ein, bewarf ihn darauf mit

mit Kalk um ihn zu verſtecken, und ſchrieb auf den Anſtrich den Namen des damals regierenden Prinzen. Er wußte wohl daß in kurzer Zeit, welches auch erfolgt iſt, mit dem Anſtriche zugleich jene obere Buchſtaben herunter fallen müßten, hingegen die Aufſchrift zum Vorſchein kommen würde: Soſtrates von Cnidus des Dexiphanes Sohn weihets den errettenden Göttern der Seefahrenden halben. So hat er denn weder auf die damalige Zeit noch auf ſein Leben, das kurz war, geſehen, ſondern auf die gegenwärtige und auf alle künftige Zeiten, ſo lange der Thurm ſtünde und ſeine Kunſt ſichtbar bliebe. Auf gleiche Art muß der Geſchichtſchreiber ſeine Arbeit verfertigen mit Liebe zur Wahrheit zu künftigen Hofnungen, nicht mit Schmeicheley zum Genuſſe des Lobes von Zeitgenoſſen. Dis ſey deine Richtſchnur, dis die Wagezunge einer gerechten Geſchichte. Wenn einige nach dieſer Richtſchnur die ihrige abmeſſen: ſo habe ich nicht vergeblich geſchrieben: wo nicht: ſo habe ich wenigſtens meine Tonne gewälzet.

B.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

IV. Den 4. October 1764.

Zwey hundert und ſieben und neunzigſter Brief.

Ich will jetzt und kann jetzt des Hrn. Bertrams Arbeit nach dem Geſetzbuche, das ich vorangeſchicket, richten, doch ohne die Einſchränkungen, woran ich mich in meinem erſten Briefe ſelbſt gebunden, auſſer Augen zu laſſen. Dieſe Einſchränkungen können folgende Regeln nicht aufheben.

1) Der Geſchichtſchreiber muß eine geographiſche Ordnung, ſo lange ſie mit keiner höhern in Colliſion kömmt, beobachten.

2) Die Uebergänge von einer Erzählung zur andern müſſen ſo leicht, ſo abgerundet ſeyn als möglich, damit nicht mehrere Erzäh-

lungen wie verſchiedene Ecken hervorzuragen ſcheinen.

3) Die Erzählung muß nirgends verworren, nirgends undeutlich, nicht widerſprechend mit ſich ſelbſt ſeyn.

4) Man muß einerley Ton in ſeiner Arbeit behalten: denn das ganze Werk einer Geſchichte macht eine fortdaurende Erzählung aus, die immer gleichſchrittig fortgeht.

5) Jedes Stück muß ſeiner Wichtigkeit gemäß ausgeführt werden, und die kürzeſte Erzählung iſt zu groß, wenn die Sache eine bloſſe Kleinigkeit iſt.

Nun geht mein Prozeß ſein Lauf. Einer der wichtigſten Mängel dieſes Werkes iſt der Mangel einer guten geographiſchen Ordnung: er durchſtreicht das ganze Werk, und macht es dem Leſer beſchwerlich. Der 74ſte Paragraph mag hier zum Beyſpiel dienen. In dieſem ſtehn erſt die innre Angelegenheiten von Spanien, darauf folgt ein Stück von Sachen die in Italien mit dem Reichslehn Piombino vorgefallen, dann wieder etwas was in Spanien einheimiſch vor-

vorgeht; auf dieſes abermals ein Stückchen von den Italiäniſchen Händeln gegen das Graubündtnerland zu, und endlich etwas von den vereinigten Niederlanden. Bemerken ſie wohl, daß keine Zeitordnung, keine innre Verknüpfung der Umſtände, keine Gründung des einen in dem andern dieſe Verletzung der geographiſchen Ordnung hier erfordert habe; ſondern die verſchiedene Nachrichten. Sie ſtehen eben ſo willkührlich neben einander als die Artickel einer Zeitung.

Von dieſem Mangel der geographiſchen Ordnung rührt auch der Mangel eines leichten Ueberganges von einer Erzählung zur andern: aber doch nur zum Theil. Denn dis iſt freylich eines der ſchwerſten Stücke bey der Abfaſſung der Geſchichte. Dieſes Anfügen des folgenden zum Vorhergehenden gelingt auch einem Genie nur in den glücklichſten Stunden. Man merkt ofte den Zwang, man ſieht den Leim: aber ſo plump darf es niemals ſeyn als im folgenden Beyſpiele.

„Der 114. §. schließt mit folgender Erzählung: „Der Herzog von Savoyen, dem ein Brief des „Königes von Spanien an den Stadthalter zu „Mayland in die Hände gefallen war, machte „diesen Brief bekannt, = = = = = zu nicht geringer „Demüthigung des Statthalters und zum „starken Beweise für andre italiänische Mächte, „daß man in Madrit ihnen wie den großen in „Spanien zu begegnen dächte.„ — Nun:

§. 115. „Es war den 5ten Jul. 1611. in der „Reichsstadt Aachen ein grosser Aufruhr entstanden.„ Wenn diese beyde Paragraphen so abgedruckt wären, daß der eine am Ende einer Seite, der andere auf der umgekehrten Seite des Blattes stünde, so würde man gewiß den Finger zum theilen des Blattes naß machen, in dem festen Wahne daß man zwey zusammen geklebte Blätter auf einmal umgewannt habe. Nebenher sey es gesagt, daß die abgezählten Paragraphen, recht deutlich verrathen, daß der Hr. V. ein deutscher Professor ist. Wozu nützen wohl die Zahlen und die Abtheilnng: andere

re gute Schriftſteller haben es ihre Hauptſorge ſeyn laſſen Uebergänge zu finden.

Der Mangel derſelben macht den Leſer verdrießlich. Er wird gleichſam aus dem Gleiſe herausgehoben und ſein Gedächtniß muß ſtärker arbeiten, um den Fortgang zu befördern. Aber Unordnung und Dunkelheit in den Erzählungen macht ihn gar ungehalten, und er bereuet das Nachdenken, das ihm ganz umſonſt vom Geſchichtſchreiber verurſacht wird. Denn was anders wäre es, wenn er einen verſteckten Gedanken dadurch herausfinden könnte; aber ſo findet er (und manchmal gar nicht) nur das was man ihm gleich hätte ſagen ſollen. Hier iſt ein Beyſpiel einer ſolchen Verwirrung oder Dunkelheit aus Hrn. B. Buche:

S. 69. 70. Weil man von ſpaniſcher und päbſtiſcher Seite wegen der Thronfolge in England nach dem Ableiben der ſchon betagten Eliſabeth Anſchläge gemacht hatte, die Heinrichen in Frankreich gar nicht angenehm waren, zumal bey ſeinem nahe bevorſtehenden Bruche mit Spanien und bey heimlichen Gäh-

rungen im innern des Reichs: „ſo gieng er ge„ſchwind nach der Picardie und nach Calais „ab, um ſeine Gränzen, wenn es zum Bruche „kommen ſollte, ſicher zu ſtellen. Die Königin „von England befand ſich damals von ohnge„fehr zu Dover: ſie mochte ohne Zweifel von „den ſpaniſchen und päbſtiſchen Abſichten Nach„richt haben . . . Sie ſchlug alſo Heinrich IV. „eine Unterredung auf der See zwiſchen beyden Küſten vor; dieſer fand aus verſchiedenen „Urſachen nicht für gut, ſolche Anerbietung an„zunehmen, ſondern ſchickte den Marſchall „von Biron an die Königin ab; welche ihm „damals, wie viele Geſchichtſchreiber erzählen, „den Kopf, des einige Monate vorher enthaupteten Grafen von Eſſex nicht zeigen konnte, „weil ſie ſich etliche Meilen von London zu „Vignes aufhielt.„ Ich geſtehe es daß ich lange gerathen habe, was der Kopf des Eſſex hier ſoll. Endlich glaube ich es herausgebracht zu haben: aber die Erzählung bleibt immer verwirret.

S. 350. kommt es zweymal vor daß das S. Alliaga 4000. Ducaten an Renten geſchenkt erhalten, und in der Beſchreibung der Perſon Pyilips III. ſteht das unbegreifliche Ding daß er ſtarke weiße und rothe Lippen gehabt habe.

Den bekannten Bethlen Gabor nennt Hr. B. bald Bethlen Gabriel, bald Gabriel Bethlen. Entweder muß er ihn nach ungariſcher oder nach deutſcher Art benennen. Die Ungarn ſetzen den Taufnamen hinter den Familiennamen. So kömmt vor Bethlen Gabor, nach unſerer Art: Gabriel de Bethlen; Bethlen Niklos, an ſtatt Nicolaus de Bethlen; Bethlen Janos; an Statt Johannes de Bethlen. Bethlen Farkas, an Statt Wolfgangus Bethlen.

Beym Jahr 1600. wird §. 55. geſagt, daß der Admiral Wakene nicht lange nach ſeiner damaligen Unternehmung zu Bilbao aus Verdruß geſtorben und ſeine ganze Flotte darüber zu Grunde gegangen ſey. Im Jahr 1601. aber fürchten ſich die Staaten nach dem §. 59. vor einer ſpaniſchen Landung unter dem Admiral Wakene.

S. 238. iſt abermals die Rede von einigen Plätzen im Montferratiſchen, die der Herzog von Savoyen und zwar nach dem zweyten Aſtiſchen Vertrage herausgeben ſollte, ob er gleich damals keinen Fußbreit Landes mehr in dieſem Gebiete inne gehabt. Ueberhaupt ließt man ſich todt an dieſen Katzenkriegen in Italien, und ich kenne nicht leicht einen verwünſchtern Karakter in der Geſchichte als den Karakter des Carl Emanuel von Savoyen. Dieſer böſe Fürſt wird verhaßt, weil er immer Unglück anrichten will, und verächtlich, weil ihm immer die Kräfte dazu fehlen.

S. 311. Dürften wohl auch die beyden Züge einander widerſprechen, wo über die Reiſe nach Portugal der König Philipp als ganz vergnügt beſchrieben, und gleich darauf geſagt wird, ſein Gemüth ſey durch die Reiſe gar nicht aufgeheitert worden.

Doch dis ſind meiſtens Kleinigkeiten. Der Hauptmangel einer Erzählung entdeckt ſich alsdann, wenn der Geſchichtſchreiber aushohlet, mehrere Stücke, die auſſerhalb ſeiner Geſchich-

te liegen, herzubringen, und ſie alle zuſammen ſo vortheilhaft ſtellen muß, daß der Leſer nun ganz leicht und deutlich einen Erfolg begreift, der ihm vorher gar nicht in dieſe Zeit zu paſſen geſchienen. Darinn iſt Hume ſo glücklich, und dadurch werden ſeine Betrachtungen über Gegenſtände die man ſchon erſchöpft glaubte, wieder ſo neu. Nun mögen Sie ſelbſt ſehen, ob Hr. B. die Moriskiſchen Sachen, die einen der erheblichſten Vorfälle unter Philips III. Regierung ausmachen, §. 94. und ferner S. 152. ſo glücklich auseinander geſetzt habe. Beyläufig kann ich es auch erwähnen, daß es wohl einer Kritiſchen Unterſuchung werth geweſen wäre, ob nemlich in der That einmal eine Unterhandlung der Moriſken mit Heinrich IV. in Frankreich vorgewaltet.

Herr B. wiſcht darüber ganz leicht weg. Man kann übrigens dieſen kurzen traurigen und unſinnigen Auftritt mit den Maranen oder Mauriſken nicht ohne die Anmerkung betrachten, daß die verfolgte Sekten in allen Jahrhunderten vieler Gräuel von ihren Verfolgern beſchul-

diget werden, daß ſie allemal mit einer übermenſchlichen Standhaftigkeit zuſammen gehalten, und daß auch die irrige Sekten ihre Märtyrer, Confeſſoren, Heuchler und Narren ganz ohnfehlbar unter ſich gehabt haben und haben werden. Ob übrigens der wahre Grund dieſes Austreibens der Maranen in dem Geitze der Geiſtlichkeit anzutreffen ſey, will ich hier nicht entſcheiden. Er ſcheint nicht ganz verhältnißmäßig. Was für ein herrliches hiſtoriſches Gemälde könnte ein guter Pinſel von dieſem Auszuge der Mauriſken liefern!

Die Erzählung des Hr. B. von den Spaniſch- und Engliſchen Heyrathstraktaten, die Jacob der 1ſte in Engelland ſo klein, ſo verächtlich vor der Nachwelt gemacht und in die Staatsſachen einen ſo großen Einfluß gehabt haben, verdient mit der Humiſchen verglichen zu werden. Hr. B. hat ſie allerdings genau auseinander geſetzt. Es iſt richtig, daß es zuerſt nur Spiegelfechten von Spaniſcher Seite, nachher Ernſt geweſen, und endlich der Bruch zuerſt von Engliſcher Seite gekommen ſey. Man wird dis,

noch ofte ſagen müſſen, ehe man aus den hiſtoriſchen Lehrbüchern es wegſtreicht, daß der Prinz von Wallis den Korb in Madrit bekommen habe. Schade daß Hr. B. die Gabe nicht beſitzt, ſeine Erzählung flieſſend zu machen. Sie iſt wie ausgegoſſenes Waſſer auf einem recht ebenſtehenden Tiſche. Man muß immer mit dem Finger dem Waſſer nachhelfen, wenn es fortflieſſen ſoll.

Wäre es wohl nicht hier der Ort geweſen, mit der Geſchicklichkeit eines Gebauers die berüchtigte Verſchwörung gegen Venedig recht ſkeptiſch aufzuklären, das heißt alle Vor- und Gegengründe abzuwägen, und das Urtheil dem Leſer zu überlaſſen? Hr. B. ſpricht nur ganz überhaupt davon. Hingegen iſt die Beſchreibung vom Tode Heinrichs IV. in Frankreich (S. 98.) zu weitläuftig. Dis iſt ein auswärtiger Umſtand! ſo wichtig er iſt: muß er hier doch im Verhältniſſe gegen die Spaniſche Geſchichte betrachtet werden. Es iſt wahr, er gehört zu den Begebenheiten, von denen man gleichſam nicht wegeilen kann, und in dieſem Augenblicke hält

mich ſelbſt die Anekdote dabey auf, die ich irgend-wo geleſen habe, daß nämlich ſchon Heinrich III. durch ein beſonders Edict, das aber nicht befolgt worden, die Straſſe, darinn nachher Ravaillac ſeinen Streich vollführet, zu erweitern befohlen. Doch der Geſchichtſchreiber muß ſich loßreiſſen.

Eben ſo verdiente S. 412. von der neuen Policey und Landesordnung blos der Artikel über die Heyrathen weitläufig angeführt zu werden. Ich will ihn ſo gar hieher ſetzen, weil er beweiſet, daß bloſſe Verordnungen, wenn auch Preiſe dabey ausgeſetzt ſind, nicht hinreichen den verderbten Zuſtand einer Nation zu beſſern. Spanien war damals A. 1623. ſo weit herunter, daß es verordnen mußte: „alle, welche im 18ten Jahre heyrathen, ſollen 4. Jahre „lang von allen Abgaben und gemeinen Aemtern befreyet ſeyn; die aber ſolches vor dem „18ten thun, ſollen, ungeachtet ihrer Minderjährigkeit, ohne richterliche Erlaubniß mit „ihrem und ihrer Frau Vermögen nach Gefallen handeln können. Ein jeder, welcher ſechs „Söhne erzeugt hat, ſie mögen nun ſämtlich

„am Leben seyn, oder nicht, soll Zeitlebens von „allen Abgaben und Beschwerungen befreyet „seyn. Die confiscirten Güter sollen zur Ausstat„tung armer Mädgen gebraucht werden.„

Ich komme nun zum Tadel solcher Stücke, die blos durch den Geschmack müssen beurtheilt werden. Hr. B. hat eine ziemlich trockene Erzählung, wobey der Geschichtschreiber sehr wenig vom seinigen einstreuet, zu gebrauchen für gut befunden. Vielleicht ist an einem solchen Tone überhaupt so viel nicht auszusetzen. Wenn man nicht eine besondre Gabe besitzt Maximen zu machen und an ihre rechte Stelle zu setzen: so ist es unendlich besser gar keine anzubringen. Aber dann muß man auch bey diesem trockenen Tone, wie ich ihn genannt habe, bleiben. Hr. B. hat ihn wenigemal verändert, und ich habe drey Maximchen durch den ganzen Band hindurch entdeckt, die so verlassen da stehen, wie ohngefähr ein Paar oder drey kleine Statuen im Gärtchen eines Privatmannes: Ich will sie alle drey nach einander hersetzen. In eben dem Jen S. 34.

darinn

darinn bey Gelegenheit der Zuſammenkunft Philips III. und ſeiner angetrauten Gemahlin der Prinzeßin Margarethe, der Anfang des Mittagsmahls genau um 4. Uhr und der Anfang des Tanzes um 5. Uhr angegeben wird, ſteht noch am Ende. „Unter andern Auszierungen „waren auch zwo Bildſäulen aufgerichtet, davon die eine den Jupiter und die andre den „König vorſtellte; auf ihren beyden Schultern „ruhete die Erdkugel. Man konnte die Abſicht „dieſer Vorſtellung leicht einſehen; es heftete „aber jemand unvermerkt an das Haupt des „Jupiters eine Aufſchrift, ſo dieſe Worte in ſich „hielt: Dieſer Jupiter iſt der Herzog von „Lerma. So ſehr war ſchon das Volk wider „dieſen Günſtling eingenommen, und beneidete „ein Glück das nur den Anſchein davon hat.„ Da ſteht ſie nun die Maxime. Sie iſt aber zum Unglück 1) ſehr abgenutzt 2) hier grundfalſch. Denn ich ſehe aus dieſem angehefteten Zettel gar nicht, daß man den Herzog von Lerma beneidet habe: der Zettel war offenbar eine Satyre auf den König und nicht auf den Miniſter.

ſier. Wenn ja eine Maxime hier am Ende prangen müßte: ſo könnte es nur ohngefehr eine vom folgenden Schlage ſeyn: „So wenig „ſcheuet ſich das Publikum, den Königen mit„ten unter ihren Luſtbarkeiten, wie durch eine „unſichtbare Hand an der Wand derbe Wahr„heiten vorzumahlen.„ Endlich 3) iſt dieſe Maxime hier ganz unerwartet. Sie können dis nicht ſo fühlen, wie ich es empfunden habe. Nehmen ſie es aber nur unterdeſſen auf mein Wort an. Denn ich müßte den halben Band ſonſt abſchreiben.

Die andre Maxime ſteht S. 216. Hr. B. hatte den Betrug des Spinola die Weſelſche Beſatzung gegen das gegebene Wort, unter Hülfe einer nichtigen Ausflucht zu vermehren, erzählet und ſetzt hinzu: „So leicht wird es „einen Vorwand zu finden unſer gegebenes „Wort zu brechen, wenn wir die Gewalt auf „unſrer Seite haben.„ Sie können nur das obige wiederhohlen. Eigentlich wäre wohl der nächſte Gedanken, der einem dabey einfiel, dieſer:

dieser: „Zu so nichtigen Bemäntelungen müssen „die Gewaltigen sich herunter lassen, aus bloß„ser Schaam ihre Ungerechtigkeit geradehin zu „gestehen.„

Der Beschluß folgt künftig.

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 11. October 1764.

Beschluß des zwey hundert und sieben und neunzigsten Briefes.

Die dritte Maxime und wo ich mich nicht irre, auch die letzte steht S. 328. bey Gelegenheit des Veltliner Blutbades das unter den Protestanten angerichtet wurde.„ So weit kann ein „falscher Religionseifer die Menschen treiben, „daß sie durch Uebertretung aller göttlichen, na„türlichen und menschlichen Gesetze Gott einen „Dienst zu thun sich einbilden.„

Dagegen hat Hr. B. dergleichen Gedanken weggelassen, da wo sie bey einem jeden Nachdenkenden gleichsam mit Gewalt herausgetrieben werden. So kann Hr. B. dazu schweigen, wenn sein König Philip III. (1619.) bey der Pracht des Einzuges in Lissabon armselig denkt und ausruft. „Diesen Tag hätte er

„zuerst gesehen, daß er ein König wäre.“ Was für eine kleine Seele!

S. 292. sagt Hr. B. „auf diese traurige Art „endigte sich das Ministerium des Herzogs von „Lerma.“ Merken sie, daß er mit dem Cardinalshut auf dem Haupte auf seine Güter vom Hofe, sich entfernte, und daß ihm unter der folgenden Regierung noch 72000. Dukaten jährlicher Einkünfte konnten eingezogen werden. Ich sehe also nichts so gar klägliches bey dem Falle des Herzogs von Lerma.

Dergleichen Tadel sind eben nicht sehr lehrreich; ich will also hier dieselben endigen, und im folgenden Briefe etwas unterrichtendes aus diesem Bande herausziehen.

B.

Zwey hundert und acht und neunzigster Brief.

Es iſt mir in der Geſchichte nicht leicht etwas ſonderbarers vorgekommen als Philips IV. Schreiben an den Marquis von Spinola, der den König vorher gebeten, die Schwierigkeiten bey der Belagerung von Breda zu bedenken. Marquis, erobert Breda. Ich der König. Ein Ephorus zu Sparta hätte ſich dieſes Briefes nicht ſchämen dürfen. Und wie weit ſtund Philip IV. unter einen Ephorus! Eine ſolche Denkungsart, eine ſolche Zutraulichkeit auf das Vermögen der Generale und Soldaten, ſolte man denken, könnte nicht leicht anders als entweder in dem freyeſten Staate oder unter einer ganz deſpotiſchen Verfaſſung angetroffen werden: und doch gehörte die Spaniſche Regierung zu keinem von beyden. Es iſt aber auch wahr, daß damals dieſe Nation noch den letzten Rebel von der Berauſchung hatte, in der ihr alles möglich ſchien, und alles möglich wurde, und darinn ſie anders dachte und anders ſprach als nüchterne Menſchen zu thun pflegen. Der

Seltenheit wegen will ich ihnen das Gebet herſetzen, das Philip IV. geſprochen, ſobald ihn Olivarez von der unvermutheten Ankunft des Prinzen von Wallis in Madrit benachrichtiget. Der König begrif wohl, daß der Prinz durch ſeine perſönliche Gegenwart die Schwierigkeiten bey ſeiner Vermählung mit der Spaniſchen Infantin zu heben trachtete und auch hoffete. Vor einem Crucifixe neben ſeinem Bette kniete alſo Philip nieder und betete laut: „Mein „Gott, ich ſchwere bey der Vereinigung der „beyden Naturen in Chriſto meinem Heyland, „welcher für mich gekreuziget worden iſt, und „den ich anbete, daß die Ankunft des Prinzen „von Wallis mich nicht bewegen ſoll etwas zum „Nachtheil der Catholiſchen Religion zu thun, „ja, wenn ich auch meine Reiche, die ich von „deiner göttlichen Gnade beſitze, verlieren „ſolte: ſo will ich dennoch ihm meine Schwe„ſter niemals zur Gemahlin geben; wenn er „nicht vorher ſeine Irrthümer abgeſchworen „hat.„ Da nachher Spanien dem ohnerachtet mit allem Ernſt an die Vermählung dachte: ſo

läßt

läßt sich aus diesem einzigen Umstande mit der grösesten Wahrscheinlichkeit schliessen, daß man von der zu seiner Zeit auszuführenden Bekehrung des Prinzen von Wallis zu Madrit gleichsam überzeugt gewesen sey.

Auf der 427. S. steht ein trauriges Beyspiel von der Herzschneidenden Verachtung, der sich zuweilen unsre deutsche Reichsfürsten an auswärtigen königl. Höfen ausgesetzet haben. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg war nach Madrit gereiset um dort seine Ansprüche auf die Churpfälzische Würde und Länder geltend zu machen. Was half es? „die ganze Frucht „dieser Reise und eines sechsmonathlichen Au„fenthalts in Spanien, welches dem Pfalzgra„fen 800000. Gulden gekostet haben soll, war „diese, daß er als ein Reichsfürst aus einem „alten erlauchten Hause, es für eine Gnade „ansehen mußte, daß ihn der König von Spa„nien zu seinem geheimen Rath ernannte, und „er in der Hofnung etwas zu erlangen, sich in „Ansehung des Ceremoniels gegen die spanischen „Minister sehr herunter gelassen hatte.„ Eines

von den beſten Stücken habe ich bis an das Ende meines Briefes aufbewahret. Es iſt die Schilderung des Spaniſchen Hofes unter der Regierung des Herzogs von Lerma. Dieſe Schilderung iſt nicht das gekünſtelte Werk des Geſchichtſchreibers ſondern das Reſultat der Beobachtungen des Grafen von Khevenhüller, der zu Madrit damals kayſerlicher Geſandter geweſen. Der Bericht des Geſandten an ſeinen Herrn iſt vom 10. Jan. 1606. „dem Könige „fehlt es vornehmlich am Gelde, und er muß „ofte ſelbſt in ſeinem eigenen Pallaſte an der „täglichen Zehrung Noth leiden. Der Herzog „von Lerma und ſein Sohn der Herzog von „Uzeda haben den König ſo weit in ihrer Ge„walt, daß er ihnen alles, was die Königin „mit ihm im Bette ſpricht, ſagen muß: ſie ha„ben der Königin ausdrücklich verboten mit „ihrem Gemahle von Geſchäften zu ſprechen, „oder ihm einer Angelegenheit wegen Vorſtel„lung zu thun; ja ſie verlangen ſo gar, daß ſie „ihnen ſagen ſoll, was ſie nach Teutſchland „ſchreibt, und haben daher auch verſchiedene

„Briefe

„Briefe aufgefangen, und verfolgen aus dieſer „Urſache ihre Hofdame, die Donna Maria „Sidonia Riederin von Barajas. Bey der Un„terſuchung gegen die Marquiſin de la Valle „haben ſie ſich nicht geſcheuet, den König und „die Königin ſelbſt über gewiſſe Punkte zu ver„nehmen. Der Herzog von Lerma, welcher „vorhero ſehr arm geweſen, hat anjetzo ſo groſ„ſes Vermögen, daß er alleine auf ſeine Ge„bäude, die ihm ſchon etliche 100000. Dukaten „koſten, täglich 2000. Dukaten weiden kann, „und alle ſeine Verwandte und ſeine Diener „leben in dem größeſten Ueberfluſſe, da des „Königs ſeine andre Bediente Noth leiden. „Der Herzog konnte es niemals ausſtehen, daß „die Königin mit der Kayſerin Tochter Donna „Margaretha deutſch redete, aus Furcht, daß „ſie wider ihn Anſchläge faſſen möchten, und er „wandte deswegen alle Mittel an, daß ſie ſelten „einander zu ſehen bekamen.„ Dergleichen Gemälde beweiſen immer, daß faſt kein Auftritt in der Welt erſcheinet der nicht in jedem Jahrhunderte wenigſtens einmal vorkäme.

Der §. 89. welcher die Gründe zur Schlieſſung des berühmten, 12jährigen Stillſtandes zwiſchen Holland und Spanien enthält, verdient beſonders auch deswegen, weil es mir ſehr gut ausgearbeitet ſcheint, hieher zu kommen. Ich bin es aber müde, ſo lange über einerley Buch zu ſchreiben. Ich ſage ihnen alſo nur noch daß Hr. B. mit vieler Redlichkeit aus den beſten Quellen ſcheint zuſammen getragen zu haben. Es verſteht ſich aber, daß es die Quellen ſind, zu denen ein bloſſer Gelehrter auſſer den Höfen gelangen kann.

Zweyhundert und neun und neunzigſter Brief.

Es iſt, glaube ich unſerer Schulerziehung zuzuſchreiben, daß ſich faſt jedermann bey uns mit der Dichtkunſt abgiebt. Wo noch irgend eine Uebung in den ſchönen Wiſſenſchaften angeſtellt wird, ſo iſt es in Verſen; Proſe wird gar nicht geübt, weil man vielleicht glaubt, dis ſey eine leichte Sache die jedermann gelingen müſſe. Mit höchſtunnöthigen und zuweilen abgeſchmackten oratoriſchen Regeln und mit eben ſo ungereimten Chrien und Redeübungen, martert man wohl junge Leute, aber nie erörtert man die verſchiedenen Eigenſchaften des Proſaiſchen Vortrags, noch die Mittel, darinn zur Vollkommenheit zu gelangen. Der Jüngling ſchreitet nun von der niedrigen zur höhern Schule, und findet daß um den prächtigen Titel eines Mugliedes einer deutſchen Geſellſchaft zu erlangen, nichts nöthiger ſey, als ſchlechtverbundene Reime oder Hexameter zuſammen zu fügen und ſiehe, er empfindet den

Trieb zum Dichten. Von der hohen Schule kommt der Dichterkützel mit dem Jünglinge in die Welt; und wird wirklich bey uns so allgemein, daß auch Schriftsteller, die sich durch prosaische Schriften in der Welt berühmt gemacht haben, selten unterlassen auch Versuche in der Dichtkunst zu machen. Ist denn nicht genug auf einer Laufbahn Lorbern erworben zu haben, muß man sich noch in die andere, der man nicht gewohnt ist, wagen, und scheuet man sich denn nicht, den einmahl erworbenen Ruhm wieder aufs Spiel zu setzen?

Der Herr von Moser hat sich durch prosaische Schriften einen gerechten Ruhm erworben: inzwischen werden wie mich dünkt, viele seiner einsichtsvollen Leser wahrgenommen haben, daß seine Schreibart nichts weniger als vollkommen sey; ist dieses, so ist nichts natürlicher, als daß er wünschen sollte, seinen prosaischen Styl zu verbessern und ihn immer mehr des Auges der Kenner würdiger zu machen. Die Entschuldigung, daß in einer Schrift vielmehr

Früchte als Blumen anzutreffen wären, möchte Kennern nicht hinlänglich scheinen; Man vergleicht die wahre gute Schreibart nicht allzurichtig mit Blumen, wenigstens erschöpft dieſes Wort im geringſten nicht den Begrif einer guten Schreibart, die warlich ſich nicht bloß auf Worte und Perioden, ſondern auf die Gedanken ſelbſt bezieht. Die Zierlichkeit iſt einem Schriftſteller, dem der Beyfall wahrer Kenner nicht gleichgültig iſt, eine nöthige Eigenſchaft, aber es giebt noch treflichere Eigenſchaften einer guten Schreibart, und die man von Schriftſtellern noch vorzüglicher fordert. Es gehört dazu Bündigkeit, Kürze, Deutlichkeit, Adel, kurz alles was etwas beytragen kann, daß er gerade die Gedanken erwählet die dem vorzutragenden Subject angemeſſen ſind, und ſie gerade ſo vorträgt, daß ſie in dem vorzüglichſten Lichte ſtehen. O wahrhaftig! Ein Schriftſteller deſſen Schreibart man tadelt, weil ſie dieſem Zwecke nicht angemeſſen iſt, irret ſich ungemein, wenn er glaubet, ſie würde beſſer ſeyn, wenn ſie blumigter

wäre,

wäre, oder wenn er ſich die Mühe gäbe, Blumen und vermerkliche Zierrathen zu verachten, daß übrigens ſeine Schreibart nun nicht weiter in Anſpruch genommen werden müſſe.

Wenn es nun ausgemacht iſt, daß ein Schriftſteller, welcher der ganzen Beſchaffenheit ſeiner Gemüthskräfte nach, hauptſächlich durch Proſa glänzen muß, der alle Eigenſchaften zu einem groſſen proſaiſchen Schriftſteller beſitzet, und dem insbeſondere eine unvollkommene Schreibart bisher hinderlich gefallen, auf alle mögliche Weiſe ſeine Schreibart zu verbeſſern ſuchen ſollte, wie kann er dis wohl anders thun, als durch wiederholte proſaiſche Verſuche, in denen er beſtändig ein wachſames Auge auf ſeine Schreibart haben, und alle die Fehler zu vermeiden ſuchen müſte, p wozu ihn entweder eine zu lebhaft gerührte Einbildungskraft, oder eine allzulang gedehnte Lieblingsmaterie, oder auch wohl ein falſcher Geſchmack, ſonſt verführet hatte. Würde es einem ſolchen Schriftſteller wohl zu rathen ſeyn, Verſuche in der Poeſie zu machen, in der er es wahrſcheinlicher

Weiſe

Weiſe niemals zu einiger Vollkommenheit bringen kann, dahingegen ſolche an ſich höchſt unvollkommene poetiſche Verſuche, ſeinen proſaiſchen Styl nur noch weit mehr verderben müſſen. Würde dis wohl zu rathen ſeyn?

Nein! antworten Sie vielleicht, aber der Hr. von Moſer würde mir vermuthlich ja antworten, denn ich ſehe, daß er auf einmahl zwey Poetiſche Verſuche der Welt vorlegt, deren Titel am Rande ſtehen. *) Zwar weiß ich faſt nicht, ob ich ſeine geiſtliche Gedichte zu der poetiſchen Klaſſe zählen ſoll, er thut in der Vorrede ſelbſt Verzicht auf den Namen eines Dichters und ſagt bloß: „die gegenwärtige Samm„lung legt den Zuſtand und die Geſinnungen „meines Herzens vor Gott dar. Es hat mir „billig geſchienen, daß einer der auf mannig„faltige andere Weiſe vor der Welt genennet „wird, auch ein Zeugniß hinterlaſſe, zu wel„cher

*) Geiſtliche Gedichte, Pſalmen und Lieder von F. C. von Moſer, Frft bey Gebhard 1763. in groß Octav. Daniel in der Löwengrube in ſechs Geſängen v. F. C. v. Moſer, Frft bey Gebhard klein 8.

„cher Religion er ſich in ſeinem Leben bekannt „habe.„ Dis letztere mag billig ſeyn, ja ich will ſogar zugeben, daß es unter gewiſſen Umſtänden ſo nöthig ſeyn mag, als es vielleicht unter manchen andern Umſtänden unnöthig und gleichgültig iſt. — Aber kann es auf keine Art als durch theologiſche Bücher geſchehen? Gott hat Schriftſtellern nirgends geboten, daß ſie deßwegen, weil ihre Namen politiſcher, mediciniſcher oder kritiſcher Schriften wegen, in der Welt genennet werden, auch erbauliche Betrachtungen anſtellen, oder geiſtliche Gedichte verfertigen ſollen, und Menſchen verlangen es warlich auch von niemand als der dazu gehörigen Beruf und Talente hat. Der unſterbliche Newton hätte die einzige Schrift unter ſeinen übrigen Werken aus der man ſehen konte, zu welcher Religion er ſich bekannte, nach dem Urtheil aller vernünftigen Leute nicht ſchreiben ſollen, und der verewigte Boerhaave, deſſen Verhalten auf dem Sterbebette der Hr. von Moſer irgendwo rühmet, hat dadurch ein weit einleuchtenders und rühmlichers Zeugniß hinter

ſich

ſich gelaſſen, zu welcher Religion er ſich in ſeinem Leben bekannt, als wenn er einen Folianten voll ſchlecht gereimter Gebete hätte drucken laſſen. — Doch ich ſchweige und will immer dieſe geiſtliche Lieder, zu den Liedern rechnen, die man nur zur Haus- und Kirchenandacht zu gebrauchen hat, und die man deswegen nach den Regeln der Poeſie nicht beurtheilen ſoll.

Aber — was ſoll ich zum **Daniel in der Löwengrube** ſagen? Ein in ſechs Geſänge eingetheiltes Werk iſt doch wohl ein Gedicht? Ein Werk auſſerdem, dem man es durchaus anſiehet, daß es eine Nachahmung bekannter Gedichte von einem gewiſſen beſondern Geſchmack ſeyn ſoll; ein Werk das alle Werkzeuge des Dichters, Fiction, Imagination, Charaktere, Situationen, poetiſche Schreibart braucht, oder doch zu brauchen ſucht, iſt doch wohl ein Gedicht? — und ich darf es als ein Gedicht beurtheilen? — darf ich? — Ja! ſo ſage ich, denn der wahren Hochachtung die ich für den Herrn von Moſer hege, ohnbeſchadet,

daß

daß es äußerſt ſchlecht iſt, daß alle Theile dieſes Gedichts, daß, Anlage, Fiction, Imagination, Charaktere, Situationen, poetiſche Schreibart, nicht das geringſte vorzügliche haben, ſondern vielmehr dürftig, gemein, falſch angewandt, geſchmackloß, ja wirklich hin und wieder unter der Kritik ſind. Kurz, daß ein Mann, der ſich ſchon von einer ruhmvollen Seite gezeigt hat, ſo was gar nicht hätte ſollen drucken laſſen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VI. Den 18. October 1764.

Fortſetzung des zwey hundert und neun und neunzigſten Briefes.

Sie wollen Beweiß haben! Ich dürfte ſie nur auf das Buch ſelbſt weiſen, Sie dürften nur ſechs Seiten davon leſen, ſo würden Sie von mir, der ich es ganz geleſen habe, ſchon glauben, daß ich nicht ſo ganz unrecht geurtheilt hätte; — Doch ich will Ihnen wenigſtens etwas erörtern, — ſo kurz als möglich; denn es iſt wirklich ſchmerzlich, an einer Schrift, deren Verfaſſer man hochſchätzt, bey jedem Schritte neue Fehler zu entdecken.

Die Anlage alſo erſtlich, das hauptſächlichſte bey einem jedem Gedichte iſt ſo dürftig als mög-

lich: die Geſchichte iſt im ſechſten Capitel des Propheten Daniels kurz und nachdrüklich erzählt. Dieſer Erzählung folgt das Gedicht Fuß vor Fuß ohne die geringſte Abänderung, auſſer daß die Geſchichte durch einen Schwall unnützer Worte, durch ſein ſollende poetiſche Umſchreibungen, durch Einrückung langer Gebete und Reden bis zu 144. Seiten ausgedehnt wird. Wenn ich nicht Zeit und Papier ſchonen wollte, ſo könte ich Ihnen den Inhalt der ſechs Geſänge herſetzen, aber es iſt ganz unnöthig, weil der Dichter nicht einen Schritt, auch nicht einmahl von der Ordnung der Geſchichte abweicht. Iſt dis aber nicht dem wahren Weſen des epiſchen Gedichts ſchnurſtracks zuwider? Darf man hierüber wohl weiter ein Wort verlieren?

Fiction, hätte der Hr. v. Moſer in der ganzen Anlage des Gedichts anbringen können, wenn er die Geſchichte ſo angeordnet, vorgetragen, verſchönert hätte, daß ſie auf das Herz des Leſers einen ſtärkern Eindruck machen mü-

ſie; aber wir haben oben geſehen, daß er dis gar nicht gethan hat, daß er bey der trocknen Erzählung der Geſchichte geblieben iſt. Alſo vielleicht, Fictionen in Epiſoden? — Je einige; aber auch dieſe ſind ſo wenig bedeutend, ſo gemein wie ſie einem etwa bey dem erſten Anblicke einfallen müſſen, wenn man zu einer Geſchichte die ſich nicht genug dehnen laſſen will, noch etwas hinzu zu dichten ſuchet. In den drey erſten Geſängen erinnere ich mich nicht, etwas von Dichtung gefunden zu haben. Im vierten Geſang, ſchläft Daniel in der Löwengrube ein. Ein Engel zeigt ihm verſchiedene Dinge, unter andern den künftigen Meßias im Traume. Im fünften Geſange träumt auch Darius von Löwen, und ſeine Höflinge entſpinnen einen Hochverrath der faſt im Augenblick entdeckt wird — das iſt alles was ich von Fiction finde, wie es im Gedichte gebraucht iſt, lohnet nicht die Mühe zuerörtern. Die Imagination iſt ausſchweifend, enthuſiaſtiſch — und dennoch kalt, ich mag dieſe Seite nicht ferner berühren.

Die Charaktere sind äusserst gemein, und sehr links bearbeitet. Darius scheint ein Tropf zu seyn, der sich von seinen Hofschranzen Gesetze vorschreiben läßt, aus Furcht für sie, seinen Lieblinge in die Löwengrube wirft, und hernach Schnippgen in der Tasche schlägt, mit seinem Kämmerer schmollt, ihm einen Wink voll drohender Macht zuwirft, wenn er die Stunde des Abendessens verkündiget u. d. gl. Daniel ist höchst leidentlich, er betet, läßt sich in die Löwengrube werfen und schläft darinn ein; Es ist den ersten Grundsätzen der Dichtkunst gemäß, daß dergleichen nicht handelnde Charaktere keine Wirkung thun können, so tugendhaft sie sonst nur sind. Die Höflinge des Königs, sind Schelme und weiter nichts, der Unterscheid, daß der eine plump geradezu ein Schelm, und der andere etwas tükischer und zurückhaltender ist, kann der Einbildungskraft des Dichters nicht viel Anstrengung gekostet haben.

Weil der Dichter der Geschichte sclavisch folgt, so hat er Situationen wohl nicht anle-

gen können, aber die einzige natürliche Situation, die in der Geschichte selbst liegt, wie elend ist sie nicht bearbeitet: Daniel kommt, Darius fragt ihn stammlend, ob er gebetet habe; und blinzt ihm mit den Augen zu, damit er Nein sagen soll; hierauf untersucht der Dichter fünf Seiten lang, ob Daniel Ja oder Nein hätte sagen sollen, und kaum sagt er Ja: so liegt er schon in der Grube. — Ich muß gestehn, ich weiß fast nicht was ich denken soll, der Herr v. M. muß die ersten Pflichten des Dichters nicht wissen, daß er eine sich so natürlich darbietende Situation nicht bearbeiten kann, da ihm nicht einfällt, ob hier ein Kampf menschlicher Leidenschaften und göttlicher Salbung, ob ein Kampf zwischen Regierungspflicht, und Freundschaft für einen treuen Diener zu schildern sey, und mit wie leichter Mühe dis in Handlung zu setzen wäre!

Die Schreibart ist durchgehends tadelhaft, im völligen neuschweitzerischen Geschmack

Lud.

wechſelsweiſe aufgedunſen und ſchleppend, — müßige Beywörter, lahme Gleichniſſe, kahle Umſchreibungen, kurz alles Flittergold dieſes verjährten Modegeſchmacks. — Wenn ſie flieſſend iſt, ſo iſt ſie matt und unintereſſant, und wenn ſie erhaben ſeyn ſoll, fällt ſie in Non Senſe. Von jeder Art nur ein paar kleine Proben:

Gleich im Anfang des Gedichts heißt es: „Er wars Daniel der Auserwählte, der an „dem ſchönſten Sommermorgen, die königliche „Gärten Babilons durchwandelte. Klar, wie „die Unſchuld, war der Himmel, rein, wie „ſein Gewiſſen, die Lüfte; Balſam duftete aus „der erhabenen Ceder, Gewürze aus der demü„thigen Cypreſſe, ſchon hatte Philomele ihr „Morgenlied geſungen, und kürzere Strahlen „brachen durch die dichte Schatten bejahrter „Palmen, dort ſtriche der tiefſinnige Schwan „unter dem rauſchenden Fall ſpringenden Waſ„ſers, hier pflückte der bunte Papagay die zarte „Knoſpen einer ſaftigen Dattel und Colibrit,

„das

„das Meiſterſtück der ſchönen Natur, ſahe ihm „zu.„

Welche kahle Züge: ſo wie ſie einem jeden, der ſich einen Sommermorgen in Aſien denkt, einfallen müſſen, und alle dieſe ſind einzeln. Jeder kann, ohne Schaden des Ganzen wegbleiben und verſetzt werden, und ſo arm iſt den Dichter in ſeiner Beſchreibung, daß er für den Colibrit am Ende keine weitere Arbeit weiß, als er ihn dem Papagay zuſehen läſſet; Ich ſchweige davon, daß dieſe beyde Vögel meines Wiſſens niemals vielleicht um Babilon geniſtet haben.

S. 13. Schwulſt und Nonſenſe: „Schon „hatte er, gelehnt mit der ſiegreichen Hand auf „den Arm des treueſten, des beſten Dieners, „die Arcaden der Semiramis durchwandelt, „als er in dem Angeſicht Daniels Bedeutungs„volle Miene bemerkte; Innigkeit und tiefer „Ernſt ſtrahlte aus dem nachdencklichen Auge „und gleich Rubinen, geſetzt um den feurigen „Brillant, glühten die durchweinte Wangen.„

S. 42. Ein zuſammengeſchraubtes verdoppeltes Gleichniß: „Wie vom ſchwermüthigen „Alp gedrückt, der Träumende ſchnell zum Licht „erwacht, ſo lage dem ſcharfen Blick Daniels „der große Knoten ſeines Kummers vor Augen; „allein, dem Feldherrn gleich, der gleich ent„ſchloſſen zum Siegen oder Sterben, bey der „Nachricht eines feindlichen Ueberfalls dem for„ſchenden Auge des treuloſen Ueberläufers ſich „verhüllt, blickt der Freund des Herrn mit „edlem Kaltſinn auf den Sclaven herab.„

So ſchlecht ſiehet es um alle Theile dieſes Gedichts aus: Und werden Sie noch zweifeln, daß ſolche unvollkommene poetiſche Verſuche, die proſaiſche Schreibart, des Hrn. von M. nothwendig verderben müſſen, und daß ihm ein wahrer Freund nicht anders rathen kann, als davon abzuſtehen, und ſein eigenthümliches Feld die Proſa zu bebauen.

Doch vielleicht nimmt es der Hr. v. M. übel, daß man ſein Werk, ohnerachtet es alle äußer-

liche

liche Kennzeichen eines Gedichts hat, aus einem poetiſchen Augpuncte anſiehet. Es ſind wirklich noch zwey Augpuncte übrig, aus denen man es anſehen kann.

Um den politiſchen Augpunct zwar bekümmere ich mich nicht. Enthält ſein Werk Anſpielungen auf gewiſſe neuere Geſchichte, Allegorien, auf gewiſſe Höfe, u. ſ. w. ſo weiß ich nichts davon, es ſind für mich Familiengeheimniſſe, von denen man einem Fremden nichts vertrauet und dem allergrößten Theil der Leſer wird es eben ſo gehen. Aber das weiß ich wohl; An einer einzigen Stelle, wo er Gelegenheit findet, den böſen Fürſten das Gewiſſen zu ſchärfen, iſt er auf einmahl in ſeinem Elemente, alles iſt verändert; Gedanken, Sprache alles! Es iſt nicht mehr der aufgedunſene, plaudernde, ſchwärmende Dichter, es iſt der körnigte, nachdrucksvolle Proſaiſt. Wie ſehr wünſchte ich zum Ruhme des Herrn von Moſer, daß von ſeinem ganzen Gedichte, nur dieſe einzige Stelle wäre gedruckt worden.

Was meinen Sie! wenn etwa in Beherzigungen, der Geſchichte des Daniels und Darius mit zwey Worten gedacht würde, und folgende treffliche Stelle folgte unmittelbar drauf:

„Darf eine Hand, nicht zu blöd, Könige zu „ſchildern, darf ſie es wagen, die Schichten „deiner Gedanken abzuheben, darf ein Auge, „noch nie geblendet vom Glanz des Diadems, „darf ſie in dein Inneres blicken, darf der, ſo „deinen Zorn, den Biß deiner Schlangen und „die Zähne deiner Löwen nicht fürchtet, dem „Gott Daniels zu vertrauen, darf er dirs, Volk „der ſchwachen Fürſten, ſagen: Um den Preis „der Löwengrube erkauft man eure Gnade, mit „Blut eure Liebe, mit dem Leben euer Ver„trauen. Der Lohn großer Treue ware von je„her euer Undank, Gefahr die Gefährtin ächter „Verdienſte. Die ihr die Decken eurer Gemä„cher mit Gold, die Wände mit Purpur be„kleidet, in deren Palläſte ſich kein unreines „Geſchöpf ungerochen wagen darf, kann Pha„rao um Freyheit von Läuſen und Fröſchen zum

„HErrn

„HErrn ſchreyen, ſeyd ihr minder empfindlich
„oder ewig verdammt zu dem Quacken der
„Schmeichler, zu den Stichen verläumderiſcher
„Nattern? ſchnattern darum eure Vorſäle
„vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang
„das unverſtändliche Gewäſche von Ehre, Macht
„und Würden, um die ſtille und beſcheidene
„Stimme der Unſchuld und Tugend unvernem-
„lich zu machen? könnt ihr nicht mächtig und
„doch gerecht, könnt ihr nicht groß und doch
„billig, könnt ihr nicht gefürchtet und doch lie-
„benswürdig ſeyn? kann man euch nicht lieben,
„ohne zu zittern, euch nicht rathen, ohne Sor-
„gen, euch nicht dienen ohne Gefahr? Muß
„man ſtets euren Rachen ſcheuen, da man euer
„Herz gewinnen möchte? Seynd nur die Ver-
„wegenſie eurer mächtig? die Verräther bey
„euch glücklich? ſeyd ihr gebohren, nur Herrn
„zu ſeyn nach dem Nahmen, Sclaven in der
„That von jedem, der euch an den güldenen
„Seilen eurer Leidenſchaften künſtlich genug zu
„führen weiß? Iſt das Intereſſe eures Anſehens,
„dem ihr, den Stachel in der Bruſt, den Un-

„ſchul-

„ſchuldigen preis gebt, zuſammenhängender
„und gegründeter, als das Intereſſe eines Lö-
„wen, der ſeine Beute zerreißt? O unglückli-
„ches, o bedaurenswerthes Geſchlecht! Auf
„einen Gott, den ihr nicht glaubt, ob ihr ihn
„wohl fühlen möchtet, auf einen Gott, dem
„ihr wohl wollt, weil euch ſein Knecht Daniel
„baß nützet, dann Tomar, auf dieſen verweißt
„ihr. Lebt er, der Unſichtbare, wohl möcht
„ihrs dem von euch Bedrückten gönnen, ſo er
„ihm hilft, wo nur ihr nichts dabey thun dür-
„fet; iſt Er nicht, wehe dem Leichtgläubigen,
„ſo auf ihn ſeine Hofnung geſetzet, er trägt
„ſeiner eigenen Tugend Schuld.

„Er lebt! und bedarf eurer nicht, ſo er einen
„Daniel aus der Grube erlöſen will, der Gott
„aber, mächtig, zu ſchützen den, der ihm ver-
„trauet, groß zu helfen dem, der ſein harret,
„mit welcher Waage wird er euch wiegen, die
„ihr vor ihm ſeyd wie Spreu vor dem Winde?
„welche Rechnung eurer Gewalt wird er von
„euch heiſchen? welche unerwartete Zeugen

„werden

„werden gegen euch auftreten? Löwen, barm-
„herziger dann ihr, Ketten, fencht von Thrä-
„nen, Wände, warm von Seufzen, Staub,
„benetzt vom Schweiß der Unterdrückten, Lüfte,
„erschüttert von Wehklagen, Engel, Wächter
„gegangsteter Gerechten, Augen, die ihr betrü-
„bet, Ohren, die ihr geärgert, Greise, die
„mit Jammer über euch zur Grube fuhren,
„Säuglinge, die aus abgehärmter Brust den
„Tod sogen, Männer, deren Rath ihr verach-
„tet, Weisen, denen ihr den Rücken gekehret,
„Propheten eures Gerichts, denen ihr ins An-
„gesicht gespien, euer eigenes euch verklagendes
„richtendes und verdammendes Gewissen.„

Nun bleibt noch der theologische Augpunkt übrig; das Werk kann zur Erbauung dienen. Gut! aber warum mußte es in die Form eines Gedichtes eingekleidet werden; was hat die Paraphrase eines Kapitels aus dem Daniel mit allen Theilen, mit allen Hülfsmitteln eines Gedichts zu thun, was machen falschgezeichnete Charaktere, weithergeholte Gleichnisse, und

auf-

aufgedunsene poetische Schreibart darin; Sollen diese Rüstzeuge der Poesie, die Religion verschönern helfen, sollen sie sie näher an das Herz der Menschen legen, so müßten sie selbst vortreflich seyn, und denn habe ich für denjenigen der seine Dichtkunst auf diese Art zum Dienste der Religion heiliget, die gröste Hochachtung, ob aber dieser poetische Schmuck ächt, oder nur ein blinkerndes Flittergold sey — diese Untersuchung muß kritisch, und um desto strenger seyn, je ehrwürdiger der Gegenstand ist. Soll man dabey die gute Absicht in Anschlag bringen? Der Hr. von Moser, wenigstens nennet es bey einer gewissen Gelegenheit Undank *) daß dis einige Kunstrichter bey gewissen biblischen Gedichten nicht gethan haben; aber es wird jeder wahrer Kenner mit mir eins seyn, daß eine gute Absicht, nirgend, und am wenigsten in den schönen Wissenschaften und Künsten, könne gepriesen werden, es sey denn daß sie auch würdig erfüllet worden. Welche ungereimte

*) Politische und moral. Schriften, 2ter Band S. 480.

reimte aber gutgemeinte Dinge müſte man ſonſt nicht entſchuldigen? Der Hr. von Moſer geſtehet ſelbſt irgendwo, daß des Hrn. v. Bogatzky Schriften, ihrer Erbaulichkeit ohnerachtet, ſchlecht und ekelhaft ſind; Iſt es nun ausgemacht, daß in den ſchönen Wiſſenſchaften bloß das vortrefliche zu rühmen iſt, und das mittelmäßige gleich dem ſchlechten verworfen wird; Was hat denn die Religion von mittelmäßigen poetiſchen Verſuchen für Nutzen, und können ſie ihr nicht mit der am beſten gemeinten Abſicht wirklich ſchaden? Es mag eine ſaure Arbeit ſeyn, des Herrn von Bogatzky Schriften zu leſen, aber ich will ſie gewiß lieber leſen, als alle gutgemeinte hexametriſche ſtolpernde bibliſche Gedichte. Und noch eins — des Hrn. von Bogatzky Schriften ſind einer gewiſſen Gattung von Leuten vollkommen angemeſſen; man kann der ehrlichſte oft ſeyn, ohne auch nur die geringſte Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften zu haben. Allen Ungelehrten, ja allen Gelehrten, die vom Schauen nichts verſtehen, und die ſich bloß erbauen wollen, werden ſie

also willkommen seyn. Aber diese halbschöne biblische Gedichte, für wem sollen denn die seyn? dem Ungelehrten sind sie zu hoch, und mich dünckt! mich dünkt! manchem auch noch immer ein wenig zu weltlich. Der Gelehrte Kenner der schönen Wissenschaften, wirft sie mit Ueberdruß weg. Votre mauvais Stile me degoute sagt er mit Recht!

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VII. Den 25. October 1764.

Beſchluß des zwey hundert und neun und neunzigſten Briefes.

Mit Recht alſo muß ein Kunſtrichter, wider dieſen Mißbrauch der Dichtkunſt eifern, der die ſchönen Wiſſenſchaften in den Grund verdirbt, und der Religion aufs gelindeſte zu ſagen nichts helfen kann. Der Gallerieinſpector thut Recht, der die elende Vorſtellung des Leidens Chriſti mit Verachtung in den Winkel wirft, und dafür einen Albani und Dietrich, in die Gallerie hängt; würde man ſich unterſtehen, ihm zu ſagen, daß dem ſchlechten Stücke, doch wegen der guten Abſicht einen Platz unter den Meiſterſtücken geben müſſe. Würde er nicht antworten, daß es ſeines Amts ſey, Colorit, Zeichnung und Compoſition zu unterſuchen, und daß, wenn ein Bild nicht vortref-

lich zuſammengeſetzt, gezeichnet und colorirt ſey, er von der darauf abgezeichneten Geſchichte, weiter keine Notiz nehmen könne, als zu bemerken, daß ſie elend bearbeitet ſey, und das Bild daher gar keinen Platz in der Gallerie verdiene. — Wird ihm hierin nicht jeder vernünftige Menſch Recht geben?

Warum ſchreiet man denn wider den Kunſtrichter, der ein ſchlecht Gedicht ſchlecht nennet, der Inhalt mag ſeyn was er will? Warum ſucht man den Verdacht auf ihn zu wälzen, als wenn er ein dem wahren Geiſt des thätigen Chriſtenthums gehäßiges Gemüth hätte, als wenn er heilige Gegenſtände, etwa gar nicht gern beſungen ſähe! O man laſſe einen Milton, einen Young, einen Klopſtock, nur auftreten, ſie werden gewiß den Beyfall der Kenner nicht vermiſſen; Aber daß jeder Sänger uns in heiſern oder rauhen Tone heilige Lieder vorſingen ſoll, daß man uns endlich einbilden will, weil die Religion und Tugend wirklich und ungezweifelt der würdigſte Gegenſtand der Dichtkunſt ſeyn, ſo müſſe man anver-

liebten oder bloß angenehmen Gedichten Mißfallen haben. So ſey es eine halbe Sünde einen Utz, Leßing und Gerſtenberg in ſeine Bibliothek zu ſetzen. Daß durch dieſe falſche Vorausſetzung, eine Menge mittelmäßiger Dichter ihre poetiſche Schwäche, ſo fein unter dem Mantel der Religion verbergen, und daß uns endlich ſelbſt große Dichter durch einen falſchen Geſchmack geleitet, Fanaticiſmus und Unſinn für geheiligte Empfindungen der Religion verkaufen! — Soll dazu ein Biedermann, der Religion und Poeſie liebt, ſchweigen — und auf weſſen Seite iſt der Undank? Gewiß nicht auf der Seite der Kunſtrichter, denen der Hr. von Moſer ſelbſt dankt, daß ſie gleich ſtark wider falſche Empfindungen und wider falſchen Witz eifern.

Ich werde ernſthaft; vielleicht iſt Ihnen dis nicht unlieb. Wenigſtens auch der Hr. v. M. erklärt ſich an mehr als einem Orte wider die Luſtigkeit. Sie wiſſen aber, daß Ihr Freund ſehr leicht ernſthaft ſeyn kann; und wenn das aufgeräumte Weſen auch noch ſo ſehr der Haupt-

zug meines Charakters wäre, ſo verſichere ich Sie dennoch daß ich alle mein ernſthaftes Weſen zuſammen nehmen wolte, um die Achtung und Zuneigung eines Moſers zu gewinnen. Nichts ſolte mir angelegener ſeyn, ich würde gerade das Gegentheil von dem thun, was der ſeel. D. Freſenius that, der in einem Bade, einige Wochen lang, den ungeſtörten Umgang dieſes treflichen Mannes genieſſen konnte, ihn aber vernachläßigte und dafür lieber von Spezereyen und Procenten ſprach, und in Oſtindiſchen Reiſebeſchreibungen laß, *) alles in der ungewiſſen Hofnung, einen alten, murriſchen, geizigen Gewürzkrämer dereinſt noch auf dem Todtenbette zu bekehren.

S.

*) S. v. Moſer moral. und polit. Schriften, 2ter Band S. 434.

Drey hunderter Brief.

Sie wollen mein Urtheil von Herrn Baſedows Philalethie wiſſen? Ob ich auch Ihrer und Ihrer Freunde Meynung ſey, daß der Mangel der Methode in dieſem Buche nicht durch viel neue Ausſichten in das Reich der Wahrheiten erſetzt ſey? Ich geſtehe Ihnen aufrichtig; es iſt eine mühſame Arbeit, Hrn. B. zu beurtheilen. Er macht es ſeinem Leſer ſo ſauer, das was er über jede Materie denkt, aus ſeinem Buche zuſammen zu holen, und ſchickt ihn bald aus dem erſten in den andern, und von da wieder zurück in dem erſten Theil; daß ſich wenige die Mühe geben werden, ſeine Gedanken in einen ordentlichen Zuſammenhang zu ſammlen. Es iſt mir daher lächerlich vorgekommen, daß Prediger in einer gewiſſen großen Stadt ihre lieben Zuhörer vor dieſem Buche gewarnt, und mit einem Eifer, den man in unſern Zeiten nicht mehr erwarten ſollte, dagegen gepredigt haben; denn man kann hundert gegen eins wetten, daß die theure Gemeine wenig

davon verſtehe, und mancher treue Hirte in Verlegenheit gerathen würde, wenn er den eigentlichen Sinn der Lehrſätze des V. und ihre Beweißgründe angeben und prüfen ſollte. — Doch wieder auf Hrn. B. Methode.

Hr. B. muß nicht überlegt haben, daß jeder unterrichtende Vortrag eine Methode erfordere, wodurch das was zu einer Klaſſe von Wahrheiten gehört, in einer gewiſſen Ordnung dargeſtellt und unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt gebracht werden muß. Man kann ſich eine Methode wählen; es kann gute und ſchlechte Methoden geben; aber alle Methode verwerfen, heißt, den Nutzen, den man der Welt durch ſeinen Unterricht verſchaffen will, verhindern. Die Methode muß dem Verſtande und Gedächtniß des Leſers zu Hülfe kommen; daß er den Zuſammenhang von einem beſtimmten Gegenſtande leicht überſehen, und behalten, und mit dem, was er ſchon davon erkannt, vergleichen kann. Sonſt verläßt er den Lehrer, weil ihm der Unterricht ſo beſchwerlich gemacht wird, und weil er nicht weiß, wie er ihn recht gebrau-

brauchen soll. Der V. macht sich zwar S. 12. über die vielen Eintheilungen der Philosophie lustig, aber wenn man darinn zu weit gegangen ist, so giebt ihm das kein Recht, auf das andere Extremum zu fallen, und alle Eintheilungen zu verbannen, und jedes, gerade da wo es ihm einfällt, hinzuschreiben, und in dieser Unordnung auch vorzutragen. Man hat die Mathematiker noch niemals darüber verlacht, daß sie ihre Wissenschaft in so viel kleinere abgetheilt haben; und so wie sie in ihren Erfindungen fortschreiten, sondern sie auch mit Recht die Provinzen ihrer Wissenschaft in noch kleinere Landschaften ab; wie die Erdbeschreiber ein neuerfundenes Land erst nur nach den äußern Gränzen, bey mehrerer Kenntniß auch nach seinen Provinzen, und je genauer sie damit bekannt werden, auch nach den kleinern Gerichtsbarkeiten desselben beschreiben. Sollte denn die Philosophie nicht gleiches Recht haben, die ein noch weitläuftigeres Feld von Gegenständen vor sich hat? Die Einschränkung des menschlichen Verstandes macht solche Eintheilungen

lungen nothwendig; der Nutzen einer jeden muß aus der Brauchbarkeit und dem Einfluß der darinn besonders gesammleten Wahrheiten beurtheilt werden: und wenn sich eitle Verfasser was damit gewust haben, unbedeutende Sätze in eine besondere Disciplin zu sammlen, und ihr einen klingenden Namen zu geben, so hebt das den nothwendigen Gebrauch nicht auf.

Noch mehr. Der V. glaubt zugleich, daß dieses Werk als ein Lehrbuch zu Vorlesungen brauchbar seyn könne. Aber gewiß, ohne eine bessere Methode wird er wohl nie diese Absicht erreichen. Bestimmte Begriffe, kurze Sätze, eine deutliche Anzeige ihrer Beweißgründe, und eine unterscheidende Abtheilung der Gegenstände einer Wissenschaft machen wesentliche Eigenschaften eines Lehrbuchs aus. Was die Grundzüge der Zeichenkunst für einen angehenden Mahler sind, das soll ein philosophisches Lehrbuch für den Lehrling in der Philosophie seyn. Er muß die Hauptzüge der Gegenstände seiner Wissenschaft, ihren Unterschied, ihre Bezie-

hung

hung auf einander kennen, eines jeden Kennzeichen unterſcheiden; und die Wahrheit der Regeln, die ihn bey Erweiterung ſeiner Kenntniſſe und Uebungen leiten ſollen, einſehen lernen; Zu dieſem Ende muß die Aufmerkſamkeit immer nur auf ein Subjekt und ſeine verwandte Theile gerichtet werden; das leichtere dem ſchwerern, der Erkenntnißgrund den Folgerungen vorgehn; jede Hauptmaterie beyſammen ſtehn, und von jeder deutliche und hinlängliche notiones directrices gegeben werden, die dem Urtheil des Lehrlings in dem künftigen Laufe ſeines Studirens zum Leitfaden dienen. Der V. verſuche es mal, ob er irgend jemand nach ſeinem Buche zum richtigen philoſophiſchen Denken, und zur ſichern Beurtheilung philoſophiſcher Materien wird erziehen können. Ich zweifle ſehr daran, daß er ſelbſt jemals dieſes Buch zu ſchreiben fähig geweſen ſeyn würde, wenn er nicht nach einer beſſern Methode, als in ſeinem Buche herrſcht, wäre unterrichtet worden. Der V. geſteht es auch in ſeiner Vorrede, daß der Inhalt ſeiner beyden Bände

nach einer beſſern Diſpoſition in einen einzigen Band hätte geordnet werden können. Aber warum hat er ihm nicht erſt dieſe Form gegeben, ehe er es in die Welt ſchickte? Wenn ſeine neue Ausſichten wirklich ſo viel Nutzen ſchaffen ſollten, als er ſich davon zu verſprechen ſcheint, ſo würden ſie ja in einem ordentlichen Vortrage weit einleuchtender. Und muß er ſich nicht ſelbſt einen Theil der Schuld beymeſſen, wenn ſeine Meynung nur halb oder unrecht verſtanden wird?

Soll ich dem Buche eine Methode geben? Ich hätte wohl Luſt dazu. Ich denke des V. Abſicht nicht zu verfehlen, wenn ich es mir in dieſem dreyfachen Geſichtspunkte vorſtelle. Einmal hat er das, was Er in dem bisher bekannten Vortrage der Philoſophie für gemeinnützig gehalten hat, ſammlen, zweytens verſchiedenes verbeſſern, und endlich drittens auch neue Ausſichten in das Reich der Wahrheit eröfnen wollen. Muthen Sie mir aber nicht zu, daß ich nun ſeinen ganzen Vortrag in dieſe drey Claſſen

ſamlen ſoll. Wir wollen uns mit dem V. gleicher Freyheit bedienen.

Sie haben immer die gewöhnliche Erklärung der Wahrheit für ſo fruchtbar, und der Natur unſrer Seele ſo angemeſſen gehalten. Sie irren ſich. Es iſt kein allgemeines Kennzeichen der Wahrheit, daß die Begriffe unter ſich oder mit der Sache ſelbſt übereinſtimmen müſſen, und wenn ſie bisher die Wahrheit nach dieſem Leitfaden erfunden, nach dieſem Probierſtein geprüft haben, ſo ſind Sie auf einem unſichern Wege geweſen. Hören Sie die Verbeſſerung dieſes Begrifs. Die Wahrheit, ſagt der V. S. 3. „iſt derjenige Werth unſrer Gedanken, vermöge „welches ſie mit feſtſtehendem Beyfall müſſen „angenommen werden, wenn wir unſrer Glückſeeligkeit gemäß denken wollen.„ Und er verweiſet uns auf §. 62. 68. des zweyten Theils, wo er dieſen Begrif gerechtfertiget habe. Laſſen Sie uns aufſchlagen. Hier werden wir vermuthlich finden, worin dieſer Werth unſrer Gedanken beſtehe; wer denſelben zu ertheilen berechtiget ſey; was unſrer Glückſeligkeit gemäß

ſey.

ſey. Aber nichts von allem dem S. 93. hat der V. eben dieſen Satz mit andern Worten ausgedruckt. „Das allgemeine Zeichen der „Wahrheit ſey die Aehnlichkeit unſerer Denkart „mit ſolchen, bey welchen wir nicht zu zweifeln „vermögend ſind, oder bey welchen die Gewohn„heit zu zweifeln, wenn ſie möglich wäre, alle „Vernunft, Ordnung und Glückſeeligkeit auf„heben würde.„ Wenn nun ein Neugieriger weiter früge, was hebt denn nun alle Vernunft, Ordnung und Glückſeeligkeit auf? Was macht denn eine Glückſeligkeit zur wahren Glückſeligkeit? Welches ſind denn die unverletzlichen Regeln der Vernunft und Ordnung? Fällt er da nicht in einen Zirkel? Muß er nicht wieder erklären, was wahr iſt? Muß er nicht auf die Uebereinſtimmung der Dinge unter ſich, mit unſerm Zuſtande, und mit unſern Vorſtellungen zurückkommen? Der V. wird doch wohl ſchwerlich glauben, daß alles das wahr ſey, dem ein jeder ſolchen Werth beylegt, daß er es ſeiner Glückſeligkeit gemäß zu ſeyn glaubt? Was für ſeltſame Wahrheiten würden wir dann haben!

ben! Der V. hat übereilter Weiſe die Zuverläßigkeit, womit ein Menſch etwas für wahr hält, mit der Wahrheit der Sache ſelbſt verwechſelt. Leſen Sie zum Beweiſe hievon was er B. 2. S. 91. u. f. ſagt. Iſt aber dieſe Zuverſichtlichkeit Wahrheit, ſo ſind auch alle Geſpenſtermärchen, Vorurtheile und Irrthümer wahr, weil es immer eine Menge Leute giebt, die ihnen ſolchen Werth beylegen, daß ſie mit feſtſtehendem Beyfall aufgenommen werden müßten, wenn man ſeiner Glückſeligkeit gemäß denken wolle. Den ſichern Leitfaden, der uns bisher in Erkenntniß der Wahrheit geführt hat, nimmt er uns aus den Händen, und ſetzt uns einen Irrwiſch hin, der uns den Weg zeigen ſoll. Geſetzt, der gewöhnliche Begrif der Wahrheit ſey nicht allgemein genung, wie er glaubt, ohne es doch bewieſen zu haben; ſo war es ſeine Pflicht, ihn allgemeiner zu machen; aber nicht an die Stelle eines ſehr deutlichen und ſimplen Begrifs, der in aller Art der Erkenntniß eine ſo fruchtbare notio directrix iſt, einen unbeſtimmten und dunkel und koſtbar ausgedruck-

gedruckten Begrif zu ſetzen; den viele leſen werden, ohne ihn zu verſtehn, und andre werden haſchen wollen, ohne ihn feſthalten zu können.

Wenn man mit Mistrauen weiter lieſt, kann es der V. nicht übel nehmen. Denn müſſen nicht aus der unrichtigen Beſtimmung eines ſo wichtigen Begrifs, als der Begrif der Wahrheit iſt, viele andere unrichtige Sätze flieſſen? Und an Exempeln fehlt es auch nicht. Es iſt ein groſser Unterſchied, unter dem, was ein Menſch für wahr hält, und was er für wahr halten ſollte: wovon er gewiß iſt, und wovon er gewiß ſeyn ſollte. Letzteres auszumachen iſt die Pflicht des Philoſophen. Er ſoll die Gründe der Wahrheit aus der Natur der Sache entwickeln; die Gränzen, wie weit man ſicher fortgeſchritten ſey, anzeigen, und daraus die Regeln und Grade des Beyfalls beſtimmen. Der V. wird ſelbſt geſtehn müſſen, daß es nicht genung ſey, hier zu ſagen: Dies glaube ich, und alles andre iſt alſo unnütz. Sondern man muß ſagen: So viel erkennt man von dieſer Sache; ſolchen Grad des Gewichts haben die erkannten Gründe; und ſo

vielen oder wenigen Einfluß hat dieſe Unterſuchung auf die wichtigern Erkenntniſſe des Menſchen? Laſſen Sie uns nach dieſer Regel die Natur des Menſchen mit dem V. betrachten. Er fordert uns S. 15. dazu auf.

Die Seele wird nach §. 24. bewegt. Und woraus ſchließt das der Verfaſſer? Er ſieht es für einen Grundſatz an, und S. 125. im zweyten B. fühlt er es ſo gar, ob er gleich eben daſelbſt S. 6. ſagt, daß uns das Selbſtgefühl lehre, unſer Denken und Wollen werde von uns ſelbſt für etwas anders angeſehen, als für Bewegung. Aus der Bewegung der Seele ſchließt er weiter, daß ſie auch Größe und Figur haben müſſe. Und hier wird allen den Philoſophen der Text geleſen, die ſolche Unwahrheiten, als die Lehre von einer einfachen Seele iſt, aufs Katheder bringen. Gewiß, eine feine neue Ausſicht! — Ein überthieriſcher Verſtand heißt die Vernunft; ein überthieriſcher Geiſt iſt eine Perſon. An ſolchen charakteriſchen Definitionen iſt der V. reich. — Triebe, Inſtinkte, Begierden, Fähigkeiten miſcht er ziemlich durch einan-

einander. Und wie kann es auch anders seyn, da der V. häufig aufs Definiren schilt, und also kein Liebhaber von bestimmten Begriffen zu seyn scheint.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

VIII. Den 1. November 1764.

Fortſetzung des drey hunderten Briefes.

Sie finden hier S. 32. u. f. einen Inſtinkt zu regelmäßigen ſinnlichen Wahrheiten, einen Inſtinkt des Gedächtniſſes, ja auch S. 47. einen Inſtinkt der Gewohnheit, die man irrig bisher für eine durch vielfache Uebung, oder oft wiederholten Eindruck gebildete Fertigkeit der Seele, ſich auf eine beſtimmte Art zu äußern, gehalten hat. Er giebt eine Menge Exempel von der Gewohnheit an, aber das ſieht man nicht daraus, daß es ein Inſtinkt ſey. Am beſten hat er in dieſem Abſchnitt S. 37. bewieſen, daß der Menſch weder einen angebohrnen Gewiſſenstrieb, noch ein angebohrnes moraliſches Gefühl habe; ſondern

daß beydes erſt durch vorhergängigen Unterricht gebildet werde, und nach Verſchiedenheit des Unterrichts verſchieden ſey. Aber er hat wieder die nothwendige Einſchränkung vergeſſen, daß obgleich beydes im Menſchen nicht urſprünglich ſo ausgebildet ſey, daß es zu einer beſtimmten moraliſchen Regel dienen könne; doch in der Seele des Menſchen etwas vom Thiere unterſchiedenes ſeyn müſſe, das ſie zum Gewiſſen und zum moraliſchen Gefühl durch Inſtruktion fähig mache: Und dieſes Etwas aufzuſuchen, war der Mühe eines Philoſophen wohl werth; denn es wäre ſehr gemeinnützig.

In der Lehre von den Begierden, die er mit den Trieben für einerley hält, ſind manche nützliche Anmerkungen. Die Eintheilung von wachenden und ruhenden Trieben S. 60. kann nützlich gebraucht werden. Wie der Affekt, der an ſich gut iſt, böſe werde, zeigt er deutlich. Wenn er aber den Affekt von der Leidenſchaft unterſcheiden will, ſo weiß er nicht, was er ſagt. Hier haben Sie ſeine eigne Worte S. 62. „Ein affektmäßiger Trieb verdient unterſchie-

„den

„den zu werden von dem Affekt ſelbſt.„ — Nun worin denn? — „denn, fährt er fort, wenn „ein Trieb mehrentheils im Erwachen ein Affekt „wird; ſo heißt er affektmäßig oder eine Leiden„ſchaft.„ Ein Affekt iſt alſo darum von der Leidenſchaft unterſchieden, weil er affektmäßig oder eine Leidenſchaft iſt. Wie wiederſprechend! Warum ſagt er nicht, wenn er ja unterſcheiden will; die Leidenſchaft iſt der erſte Grad des Affekts, ſo hätte er doch noch was geſagt. Aber alsdenn hätte er die Sprache der Philoſophen geredt, und das iſt dem V. zu gemein. Er will ſich in ſeinem Buche original ausdrucken, und darum ſpricht er nicht ſelten unverſtändlich, zuweilen Nonſenſe, um nur ſeinen Original-Charakter zu behaupten. Es werden uns davon Exempel aufſtoſſen. — Traurigkeit und Furcht, Freude und Hofnung rechnet er nicht mit zu den Affekten. Und wohin denn? Das ſagt er nicht. Sie ſind ſeiner Meynung nach nur mit den Affekten verbunden; und doch paßt ſich das alles auch auf ſie, was er in ſeiner Beſchreibung den Affekten beylegt. Die Be-

ſchreibungen der beſondern Affekten übergehe ich. Sie geben einen ohngefähren Begrif von der Sache. Die Begierde zum Leben ſcheint ihm kein Inſtinkt zu ſeyn; aber ſollte er nicht die Verſtärkung dieſes Inſtinkts, durch die Erfahrung des guten im menſchlichen Leben, mit dem Inſtinkt ſelbſt verwechſelt haben? Darin hat er ſehr Recht, was er bey dieſer Gelegenheit beweißt, daß das Gute im menſchlichen Leben das Böſe weit überwiege. Er hätte noch hinzuſetzen können, daß das letztere ſehr oft nur eine Folge unſerer Schuld ſey.

Das letzte und wichtigſte im erſten Hauptſtück iſt die Lehre von der Freyheit, die er in ein ungewöhnlichhelles Licht geſetzt zu haben behauptet. Sie wiſſen, wie viel darauf ankömmt, hier beſtimmt zu ſprechen. Die Freyheit nennt der V. S. 86. **die innerliche Urſache der Veränderlichkeit unſers Wollens durch moraliſche Mittel.** Nicht wahr, das charakteriſtiſche Kennzeichen der Freyheit liegt alſo in der Veränderlichkeit durch moraliſche Mittel? Was ſind nun moraliſche Mittel? Solche,

ſagt

ſagt der V. wodurch die menſchliche Seele gelenkt wird, und welche nichts bey den Thieren vermögen. Nun wiſſen wir noch nicht viel mehr. Worinn beſtehn ſie denn? Wodurch unterſcheiden ſie ſich von andern Mitteln? Wird der V. nicht antworten müſſen, weil ſie auf die Freyheit des Menſchen wirken? Und ſo hat er die Freyheit durch das erklärt, deſſen Kennzeichen er ſelbſt wieder aus der Freyheit angeben muß. Moraliſche Mittel können nur ſolche ſeyn, die Vorſtellungen des Guten und Böſen in uns erwecken, wodurch wir zum Wollen oder Nichtwollen geneigt werden. Dieſe Vorſtellungen müſſen alſo eine Kraft haben, den Willen zu verändern; ſie müſſen bey jedem Wollen eine hinlängliche und beſtimmte Kraft haben, ſonſt erfolgt die Wirkung, nemlich die Veränderung, nicht. Löſet man alſo die Erklärung des V. auf, ſo ſieht man, daß er eine innere Urſach darunter verſteht, vermöge welcher es durch Vorſtellung des Guten oder Böſen, als durch hinlängliche und beſtimmte Mittel, möglich iſt, unſer Wollen zu verändern.

Der V. freuet ſich daher ohne Grund, daß er die fatalen Wörter, möglich, unmöglich, nothwendig oder nicht nothwendig, gezwungen oder nicht gezwungen ſeyn, vermieden habe. Der Ton andrer Worte hat ihn nur verblendet. Man erkläre die Freyheit, wie man will, ſo entſtehn ſo gleich die Fragen daraus: Sind die Mittel der Veränderung des Wollens entſcheidend oder nicht? Macht dieſes entſcheidende nicht eine Art der Nothwendigkeit? Hebt dieſe Nothwendigkeit nicht die Freyheit auf? Bleibt das Gegentheil bey entgegen geſetzten Vorſtellungen möglich? u. ſ. w. — Es giebt, behauptet er S. 87. ſolche freye Handlungen, wobey keine Wahl geſchicht. — Ja, aber ſie ſetzen eine entfernter vorhergehende Wahl voraus, als z. E. Gewohnheiten. — Alles Wollen einer freyen Perſon iſt frey, ſagt er, wo es nicht inſtinktmäßig iſt. — Gut. Aber nun muß er gleich wieder eine Ausnahme machen, daß die durch den Inſtinkt der Gewohnheit verurſachten Handlungen, ob ſie gleich inſtinktmäßig ſind, doch zu den freyen

gehören.

gehören. Hätte er daraus nicht sehen sollen, daß die Gewohnheit keine Folge eines Instinkts sey.

Die freyen Handlungen, sagt er S. 92. sind entweder gut oder böse in Beziehung auf gewisse Personen. Hierinnen besteht ihre Moralität. — Gar nicht. Das haben sie auch mit unfreyen Handlungen völlig gemein, daß sie relativ gut oder böse sind. In der Möglichkeit durch die Vorstellung dieses relativ guten oder bösen determinirt zu werden, besteht ihre Moralität. Ueberhaupt ist die Moralität eine Folge der Freyheit; und es scheint seltsam zu seyn, die Freyheit aus der Moralität erklären zu wollen. Denn moralische Mittel sind solche, die auf die Freyheit wirken, und sie voraussetzen.

Sie werden sich nicht wundern, daß der V. die kaum angefangene Untersuchung der Freyheit wieder liegen läßt, und nun von moralischen Gesetzen, von Strafen und Belohnungen u. s. w. spricht; denn über seiner Methode sind wir schon einig. Strafen und Belohnungen

müſſen zum Zweck haben, das Anſehen der Geſetze zu erhalten, und entweder den Beſtraften verbinden, ſeine freyen Handlungen darnach einzurichten, oder andere durch das Exempel bewegen, das Anſehen der Geſetze zu ehren. Wo nicht Gehorſam oder Uebertretung ſtatt findet, kann um des bloſſen Exempels willen weder Strafe noch Belohnung ſtatt finden: wo jenes aber iſt, kann und muß der Oberherr einer Geſellſchaft auch um des Exempels willen ſtrafen. Dieſer letzte Zweck kann es oft erfordern, daß die Strafe oder Belohnung über die Proportion des Verdienſtes hinausgeht, und nicht bloſſe Vergeltung iſt. Vergebung ohne Strafe ſchwächt allezeit die Autorität der Geſetze; ein Oberherr muß ſie ſich alſo nur aus wichtigen und überwiegenden Gründen erlauben. Würde ſie oft wiederholt, oder vielen erwieſen, oder gar eine allgemeine Regel des Verhaltens des Oberherrn; ſo iſt es entweder ein Beweiß ſeines Unvermögens, ſeine Geſetze aufrecht zu erhalten; oder ein Beweiß ſeiner Thorheit, weil er dadurch zugleich die Kraft

ſeiner Geſetze vernichtet, und die moraliſche Verbindlichkeit aller ſeiner Unterthanen dazu aufhebt. Wären alle Unterthanen gehorſam, ſo würden auch die Geſetze bloß durch Belohnungen, und nicht mehr durch angedrohte Strafen bekäftiget. Könnten die vorhandenen Verbrecher niemand mehr verführen, ſo bedürfte es auch der Exempelſtrafe an ihnen nicht; ſie würden nicht um des Exempels willen, ſondern bloß nach Proportion ihrer Schuld beſtraft. Das Maaß und die Dauer und die Moralität ihrer Widerſpenſtigkeit beſtimmte auch das Verhältniß und die Dauer ihrer Strafe; hörte jene auf, ſo hörte auch dieſe auf; und nach Proportion ihrer Folgſamkeit gegen die Geſetze verminderte der gerechte Oberherr die Strafe, und ſetzte an deren Stadt Belohnung. Dieſe Sätze ſcheinen mir wahr und beweißlich zu ſeyn. Prüfen Sie ſie, und halten Sie das, was der V. von S. 92. bis 106. geſagt hat, dagegen. — Ich ſuche den V. in ſeiner Lehre von der Freyheit auf.

Doch ich kann den §. 58. des V. nicht übergehn, ohne zu bemerken, daß die Regeln die er zur Beurtheilung der Rechtmäßigkeit der Gesetze giebt, gar nicht allgemein sind, sondern nur auf Gott gedeutet werden können. Die erste ist ganz falsch; Irthümer sind nur strafbar, wenn der Gesetzgeber Beweiß genung hat, daß der Irrthum eine Folge unserer freyen Handlungen sey. Die zweyte könnte eher allgemein gelten. Die dritte gründet sich auf einen Mißverstand, und gilt nur von Gott. Er hat unser Schicksal in seiner Hand, und ist uns keine bestimmte Annehmlichkeit desselben schuldig. Er hat also das Recht den Mangel gewisser Vortheile und die damit verknüpften Unbequemlichkeiten, unschuldigen Kindern, als eine Strafe schuldiger Eltern zu bestimmen. Aber kein weltlicher Gesetzgeber ist in dem Sinne Herr unserer Schicksale, als Gott; und würde höchst ungerecht handeln, wenn er diese Regel ausübte. Er muß so gar unschuldige Kinder den unglücklichen Folgen seiner Strafe an den Eltern, so viel er nur kann, entreissen. Die

vierte leidet in der Anwendung auf Menſchen groſse Schwierigkeiten und Ausnahme. Die fünfte iſt eine Regel der Regierungskunſt und nicht der Geſetzgebung. Die ſechſte iſt höchſt unbeſtimmt, und läßt die Willkühr ohne Regel der Gerechtigkeit. Die ſiebende betrift die Weisheit, nicht die Rechtmäßigkeit der Geſetze. — Nun zur Freyheit.

Er behauptet §. 62. die freyen Handlungen geſchehen aus entſcheidenden Urſachen, und gründet ſich auf die allgemeine Erfahrung, daß alles, was entſteht, entſcheidende Urſachen habe. Im zweyten Bande §. 98 - 105. wohin er verweiſet, macht er dieſe Erfahrung wie er ſagt, glaubwürdig; und weil grade die welche eine undeterminirte Freyheit des Menſchen behaupten, in dieſer Abſicht vom allgemeinen Satze eine Ausnahme behaupten wollen, ſo ſucht er ſie durch einige Betrachtungen mit ſich ſelbſt uneins zu machen; worin es ihm vielleicht geglückt wäre, wenn er nicht ſo viel fremdes mit eingemiſcht hätte. Warum er aber die entſcheidenden Urſachen von zureichenden unterſchei-

ſcheidet, kann man nicht einſehen, weil das was zureichend iſt, auch entſcheidend und determinirend iſt. Doch dem ſey wie ihm wolle; genung, die Glaubwürdigkeit der allgemeinen Erfahrung von den entſcheidenden Urſachen aller Dinge iſt ihm der einzige Grund des Beweiſes, daß freye Handlungen auch aus entſcheidenden Urſachen entſtehen. Er iſt es auch, wenn man nur der Einwendung hinlänglich vorbeugt, ob ſich denn wohl die freyen Handlungen, ihrer Freyheit ohnbeſchadet, aus entſcheidenden Urſachen begreifen lieſſen? Hierzu war es nothwendig, die differentiam ſpecificam der entſcheidenden Urſachen in Abſicht freyer und unfreyer Handlungen anzuzeigen, d. i. das freye Handlungen auf eine andre Art entſcheidend beſtimmet würden, als unfreye. Hier, dünkt mich iſt der Knoten, der aufgelöſt werden ſoll. Anſtatt deſſen aber beſchäftiget ſich der V. bis zu Ende des erſten Hauptſtücks mit den guten und ſchlechten Einwürfen der Gegner dieſer Lehre; und ob es wohl nicht zu läugnen iſt, daß er ſie durch verſchiedene ſcharfſinnige Anmerkungen, z. E. über

Gottes

Gottes Allmacht und Allwiſſenheit, ziemlich in Verlegenheit ſetzt, ſo beantwortet er doch auch wieder andere, z. E. von der Moralität und Selbſtthätigkeit des Menſchen bey freyen Handlungen blos durch Auswege, die er nimmt, und durch die irrige Vorausſetzung, daß er die Freyheit ſchon erklärt und bewieſen habe, ehe noch von entſcheidenden oder unentſcheidenden Gründen die Frage geweſen. Das hat er zwar den Worten nach gethan, aber ſich dabey nur durch einen irrigen Schein geblendet; denn wenn er ſeine Erklärung und den Beweiß davon näher entwickeln ſoll, ſo wird er finden, daß eben dieſe Frage erſt ausgemacht werden müſſe; wie ich vorher ſchon erinnert habe. Daher kömmt es, daß man ſeine Abhandlung von der Freyheit durchlieſt, und abermals lieſt, und doch das Licht und die Ueberzeugung nicht erhält, die er verſprochen hat.

Ein oder zweymal iſt er auf dem rechten Fleck, aber er wiſcht gleich wieder drüber weg. So heißt es S. 120. „Ein nachdenkender Deter„miniſt ſagt nicht, daß in gleichgültigen Fällen

„die

„die Bewegungsgründe entscheidend sind, son„dern nur, daß irgend ein Entscheidungsgrund „da sey, ohne die Art des Grundes zu bestim„men„ Und S. 133. „Die Bewegung der „Kugel und die Handlungen der Menschen ge„schehen beyderseits aus entscheidenden Ursachen. „Aber dort sind die entscheidenden Ursachen von „anderer Art, als hier. Dort lassen die ent„scheidenden Ursachen sich niemals erzeugen, „stärken, schwächen, wegtreiben durch morali„sche Mittel — Aber hier, hier in den Hand„lungen der Menschen, sind diese moralische „Mittel brauchbar.„ Ich will sehn, ob ich es deutlicher erklären kann, ohne Gefahr zu laufen, idem per idem zu sagen.

Alles in der Welt und alle Handlungen der Seele erfolgen aus entscheidenden Ursachen; in ihren Vorstellungen liegt allezeit der Grund zur Entscheidung ihrer Handlungen; aus der bestimmten Natur der Vorstellungen folgt allezeit eine eben so bestimmte Wirkung, jede wirkt nach ihrer Kraft ein ihr gemässes Begehren und Thun. Die Seele ist hierin eben so wenig

frey,

frey, als die Kugel ſich frey bewegt, die einen beſtimmten Stoß erhalten hat. So nothwendig die Bewegung der Kugel eine Folge des Stoſſes iſt, ſo nothwendig ſind die beſtimmte Handlungen oder Begierden der Seele eine Folge beſtimmter Vorſtellungen, mit dem einzigen Unterſchiede, daß die wirkende Kraft davon in ihr, nicht außer ihr angetroffen wird: und dies macht einen groſſen Theil ihrer Selbſtthätigkeit aus. Sie handelt alſo oft ohne Freyheit, durch ihre Natur und durch die Natur ihrer Vorſtellungen entſchieden oder gezwungen. Selbſt darin, daß ſie das, was ſie ſich als gut vorſtellt, will, und das Böſe nicht will, iſt ſie nicht frey.

Bey jeder freyen Handlung handelt ſie auch aus entſcheidenden Gründen; aber jede freye Handlung hat den entſcheidenden Grund ihrer Wirklichkeit nicht blos in der Vorſtellung der guten und böſen Folgen derſelben, ſondern zugleich in der Natur und Kraft der Seele ſelbſt, in ihrer Vorſtellungsart, und wenn ich ſo ſagen darf, in der natürlichen Bauart, die ſie empfangen

pfangen hat. Zweyerley Entſcheidungsgründe kommen alſo bey einer freyen Handlung zuſammen; die Urſachen, die in der Natur der Seele und in der Natur der Vorſtellungen liegen, wollen wir A nennen; die Urſachen, die in der Vorſtellung der guten oder böſen Folgen der Handlung liegen, nennen Sie B; ſo iſt die freye Handlung der Erfolg von A und B. A allein entſcheidet nicht ihr Daſeyn, B allein auch nicht, ſondern beyde zuſammen.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

IX. Den 8. November 1764.

Beſchluß des drey hunderten Briefes.

Die freye Handlung erfolgt alſo aus entſcheidenden Urſachen; aber die moraliſchen Urſachen allein ſind unentſcheidend. — Mich dünkt, Sie folgern hieraus mit Recht, daß die freye Handlung in Abſicht der Urſachen A unwillkührlich, und nur in Abſicht der Urſachen B frey ſey; daß wir alſo nach einer eingeſchränkten Freyheit handeln, darinn ſchon vieles durch die Natur unſerer Seele beſtimmt iſt; daß endlich unſre freye Handlungen, in ſo fern ſie frey ſind, aus unentſchiedenen Gründen flieſſen. Die Urſachen B können die freyen Handlungen nicht bewirken, wenn eine oder mehr natürliche Urſachen, die zu A erforderlich ſind, fehlen. Iſt A nicht ganz

da, ſo kann auch B nicht wirken. Wenn alſo gewiſſe natürliche Anlagen und Einſichten fehlen, wenn z. E. der Verſtand ſtumpf oder verrückt iſt, wenn eine oder mehrere Seelenkräfte nicht regelmäßig wirken, ſo kann auch die freye Handlung, als eine Wirkung von B nicht erfolgen. B kann keine Kraft äußern, der Menſch kann dieſe freye Handlungen, die daraus erfolgen ſollen, nicht verrichten, und die Unterlaſſung derſelben kann ihm nicht zugerechnet werden, weil er durch die Unvollſtändigkeit der natürlichen Urſachen A auſſer Stand dazu geſetzt iſt. Mit andern Worten, je unvollſtändiger A iſt, deſto weniger iſt der Menſch frey; je vollſtändiger, deſto größer iſt ſeine Freyheit. — Merken Sie wohl, ich rede hier von ſolchen Urſachen, die in der beſtimmten und durch die Freyheit unveranlaßten Natur der Seele liegen.

B enthält a, b, c u. ſ. w. Dies ſind die Bewegungsgründe. Sie können für den einen Bewegungsgründe ſeyn, und ſind es für den andern nicht. Die großen Bewegungsgründe

von der Schönheit der Tugend ſind es für einen Shaftsbury, und die, wie er empfinden können: aber wer ſich zu dieſen feinen Empfindungen gar nicht zu gewöhnen Gelegenheit gehabt, und ſie alſo nicht fühlen kann, für den ſind es gar keine Bewegungsgründe. Dies iſt eine nothwendige Betrachtung, wenn man die Kraft der Bewegungsgründe beſtimmen oder anwenden will. Es kann alſo a, b, c u. ſ. w. gar nicht erkannt werden, ſo erfolgt auch die freye Handlung, die dadurch entſchieden werden ſoll, nicht daraus, und iſt auch aus dieſen Bewegungsgründen nicht Pflicht, noch imputabel: oder es wird nur a erkannt, nur b, kurz, nicht das ganze B, ſo erfolgt wieder nicht die freye Handlung, und iſt nur in ſo fern imputabel, als das Nichterkennen eine Folge vorhergehender freyen Handlungen iſt; oder als der Mangel der Aufmerkſamkeit imputabel iſt, der an dieſem Nichterkennen Schuld iſt.

Noch mehr. A kann da ſeyn, und B auch; und die Folge von B, d. i. die freye Handlung dazu B beſtimmen ſoll, erfolgt doch nicht. Nicht

als ob es bey dem Daseyn aller Ursachen unentschieden bliebe, ob die Wirkung erfolge oder nicht; sondern weil entgegenstehende moralische Ursachen da sind, deren Kraft stärker ist, als die Kraft der Ursachen B, oder die wenigstens die Wirksamkeit von B schwächen und verhindern; und diese Kraft bestimmt den Willen zu einer entgegengesetzten freyen Handlung, welche mehr oder weniger frey zu nennen ist, je nachdem die Kraft, dadurch sie bestimmt worden, in vorhergehenden moralischen Ursachen ihren Grund hat. Z. E. die Bewegungsgründe zu einer Tugend sind immer für dieselbe entscheidend, wo nicht die Kraft der Gewohnheit, der Leidenschaften u. s. w. ihre Wirkung verhindert, und zu einer entgegenstehenden Handlung entscheidend determinirt.

Der V. hat also Recht; alle freye Handlungen entstehen aus entscheidenden Ursachen, aber nicht alle entscheidende Ursachen sind moralisch. Und seine Gegner haben auch Recht, wenn sie sagen: die moralischen Ursachen einer freyen Handlung haben zwar eine Kraft entscheidend

zu

zu seyn, die aber nicht so wirkt, daß die freye Handlung nothwendig daraus erfolgen müßte, sondern es bleibt das Gegentheil möglich, ja es erfolgt oft wirklich das Gegentheil. Sie können, sie sollen entscheidend seyn nach ihrer Kraft und nach der Natur unsrer Seele, aber nicht unbedingt: die Seele leidet nicht allein keinen Zwang, sondern sie kann sich auch wiedersetzen, ihre Wirkung verhindern, ihr entgegen handeln; nicht durch ein seltsames, undeterminirtes; Ich will nicht: Nein, sie thut es vermöge der überwiegenden Kraft stärkerer moralischen Ursachen, die die Vorstellung derselben hindern, ihren Einfluß schwächen, und sie also zum Gegentheil determiniren. — Ich will mich noch anders ausdrucken: In abstracto ist der Inbegrif aller Bewegungsgründe für eine bestimmte freye Handlung entscheidend, aber nicht immer in concreto; **und in concreto erfolgen alle freye Handlungen aus entscheidenden Ursachen, aber nicht immer aus den Ursachen, die sie hätten entscheiden sollen.**

Verſuchen Sie es, ob Sie dieſe Theorie beſſer brauchen können, die Schwierigkeiten in der Lehre von der Freyheit aufzulöſen, und Licht über die Verwirrung der Meynungen zu verbreiten; ich erwarte darüber Ihr Urtheil. Stimmen Sie mir bey, ſo werde ich Ihnen noch einige Folgeſätze mittheilen, wenn Sie nicht ſelbſt ſchon, wie ich vermuthe darauf geführt werden ſollten. Jetzt muß ich ſchlieſſen, aber des V. Philoſophie wird mir noch Stoff zu einem Briefe geben.

Drey hundert und erſter Brief.

Vom dritten Hauptſtück der Philalethie, welches von Beförderung der Wahrheit und Tugend unter den Menſchen handelt, und eine Logik und Methodik ſeyn ſoll, will ich mich noch mit Ihnen unterhalten. Denn das 2te Hauptſtück übergehe ich. Es iſt eine mangelhafte und unmethodiſche Sammlung verſchiedener Wahrheiten aus der Naturlehre, darinn die Geſetze der Bewegung deutlicher, und die Erſcheinungen der Körper in beſſerer Ordnung, und mit Anführung ihrer wahrſcheinlichen Urſachen gemeinnütziger hätten können vorgetragen werden. Eine hiſtoriſche Erzählung deſſen, was in Hambergers Phyſik, und in Cruſius Naturlehre zu finden iſt, ſcheint mir eben keinen nützlichen Zweck zu haben. — Zum dritten Hauptſtück alſo, wo er mehr eigenes hat. Aber gehn Sie zuvor erſt mit mir nach Anweiſung des V. in den zweyten Band über, und lernen Sie da die Denkarten der Menſchen, die Regeln von den

Kennzeichen der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, die Regeln, die im Streite der Beweiſe zu beobachten ſind, und die Lehre des V. von den Urſachen und Wirkungen, kennen. Es hilft nichts: wir müſſen folgen, oder das Buch zumachen.

Die Betrachtung über die Denkarten des menſchlichen Verſtandes iſt eine Art von Pſychologie. Ich will Ihnen das eigene des V. davon auszeichnen. Unſre Vorſtellungskraft heißt bey ihm Verſtand S. 3. Aus der Betrachtung der Sinne und des Gedächtniſſes zieht er S. 10. die nützliche Folge, daß unſer denkendes Weſen als etwas fortdaurendes anzuſehn ſey, das immer mehr Vorſtellungen gewinnt, und nicht alle die es gehabt hat, verliert. Die Urſachen der Stärke und Schwäche der Ideen zeigt er wohl S. 11. aber die Aufmerkſamkeit macht er ganz falſch S. 13. zur beſondern Stärke einer Idee, da ſie vielmehr eine Wirkſamkeit der Seelenkraft iſt, wodurch die Stärke und Deutlichkeit der Ideen verurſacht wird.

Das

Daß Einfälle S. 16. regelmäßige Folgen einer Reihe von Ideen ſind, die wir nur nicht bemerken, iſt wahr. S. 17. finden Sie eine ſeltſame Erklärung der Einbildungskraft und des Dichtungsvermögens, daß es in einer Anwendung des hiſtoriſchen Gedächtniſſes beſtehe. Homer iſt alſo wohl ein Mann von großem hiſtoriſchen Gedächtniß, und zum Memoriren vorzüglich geſchickt geweſen. S. 24. wird erklärt, was das Realmemoriren ſey, welches mit Grunde angeprieſen wird, auch die Regeln S. 25. unangenehme oder ſchädliche Erinnerungen zu ſchwächen, ſind brauchbar. S. 26. nennt er die Einbildungskraft, die er vorher zum Gedächtniß gerechnet hatte, eine Ideenbildende Kraft; und was er davon ſagt, iſt ſehr unbeſtimmt und mangelhaft. S. 31. glaubt er, daß die Thiere auch Reflexionen haben, und S. 40. weiß er es nicht; Sie können daraus ſchlieſſen, wie feſtſtehend ſeine Begriffe davon ſind, ob er gleich viel vom reflektiren und abſtrahiren ſagt; aber er will neu ſeyn, und darum verläßt er hier, ſo wie in vielen andern

Fällen die bestimmte Denkungsart anderer Philosophen, und wählt lieber eine unbestimmte. S. 42. u. folg. findet er es sehr tadelnswerth, daß man gewöhnlich in der Logik nur Anweisung giebt, wie man zu feststehenden oder bestimmten allgemeinen Begriffen gelangen soll; nicht aber, wie man auch schwankende gebrauchen könne. Diese Anweisung verspricht er, und Sie werden sehr neugierig darauf seyn. Sie werden der Meynung seyn, daß man gar nichts damit anfangen könne, und nur blind herum tappe. Freylich giebt es noch viel schwankende allgemeine Begriffe, aber der Philosoph kann und muß die festsetzen, die der Gebrauch schwankend macht, und wenn er sie richtig bestimmt, wird nicht sein Ansehen, sondern die Richtigkeit des Begrifs selbst erst auf die Gelehrten und endlich auch auf den gemeinen Haufen Einfluß haben, wovon man Exempel anführen könnte. Was diejenigen betrift, welche der Mangel hinlänglicher Kenntniß der Gränzen jeder Art, oder der besondern Abweichungen einzelner Wesen derselben, schwankend

macht;

macht; ſo müſſen ſie doch durch die beſten Kunſtverſtändigen beſtimmt, und die Abweichungen ſo lange als Ausnahmen angeſehn werden, bis man in der Erkenntniß der ganzen Art ſo weit gekommen, daß man auch die Ausnahmen mit darunter begreifen, und den allgemeinen Begrif völlig rektificiren kann. In dieſem Falle gilt der allgemeine Begrif ſo lange als beſtimmt, bis dieſer Mangel der Kenntniß gehoben iſt; er iſt gleichſam das Gränzzeichen, wie weit man in der Erkenntniß der Klaſſe gekommen ſey, und der einzige Führer aller wahrſcheinlichen Urtheile über dieſelbe, bis er ſelbſt genauer berichtiget, und eben dadurch auch dieſe Urtheile berichtiget werden. Aber bey ſchwankenden allgemeinen Begriffen kann ich gar nicht, noch weniger zuverläßig oder wahrſcheinlich urtheilen; und den Gebrauch derſelben einführen wollen, hieſſe allen Arten des Geſchwätzes ein Anrecht zur Vernunft geben wollen. — Doch vielleicht hat ſich der V. nicht deutlich ausgedruckt, aber auch das iſt eine Folge von ſchwankenden Begriffen. — Wenn er S. 62. u. f. einige Definitiones

als ſolche tadelt, die das verſtändliche Definitum durch dunklere Worte erklären, ſo hat er Recht, wenn er ſie aus dem Syſtem herausnimmt, und ſich nicht die Mühe geben will, das vorhergehende erſt zu leſen. Wie viele von ſeinen Definitionen würden ein eben ſo ſtrenges Urtheil erfahren, wenn man ihren oft ſeltſamen Ausdruck nicht nach der Billigkeit und nach ſeinen angenommenen Begriffen ſchätzen wollte. Jeder verdient, meiner Meynung nach, Dank, der uns von einem Gegenſtande in der Natur eine Definition zu geben ſucht; er thut den erſten Schritt zu genauerer Unterſuchung und Beurtheilung deſſelben; und bahnt uns den Weg zu neuen Wahrheiten. — S. 64. iſt es ganz falſch, daß wir Sätze deswegen zu glauben berechtiget ſind, weil ſie uns von andern als wahr gelehrt werden; ob der V. gleich in ſeinem ganzen Buche auf dieſe ſo genannte Inſtructionen viel gebauet hat. Die Inſtruction iſt ein Erkenntnißgrund des Menſchen; das iſt wahr: aber ſie iſt kein Grund des Beyfalls. Die Kennzeichen der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit, die ſie hat, können

uns

uns allein zum Beyfall berechtigen. Mich wundert, daß der V. diesen wichtigen Unterschied nicht wahrgenommen hat. Was würde aus der Vernunft des Menschen werden, wenn Instructionen blos deswegen, weil sie es sind, ein Recht auf unsern Beyfall hätten? — Ich übergehe das übrige, denn ich werde zu weitläuftig. Sie sehn aus diesen Proben, daß die unbestimmten Begriffe des V. und der Hang, sich von andern unterscheidend auszudrucken, übereilte Urtheile veranlassen, und dem Leser auch gegen richtige Anmerkungen ein Mistrauen erwecken können, weil er bald wieder auf unbestimmte und unzuverläßige Betrachtungen geführt wird. Hier wird der Schaden praktischer Misbräuche aufgedeckt, dort wird etwas zu allgemein für Misbrauch ausgegeben; hier wird das allzu viele Definiren getadelt, dort wird der Nutzen der Definitionen gezeigt; hier wird ein bekannter Satz der Philosophie verworfen, und nichts reelles an dessen Stelle gesetzt; dort unter andern Ausdrücken eben der Satz zum Grunde gelegt; u. s. w. Ermüdet

ein

ein ſolcher V. nicht mehr, als er unterrichtet? Und wird nicht mancher, der nicht ſehr wißbegierig iſt, das gute auch liegen laſſen, weil er es ſo mühſam herausſuchen ſoll? — Wir wollen geduld aushalten, und von ihm die Kennzeichen der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit lernen.

Sie ſtehn nach des V. Anweiſung §. 146. 147. im zweyten Bande. — Doch noch eins. Der V. ſpricht S. 109. u. f. des zweyten Bandes viel von dem Bewußtſeyn unſrer ſelbſt, ohne mir die Sache deutlich zu machen. Indeſſen bin ich ihm eine Idee ſchuldig, darauf ich gekommen bin. Das Bewußtſeyn iſt vom innern Gefühl zu unterſcheiden; denn wir haben innere Empfindungen, deutliche Begriffe, und ſchlieſſen und urtheilen auch ohne Bewußtſeyn. Sollte alſo das Bewußtſeyn nicht ein Urtheil ſeyn, darin ich mich, als das Subjekt, eine innere Empfindung, oder überhaupt eine Veränderung meiner Seele als das Prädikat erkenne? Folglich wäre es nicht ein bloſſes Gefühl oder Idee

von mir selbst? — Wollen wir aber die Kennzeichen, die der V. von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in obenangezeigten Sen angiebt, verstehn, so müssen wir erst die ganze zweyte Betrachtung seines zweyten Bandes, wo er viele Sätze der neuern spekulativischen Philosophie bestreitet, durchlaufen. — Ich sage durchlaufen. Denn Sie treffen viele blosse Behauptungen, unrecht verstandene Sätze, unbestimmte Begriffe, eifrige Widerlegungen unbedeutender Hypothesen, und eine Mischung von guten und schwachen Gründen für oder wider gewisse philosophische Sätze an; und alles was Sie daraus lernen möchten, wäre das, daß der V. in abstrakten Materien nicht sehr glücklich ist. Und wie kann er auch? Anstatt der Definitionen, die er Irthümer zu nennen beliebt, verweiset er den Leser auf eine gewisse einfache Deutlichkeit des Bewußtseyns der zu definirenden abstrakten Begriffe; und nun muß weder er noch seine Leser wissen, wo sie hingerathen. — Sehn Sie, wie ich mit dem V. herumschweifen lerne.

Nun

Nun soll er mich aber auch nicht wieder von den Kennzeichen der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit abbringen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

X. Den 15. November 1764.

Beſchluß des drey hunderten und erſten Briefes.

Der Satz des Widerſpruchs und der Satz der Einſtimmung ſind nach des V. Behauptung leere Sätze; der Satz vom zureichenden Grunde iſt ein ſophiſtiſches Formular; Definitionen und Demonſtrationen verleiten auſſer der reinen Mathematik auf Wortſpiele und Chimäre. Aber dies ſind die wahren Regeln von den Kennzeichen der Wahrheit. 1. Die Regel von der beſondern Erfahrung. 2. Die Regel von der allgemeinen analogiſchen Erfahrung. 3. Die Hauptregel von der Wahrſcheinlichkeit. 4. Die Regel von den widerſinnigen Redensarten. 5. Die Regel vom Widerſpruche. 6. Die Regel von der Ausſicht in die Folgen. 7. Die

allgemeine Regel von den Schlußformen, und endlich 8. die Regel der zweckmäßigen Erkenntniß. Stutzen Sie nicht über die ganz neue Wahrheitsregeln, die Sie hier finden. Der V. liebt es, sich mit neuern Worten auszudrucken, ohne eben viel neues zu sagen. Die 4te, 5te, 6te und 7de drucken die Sätze des Widerspruchs, der Einstimmung und des zureichenden Grundes mit andern Worten aus, oder fliessen daraus; wie sie aus seinen eigenen Erklärungen sehn können. Die zweyte kömmt selbst nach des V. Erklärung mit der dritten überein, und ist eine Regel der Wahrscheinlichkeit; und die 8te, welche der V. auch die Sicherheitsregel nennt, bedeutet nichts anders, als daß wir in wahrscheinlichen oder ungewissen Fällen dasjenige für wahrscheinlich halten müssen, dem der ganze Inbegrif unsrer moralischen Gründe das Uebergewicht giebt; woraus in Verbindung mit den übrigen Gründen der Wahrscheinlichkeit die moralische Gewißheit entsteht, die uns zur Entscheidung in zweifelhaften Fällen verbindet. Dies wird ihm kein

vernünftiger Philoſoph läugnen, und es ihm Dank wiſſen, wenn er dieſe Regeln der moraliſchen Gewißheit deutlich entwickelt hätte. Man wird ihm auch gern eingeſtehn, daß ſie allein bey dem Mangel unſrer Einſicht in den mehreſten Vorfallenheiten unſers Lebens entſcheiden. Aber darüber wird man ſich wundern, daß er ſo viel Aufhebens davon macht, als ob vor ihm die Regel von der analogiſchen Gewißheit gar nicht bekannt geweſen wäre; daß er auſſer der reinen Mathematik, ſonſt von keiner andern Gewißheit hören will, und deßwegen die Ausdrücke Weſen, nothwendig, unmöglich, ewig, übereinſtimmend u. ſ. w. S. 386. für leere Wortſpiele anſieht; und alle falſche Anwendungen der bißher ausgemachten Grundregeln der Wahrheit aus guten und ſchlechten Syſtemen zuſammen ſucht, um die Gewißheit der Grundregel ſelbſt über den Haufen zu werfen; daß er endlich, welches die Hauptſache iſt, die Regel von der allgemeinen analogiſchen Erfahrung, zu einem Kennzeichen der Wahrheit macht, das ſie nicht iſt und nicht ſeyn

kann. Die Wahrheit an ſich hängt gar nicht von dem ab, was wir oder die Menſchen überhaupt insgemein als wahr bemerkt haben, ſondern von der durchgängigen Uebereinſtimmung unſerer Bemerkungen mit der Sache ſelbſt oder der Dinge untereinander; weil wir aber dieſe Uebereinſtimmung nicht oft allgemein wahrnehmen können, ſo iſt die allgemeine analogiſche Erfahrung unſer Non plus ultra; wir müſſen es, durch die Einſchränkung unſrer Erkenntniß gezwungen, dabey bewenden laſſen, es ſo lange für wahr zu halten, d. i. mit andern Worten ihm überwiegenden Beyfall zu geben, bis wir die Uebereinſtimmung ſelbſt erblicken. Hebt denn unſer Unvermögen, in vielen Fällen die Wahrheit anſchauend zu ſehen die Regeln ſelbſt, wie ſie anſchauend erkannt werden muß, auf; und macht es die mangelhafte Regel zur allgemeinen Regel? Wird es der V. wohl läugnen, daß allgemeine analogiſche Erfahrungen durch eine einzige Ausnahme, durch eine neuerfundene Wahrheit, durch genauere Beobachtungen, u. ſ. w. ihre ganze Wahrheit verlieren,

und für falsch erkannt werden? Warum? weil man nun einsieht, daß der allgemeine Glaube mit der Natur der Sache nicht übereinkomme. Die Wahrheitsregel hört also auf Wahrheit zu seyn. — Doch daß diese Regeln des V. wahre Regeln sind, ist nach S. 315. ein Postulatum; und aus dem Satz vom zureichenden Grunde macht er S. 316. und in den daselbst citirten Sen, vier in andere Worte umgekleidete Sätze, welche aus der analogischen Erfahrung fliessen sollen. — Doch ich muß mich in die Enge ziehn. — Wie soll man diese Regeln nach dem V. anwenden? Kommen Sie mit mir in den ersten Theil zurück.

Die allgemeinen Regeln der Wahrscheinlichkeit von S. 258. bis 267. werden Sie praktisch und brauchbar finden; aber auch mit mir eins seyn, daß wir nicht eher sichere und vollständige Regeln haben werden, bis die allgemeinen Gründe der Wahrscheinlichkeit und ihr Verhältniß gegen einander genauer berechnet sind. Die Regeln der Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses bis S. 275. sind gut, nur schade, daß sie so un-

methodisch vorgetragen sind. Kein Lehrling kann sie übersehn, wie will er sie anwenden? Ueber die Instruktion liesse sich mehrers und bessers sagen, als der V. von S. 282. bis 291. gesagt hat. Sie ist in vielen Stücken ein Erkenntnißgrund; aber nicht vor und an sich der Grund der Ueberzeugung und des Beyfalls. Die eigene Erfahrung von der Wahrheit der Folgen der durch Instruktion erlangten Erkenntniß; die wahrscheinlichen Gründe von der Geschicklichkeit und Aufrichtigkeit des instruirenden, und die eigene wahre oder vermeintliche Einsicht der Sache, kommen nebst verschiedenen moralischen Gründen zusammen, einer Instruction Beyfall zu verschaffen. Und hier hätte sich der V. die Welt verbinden können, wenn er bestimmt hätte, in wie fern Vorurtheile unter den Menschen statt finden können und müssen, und wie man durch das Ansehen der Instruktion am besten gute Vorurtheile erwecken und befestigen, und vor schlimmen bewahren könne. Dies war eine sehr praktische und gemeinnützige Untersuchung! Bey der Lehre von den Schlüssen wer-

den Sie glaube ich, mit mir bemerken, daß die Kraft der Wahrheit der von dem B. angegebenen Schlußregeln nicht immer einleuchtend sey; und daß die Regeln selbst, die doch so simpel als möglich ausgedruckt seyn sollten, oft in solche Ausdrücke verkleidet sind, daß sie in anderes deutsch übersetzt werden müßten, wenn sie verständlich seyn sollen. Sehen Sie z. E. die Schlußregel aus der Opposition, und aus Exempeln vereinigter Beschaffenheiten S. 301. aus den Graden der Dinge S. 306. u. s. w. Ueberhaupt ist das alles vor ihm noch deutlicher gesagt. Aber wenn man eine neue Philosophie schreiben will, muß alles wenigstens einen neuen Rock haben. Ueber den sonderbaren Satz S. 321. daß die Wahrheit veränderlich sey, werden Sie Sich nicht wundern, wenn Sie Sich erinnern, daß er bald alles das wahr nennt, was der Mensch nur glaubt, oder für wahr hält; bald die Wahrheit nach schwankenden Regeln beurtheilt; bald mit der Gewißheit, die der Mensch davon zu haben glaubt, verwechselt.

Das Kapitel von dem Unterrichte iſt eins der beſten, wie denn der V. überhaupt in praktiſchen Anmerkungen glücklich iſt, und nähere Prüfung verdient. Er ſagt über die gewöhnlichen Mängel der Schulen und Univerſitäten ſehr freymüthig ſeine Meynung; tadelt die Fehler des Unterrichts; dringet darauf, daß das nützliche allem andern vorgezogen werden müſſe; und thut Vorſchläge, den Unterricht der Gelehrten ſowohl als Ungelehrten zum Anbau des menſchlichen Verſtandes und zur Ausbreitung rechtſchaffener und tugendhafter Geſinnungen wirkſamer zu machen. Seine Vorſchläge ſind zwar nicht alle ſo angemeſſen, daß ſie in Ausübung gebracht werden könnten; aber der freymüthige Ernſt, womit er die Sache treibt, verdient doch viel Dank; weil er andere aufmuntern wird, eben ſo freymüthig darüber zu ſprechen, und es endlich zu bewirken, daß der Unterricht des menſchlichen Geſchlechts, und die Einrichtung zur Verbeſſerung deſſelben nicht mehr, ſo wie nur zu oft bisher geſchehen, eingeſchränkten Köpfen überlaſſen werde. — Eine

Kindermoral und Kinderphyſik wäre ſehr nöthig, S. 324. aber ſie müßte mit großer Weisheit und Simplicität geſchrieben ſeyn. Die Erlernung der lateiniſchen Sprache ohne Einbläuung der Grammatik S. 327. würde freylich erleichtert und angenehmer, ja auch zuverläßiger gemacht, als durch die zehnjährige Sklavenarbeit in den trocknen Regeln der Grammatik; wenn nur erſt Schullehrer genung vorhanden wären, die zu dieſer Methode Geſchicklichkeit und Geſchmack hätten. Der Schaden des Nachſchreibens der Kollegien auf Univerſitäten S. 333. iſt richtig. Die Gedanken von beſſerer Einrichtung der Gymnaſien S. 338. von den Fehlern der öffentlichen Diſputationen auf Univerſitäten S. 341. von der zu großen Menge derer, die ohne Fähigkeit und Gaben das Studieren zu wählen, freye Macht haben, S. 348. werden Sie größtentheils billigen. —

In Abſicht der Anmerkungen und Vorſchläge, welche die Theologen beſonders angehn, erwarten Sie von mir kein Urtheil. Sie wiſſen daß wir übereingekommen ſeyn uns in das theolo-

giſche Fach ſo wenig als möglich einzulaſſen. Unſer gemeinſchaftlicher Freund S. mit dem Sie jetzt an einem Orte zu leben das Glück haben, wird dieſe ſowohl, als des V. Theologie die den erſten Band beſchließt, zuverläßiger beurtheilen können. Fragen Sie ihn doch, was er davon hält, daß der V. alle bisher für das Daſeyn Gottes vorgetragene Beweiſe als unzulänglich verwirft, und ſie nur damit zu erſetzen weiß, daß es ſicherer ſey einen Gott zu glauben, als nicht zu glauben? Fragen Sie ihn auch, ob es wohl ſchicklich ſey, den Beweiß von Gottes Eigenſchaften und Werken in die Form eines Gebets einzukleiden? Mir kömmt es eben ſo ſeltſam vor, als wenn man die Gerechtſame des Königs auf Schleſien, und ſeinen Muth, ſeine Weisheit und Gegenwart des Geiſtes, davon er im letzten Kriege ſo viel Proben gegeben, in Form einer Supplik an ihn beweiſen wollte.

Ich will meinen zu weitläuftig gewordenen Brief mit ein paar allgemeinen Anmerkungen beſchlieſſen.

1. Die Freymüthigkeit eines Schriftstellers in Bestreitung herrschender Irrthümer ist schätzbar; und wenn sie ihm gar gefährlich seyn könnte, verehrungswerth. Aber sie muß mit vieler Bescheidenheit gewürzt seyn; sonst artet sie in Zuversichtlichkeit aus, die immer anstößig ist, wenn man auch übrigens vollkommen Recht hätte, und lauter wichtige Entdeckungen machte. Wie viel mehr, wenn man seine Zuversicht auch wohl auf blosse Behauptungen, und Berufungen auf die Meinung des denkenden Publikums stützt, und wo man keine Erklärung geben kann, behauptet, daß keine möglich, und die Idee blos einfach sey, und doch mit dieser einfachen, unbezeichneten Idee widerlegen will.

2. Wenn der V. einst seine zerstreuten Sätze von jeder Materie sammlen, und unter einen Gesichtspunkt ordnen sollte, so würde dieses Beysammenseyn schon manches unbestimmte, und zum Theil widerstreitende ins Licht setzen, und zu genauerer Berichtigung veranlassen; auch er selbst sowohl, als seine Leser die neuen Aussichten, die in diesem Buche wirklich anzu-

treffen

treffen sind, aber die, wenn man sie erhascht zu haben glaubt, gleich wieder aus dem Gesicht entrückt werden, deutlicher wahrnehmen, richtiger schätzen, und besser anwenden können.

So groß ist der Nutzen der Methode!

G.

Drey

Drey hundert und zweyter Brief.

Der junge Schweizer, von dem ich Ihnen ſchon lange eine Probe einer Ueberſetzung des Pindar überſchickt habe, *) hat ſich itzt weiter ausgebreitet. Das Deßein Pindarn zu überſetzen, ſcheint er aufgegeben zu haben, dafür er uns aber die drey größten tragiſchen Poeten Griechenlands liefern will, von denen wir bereits den Sophokles und Euripides, doch noch nicht ganz in Händen haben. **) Ein wichtiges Unternehmen! in Wahrheit eine mühſame Arbeit! Wie viel Nachſchlagens! Wie viel Meditirens! Wie viel Nachtwachens! Das iſt aber nun einmahl nicht anders,

Wer Lorbern brechen will
Muß leiden.

ſagt Pindar. Den Sophokles überſetzen! Dieſen Poeten, der wie Pindar, um uns mit dem

Longin

*) 2 Theil, 3 Brief.

**) Das tragiſche Theater der Griechen. Des Sophokles 1. Band und des Euripides 1. Band in Octav 1763.

Longin auszudrücken, oft einer verderbenden Flamme gleich, alles ergreift und anzündet; deſſen einziger Oedipus, nach dem Ausſpruche eben dieſes Kunſtrichters alle Werke des tragiſchen Poeten Jon weit übertraf. Sie werden hieraus ſo viel ſehen, daß ein würdiger Ueberſetzer deſſelben ein ganz beſondrer Mann ſeyn müſſe, ein Mann, der durch ſein Genie die Höhen vollkommen zu erreichen fähig iſt, auf die ſich Sophokles durch den groſſen Beyſtand ſeiner Muſe ſchwang; ein Mann, der ſich mit dieſem Poeten nach und nach wieder herabzulaſſen vermag, und durch eben die Einfalt entzückt, die wir an dem Griechen bewundern; ein Mann, der beyde Sprachen verſtehet, und zwar recht verſtehet, der kein Wortklauber iſt, kein ſklaviſcher aber auch kein allzufreyer Ueberſetzer; kurz ein Mann, in dem man alle die Eigenſchaften vereinigt finden muß, die nur einige wenige unter unſrer Heerde der Ueberſetzer beſitzen. Der Einfall des jungen Schweizers iſt in aller Abſicht lobenswürdig. Durch dergleichen Ueberſetzungen werden wir gleichſam bey der Hand

zu

zu den reinen Quellen geführt, und zu dem Mittelpunkt des guten Geschmacks geleitet, dessen Vaterland durch den milden Einfluß eines günstigen Geschicks, das unsterbliche Griechenland ward. Wenn ein solcher Uebersetzer den ganzen Umfang seiner Pflichten erfüllt, so sehe ich nicht ab, warum er nicht mit den Originalschriftstellern in einer Reihe gehen soll. Seine Entdeckungen, die er in dem Alterthume durch seine Uebersetzungen macht, liefern oft Ideen, die der Originalautor nicht würde gehabt haben; Er ist also als ein Mäcenat in dem Reiche der Wissenschaften anzusehen, und als einen solchen müssen wir auch Herr Steinbrüchel, so nennt sich der Schweizer, eine Verbeugung machen, mit der Bitte, daß er den Wissenschaften ferner auf die angefangne Art günstig seyn wolle. Unterdessen werden Sie vollkommen meiner Meynung seyn, wenn ich sage, daß seiner Uebersetzung immer noch ein höherer Grad der Vollkommenheit übrig bleibt, und daß wirklich jemand noch eine bessre liefern kann. Es ist so eine eigne Sache mit den

großen Werken des Verſtandes und Witzes aus dem Alterthume, welche die Gelehrten in ihrer Sprache leſen. Wenn ſie den Ueberſetzer derſelben nicht rein finden, ſo wird er unwiederbringlich verlohren ſeyn, und ſeine mühſame Arbeit wird bald ein mildthätiger Staub bedecken, ohnerachtet ſie ſchon das Publikum mit Beyfall leſ. Umgewand zu ihm wird es ſagen: **Du betriegſt uns, das iſt das Werk des griechiſchen Homers nicht, wofür du es ausgiebſt. Wir haben ſie vernommen die Warnungsſtimme.**

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

XI. Den 22. November 1764.

Beſchluß des drey hundert und zweyten Briefes.

Wird aber der Ueberſetzer ſeiner Arbeit eine gewiſſe Vollkommenheit gegeben haben, die ſie beſitzen muß, nun ſo werden wir ohne Schwierigkeit von derſelben, und welch ein Ruhm für ihn! ſagen können, was den Werken der Alten überhaupt an die Stirne geſchrieben iſt:

Ῥημα ἐργματων χρονιω —
τερον βιοτευει,
ὁτι κε συν χαριτων τυχα
γλωσσα φρενος ἐξελοι βαθειας.

Pindar 4. Nem. Ode 1. Str.

Sie werden auch vollkommen meiner Meynung ſeyn, wenn ich behaupte, daß H. St.

kein Schweizer hätte seyn müssen, wenn seine Uebersetzung rein, vortreflich im Ausdruck und dem Sophokles vollkommen angemessen hätte seyn sollen. Nicht etwa, als wenn alle Schweizer den Ausdruck nicht verstünden; bey Leibe nicht! Wir haben unter unsern Uebersetzern sehr armselige Deutsche, die noch dazu in solchen Provinzen gebohren sind, oder zum wenigsten doch sich lange daselbst aufgehalten haben, wo das beste deutsch gesprochen und geschrieben wird. So voll oft die Köpfe unsrer Gelehrten von griechischen und lateinischen Wörtern sind, so leer sind sie an deutschen Wörtern und Redensarten, und Trotz diesem allen halten einige derselben doch Vorlesungen über den deutschen Styl.

Hr. St. ist zwar nicht von dieser Race, aber er ist doch auch einer von denen, die eben auch nicht Meister in der deutschen Sprache sind. Daher martert und ängstiget er sich mit den Perioden mannichmahl, und kann sie doch nicht recht ründen. Die Sprache empört sich wider ihn, sie sträubt sich, anstatt daß sie sich

vor

vor ihm ſchmiegen ſollte. Er iſt auch mit in dem Bunde, den die mehreſten ſeiner Landsleute wider das kleine e gemacht haben, wenn es ſich am Ende eines Worts ſehen läßt, und ein andermahl giebt er zur unrechten Zeit eben dieſem Buchſtaben den Rappel wie z. E. auf der 127. Seite des Oedipus. Er gebraucht auch oft Wörter die zu alt und unkenntlich ſind, auch keine allgemeine Gültigkeit mehr haben z. E. nihm anſtatt nimm, zeuhen für ziehen, leugen für lügen, Zeus für Zevs wie unſre beſten Skribenten wollen Zettergeſchrei (ἰυγγ) hintern für hindern (impedire) Kripfe für Krippe, Wagſtück für kühnes Unternehmen, ſchmächlich für Schmachvoll, umkommen für umgekommen, der Athener anſtatt der Athenienſer, außer das Gleis für aus dem Gleiſe, Erzeuhung für Erziehung, Jovis anſtatt Jupiters, verderb für verdirb, innert für innerhalb, Herumirrung anſtatt das Herumirren, das Beth für das Bette, der Bott für der Bote. Wollen Sie noch mehr, ſo dürfen Sie nur in der Ueberſetzung blättern. Ich will Ihnen wohl

noch was seltsameres entdecken. Hr. St. konfundirt auch oft die Genera wie der Deutschfranzoß; z. E. die Echo, die Thebe, die Scyrus, die Eleusis, die Krysa. Was meynen Sie wenn man sagen wolte: die Berlin, die Island, die Zürch, die Breslau? dergleichen Flecken sind uns wahrhaftig verdrießlich, wenn wir sie noch dazu an Mustern erblicken, und wir setzen bey Erblickung derselben billig ein Mistrauen in den Geschmack des Künstlers. Eine solche Kleinigkeit hat oft einen wichtigen Einfluß, und verunstaltet nicht selten das Ganze. Wir entrüsten uns gegen den Autor, daß er so wenig Achtung gegen das Publikum hatte, und sich nicht erst hinsetzte und recht deutsch lernte, ehe er andre in dieser Sprache vergnügen und unterrichten wolte.

Drey hundert und dritter Brief.

Die Frau Karschin, schrieben Sie mir letzthin, scheint jetzt auch eine Beiwörterfabrik angelegt zu haben. Das hat seine vollkommne Richtigkeit, muß ich ihnen darauf antworten, und zugleich versichern, daß sie Willens ist, ein Monopolium davon anzulegen, und es wird ihr auch kein vernünftiger Mensch in dieser Seltsamkeit etwas abzugewinnen suchen. Daß in den schleppenden Beiwörtern, die wir eigentlich in der griechischen Sprache recht vortreflich finden, nicht eine Art von Feierlichkeit und Majestät herrschen sollte, wird kein Mensch der hievon nur recht unterrichtet ist, leugnen. Ein Wort, das mit einem solchen Beiwort verständig gepaaret wird, bekommt eben dadurch zehn Grade von Vollkommenheit mehr, die es vorher nicht hatte. Jupiter ist ein grosser Name, und er wird, möchte ich fast sagen, noch grösser, wenn wir lesen ζευς ὑψιβρεμετης, oder νεφελη-γερετα Ζευς. Ἐλατης βροντας wie Pindar Jupitern nennt, klingt uns immer fürchterlich;

aber dieses Werkzeug seiner Rache wird uns erschrecklich, wenn der Poet hinzusetzt, ἀκαμαντοποδος welche Majestät! Longin sagt: Φως ἴδιον τȣ νȣ τα καλα ὀνοματα, aber er setzt auch gleich hinzu: ὁ μεντοι γε ὀγκος ἀυτων ȣ̓ παντη χρειωδης, man muß solche Wörter nicht in alle Ecken seines Gedichts werfen; wogegen Madam Karschin itzt insbesondre zu sündigen anfängt.

Ein Uebersetzer, der solche schleppende Epitheta in unsre Sprache, die sie sehr wohl nachbilden kann, übertragen will, muß sehr behutsam damit umgehen, sonst verfällt er ins Abgeschmackte, so gut wie Madam Karschin, wenn sie z. B. einem Helden dadurch ein Compliment zu machen gedenkt, daß sie seine Hand nennt: die zartnervichtgeschafne. Eine solche Sprache um uns mit dem Longin auszudrücken, kann alsdann nicht prächtig und erhaben genannt werden, sondern sie wird dadurch elend und niedrig; durch ein Geräusch läppischer und nichtsbedeutender Wörter aufgeschwellt, und wenn man eins nach dem andern beym Lichte

besehen

beſehen wird, ſo wird es uns, ſo fürchterlich, oder ſo zärtlich es ſchien, lächerlich vorkommen. Hr. St. hat zwar einige dieſer Beiwörter ſehr wohl ausgedrückt; in einigen aber iſt theils kein Sinn, theils ſind ſie nicht wohl geformt. Auf der 72. Seite des Sophokles überſetzt er in einer Anmerkung eine Stelle aus dem Pindar, die ich ganz herſetzen muß, um ſie ganz verwerfen zu können:

„Und du Nachhall, geh hinunter in der Proſerpina ſchwarz ummauerten Pallaſt, und bring „ſeinem Vater die ruhmvolle Bothſchaft, wie du „ſeinen Sohn geſehen haſt im Schooße der glänzenden Piſa, die jungen Locken umkränzt mit den „Flügeln der Heldenkämpfe.„ Was iſt das: der ſchwarzummauerte Pallaſt? Man ſieht wohl endlich, daß es nichts anders als den Orkus bedeuten kann, der gleichſam ſchwarze Mauern hat, welches ein Effekt vom Feuer iſt; allein man ſieht auch, daß das Epitheton ſo ausgedrückt, nicht ſchön iſt, ſo wenig, als wenn man ſagen wollte: ein weißummauerter Pallaſt. Meinen Sie alſo nicht auch, daß man μελαντειχεα lieber ſchlecht weg

durch ſchwarz gibt? was es auch eigentlich ſagen ſoll. Ueberhaupt iſt dieſe von Hrn. St. überſetzte Stelle dem griechiſchen Pindar gar nicht ähnlich; zugeſchweigen, daß ſie in ſeiner Ueberſetzung wircklich zweideutig iſt, blos deshalb, weil er mit die Piſa wieder angeſtochen kommt. Leſen Sie einmal die Stelle und ſagen Sie mir, ob ſie nicht auch ſo genommen werden könne, als wenn ein Sieger nach Arbeit und Gefahren ſich bey ſeinem Mädchen, ſo zureden, was zu gute thun wollte? Bekömmt dadurch dieſe Stelle nicht eine ganz ſchiefe Wendung, und kann wohl eine ſolche luſtige Nachricht vom Sohne, dem frommen Vater in Elyſium angenehm ſein? Natürlicher

Du aber o Nachhall!
Steig in den ſchwarzen Pallaſt
Der Proſerpine hinab,
Und bring ſeinem Vater Kleodemus
Die freudige Nachricht,
Wie ſeinen Sohn du
In Piſas geweihten Kampfſpielen
Glorreich geſehn,
Sein jugendlich Lockenhaar mit Flügeln
Großer unſterblicher Heldenkämpfe bekränzt.

Weil

Weil ich einmal vom Pindar angefangen habe, ſo will ich Ihnen noch eine Stelle aus demſelben, wie ſie H. St. auf der 324. Seite ſeines Sophokles in der zweyten Anmerkung überſetzt, herſchreiben.

„Und kaum war ſie gebaut (Troja) und drey „Flammenblinkende Schlangen ſchoſſen den „neuen Thurm hinan. Zwo ſtürzten herunter „und borſten; aber eine ſprang furchtbar ziſchend „hinein — — Durch dein Menſchenwerk, alſo „ſprach Phöbus gleich, der auf das feindliche „Zeichen ſah, fällt o Held, Pergama. Mir „offenbart es dieſes Geſicht, von dem weitſchal„lenden Zeus geſandt. Von deinen Söhnen „ſelbſt kömmt ihr Ruin. Die erſten beginnen „ihn, aber deine vierten werden ihn vollenden. „Alſo nicht dunkel dir Gott!„ Alſo ſehr dunkel Herr Steinbrüchel! dem Pindar anſtändiger und den Deutſchen verſtändlicher:

Nachdem aber die Mauer
Hoch aufgebaut da ſtand,
Sprangen urplötzlich drey blaue Drachen
Auf die neue Warte ſchrecklich zu.
Zweene fielen entſeelt herab,

Einer aber drang
Mit gräßlichen Geſchrey hinein.
Da ſprach, dieſes feindlichen Wunders voll
Apollo der Untriegliche:
„Da, wo deine Fauſt
„O Held! arbeitete,
„Wird überwindlich
„Das ſtolze Pergamos ſeyn;
„(Denn das offenbaret mir itzt
„Das Wunder vom Gotte der Donner geſandt)
„Nicht ohne deine Heldenenkel
„Vom erſten und vierten Glied.—
Er ſprachs u. ſ. w.

Vergeben Sie dieſe kleine Ausſchweifung, Pindar, den ich und Sie verehren, muſte gerettet werden.

In dem Trauerſpiel Antigone überſetzt H. St. περιβρυχιοι ὀιδμαι durch umplatzende Wogen, heißt das die Wogen platzen einen um, oder die Wellen, die rund um ſich ein Getöſe machen? Im letztern Verſtande nimmt es auch der Scholiaſt Trikinnis ἠχουσαι, folglich hätte es, füglich ausgedruckt werden können durch: rund um ertönende Wogen, und man hätte es ſogleich verſtanden.

Gleich darauf überſetzt er ἀκαμάτων ἀροτρίων unermüdlichzirkelnde Pflüge; aber in welchem Lande pflügt man denn im Zirkel? In Griechenland war es gewiß nicht Gebrauch. Es iſt bekannt, daß es daſelbſt eben ſo geſchah, wie bey uns, daher erhielt eine gewiſſe Schreibart der Griechen den Namen βουστροφηδον, welche Pauſanias mit dem Διαυλος oder Doppellauf in den Wettſpielen vergleicht. Dieſe Schreibart hatte eine Aehnlichkeit mit den Furchen, welche man mit Ochſen am Pflug geſpannt, zog. Es wird alſo dieſe Stelle lieber ſchlecht weg gegeben: der Menſch zermalmt (durchfurcht) von Jahr zu Jahr die Erde unermüdet durch Pflüge.

In eben dieſem Trauerſpiel giebt er ἑπτάπυλος Θήβα ſiebenpfortiges Thebe. Wie? iſts möglich? eine Stadt wie Thebe, ſoll Pforten und keine Thore gehabt haben? Wie kleinſtädtiſch von Thebe gedacht! Sie ſehen, daß man ἑπτάπυλος niemals wörtlich geben kann, wenn es bey einer ſolchen Stadt ſteht. Laſſen Sie uns alſo lieber ſagen: das ſieben Thore öfnende Thebe, zwar weitſchweifig; aber ſagen Sie mir,

mir, ob es so übersetzt, nicht scheint, als sähe man die Thore dieser prächtigen Stadt gleichsam langsam und feyerlich sich aufthun? Soll es noch majestätischer klingen, so sagen Sie: das sieben eherne Thore öfnende Thebe! H. St. übersetzt aber allemal siebenpfortigt, und immer dabey die Thebe.

Im Philoktetes übersetzt er die Worte des Neoptolemus: ἰτω, ποιησω πασαν αἰσχυνην ἀφεις durch; Es sey! herunter mein pochendes Herz. Wohin denn, könnte man fragen? und auch wohl eine Antwort geben. Ueberhaupt kam es ja hier gar nicht darauf an, daß Neoptolem sein Herz zeigte, nein, sondern daß er sein Gewissen unterdruckte. Ganz natürlich also: Es sey! ich will mich bemühen itzt mein Gewissen zu unterdrücken. Kurz darauf ruft Ulyß zur Ausführung seiner Sache den Merkur und die Minerva an, woselbst letztre Ἀθηνα πολιας genennt wird. H. St. übersetzt: Städteschirmende Pallas, und macht dadurch, daß sich St. und sch so geschwind begegnen, einen Uebellaut, welcher sogleich gehoben wird, wenn man es gibt: Städtebeschir-

mende

mende Pallas, woselbst durch die Zwischenkunft des be das unangenehme Zischen gehoben wird.

Im folgenden giebt sich Neoptolemus dem Philoktet zuerkennen, und sagt woher er gebürtig sey:

Ἐγω γενος μεν εἰμι της περιρρυτου
σκυρου

H. St. übersetzt die Meerumfloßne Scyrus ist mein Vaterland. Schon wieder die. Warum denn nicht das Meerumfloßne Scyrus? Aber auch mit dem Meerumfloßnen bin ich nicht zufrieden. Es drückt zwar das griechische aus, allein mir dünkt, zu matt. Vielleicht würde es besser klingen? das Meerumgürtete Scyrus, und denn wird Eiland drunter verstanden, welches edler ist, als die Insel. Ἐκ της ποντιας χερσης sagt Philoktet, und H. St. übersetzt: von der Seebespülten Crysa. Der muß man ihm nicht übel nehmen; allein unsers Wissens ist Crysa oder Cirrha nur ein Seehafen, und dafür hält es auch der Scholiast της παραθαλασσιας, welches Wort er von keiner Insel hätte gebrauchen können.

Der

Der Chor preiſet den Philoktet glücklich, daß ſich endlich ein Menſchenfreund nemlich Neoptolemus gefunden, ihn aus ſeinem Jammer zu reiſſen und ſagt:

νυν δ' ἀνδρων ἀγαθων
παιδος ὑπαντησας

welches H. St. überſetzt: aber itzt fand er großmüthiger Helden Sohn, itzt wird ꝛc. Das iſt ja undeutſch. Es ſoll heiſſen: aber itzt fand er dich o Sohn! großmüthiger Helden, nemlich deſſen Vorfahren große Helden geweſen.

Philoktet beklagt ſich, nachdem ihm ſeine Pfeile genommen worden, daß er nun nicht mehr leben könnte, da er ſich nicht einmal einen Vogel zum Unterhalt ſchieſſen könnte, auch kein θηρ' ὀρειβατην, welches H. St. Bergeſchweifendes Wild überſetzt, da es doch verſtändlicher durch Gebürge durchſchweifendes Wild hätte können gegeben werden.

Unterdeſſen werden Sie auch finden, daß H. St. unſre Lieblingsſtelle in dieſem Trauerſpiele ſchön überſetzt hat, ſo, daß Sie ſelbige in ſeiner Ueberſetzung eben ſo gern, als im griechiſchen leſen werden.

Ich will ſie herſetzen.

Philoktetes.

„O Wuth deines Namens würdig! Schreck„liches Ungeheuer! Verfluchter Urheber der nie-

„derträchtigſten Ränke! wie mishandelteſt, wie
„betrogeſt du mich! Mit welcher Stirne Ver-
„ruchter! wagſt du es noch, einem Unglückli-
„chen ins Geſicht zuſehen, der dein Mitleiden
„und deinen Schutz geſucht hat? — — Du haſt
„mir das Leben geraubt, indem du mir meine
„Pfeile genommen. O gib ſie mir wieder, ich
„flehe dich, ich beſchwöre dich bey den Göttern
„deiner Väter, gib ſie mir wieder! O raube mir
„das Leben nicht! Wehe mir! — — Ha! er
„würdigt mich nicht einmal einer Antwort! Ach!
„nichts rührt ihn, er ſiehet ruhig mich an!
„Euch o ihr Ufer! ihr Vorgebürge! ihr Thiere
„der Berge, meine einzige Geſellſchaft, und
„euch ihr ſteilen Felſen! euch, niemanden kann
„ich ſonſt meine Noth ſagen, euch klage ichs, die
„ihr ſchon lange meiner Seufzer gewohnt ſeyd!
„Ach! wie iſt der Sohn Achills mit mir um-
„gegangen! Er ſchwur mich nach Hauſe zu füh-
„ren, und führt mich nach Troja! Er bricht die
„Zuſage ſeiner Hand, und entwendet mir Her-
„kuls geheiligten Bogen! Er will vor den Grie-
„chen mit mir, als mit einer Beute prangen,
„die er durch ſeine Stärke erſiegte; und ſiehet
„nicht, daß er über einen Todten, über den
„Schatten des Rauchs triumphirt, über ein
„eitles Phantom. Ha! in meiner Stärke, da

„hätte

„hätte er mich nicht bezwungen; so gar in mei-
„nem jetzigen Zustande geschah es nur durch
„List; auch itzt bin ich ein Opfer der Tücke!
„Ach! was soll ich anfangen? O gib mir sie
„wieder! O werde dir wieder selber gleich! Was
„sagst du? du schweigst? Ach! ich bin des To-
„des ich Elender! O zweypfortige Höle dieses
„Felsen! ach! wiederum kehre ich zurück in
„dich, nackt und Nahrungslos. Einsam, ach!
„werd ich in deinem Schoosse sterben; denn kei-
„nen Vogel der Luft, kein Gebürgedurchschwei-
„fendes Wild kann ich mehr mit diesen Pfeilen
„erlegen; und todt werde ich die Speise hinwie-
„derum derer werden, von denen ich lebte. Die,
„welche vorhin meine Beute gewesen, deren Raub
„werde ich künftig nun seyn, und mit meinem
„Tode ihren Tod büssen, ich Aermster! Und dies
„alles wiederfährt mir von einem Menschen, den
„ich für redlich hielt. Höre, noch fluch ich dir
„nicht, du kannst noch deine Entschliessungen
„ändern; thust du es aber nicht, so fasse mit
„jedem Fluche der Tod dich!„

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueſte Litteratur betreffend.

XII. Den 29. November 1764.

Beſchluß des drey hundert und dritten Briefes.

Im Trauerſpiele Antigone will Antigone ihren erſchlagenen Bruder Polynices begraben, wider das ausdrückliche Verbot des Königes. Iſmene widerſpricht ihr und ſagt.

Θερμην ἐπι ψυχροισι καρδιαν ἐχεις

Hr. St. überſetzt: Du haſt bey kalten Leichnamen ſehr warmes Blut, welches offenbar zu matt iſt. Weit beſſer wäre es geweſen, wenn er Rotellern, den er auch anführt, gefolgt wäre, der es ſtärker ausdrückt: in frigidis ſibi feruidum cor aeſtuat. ψυχροι kann überſetzt werden Leichname ohne kalt hinzuzuthun, welches auch nicht im Original dabey ſtehet, denn es verſteht ſich ohnedem von ſelbſt, daß jeder Leichnam kalt iſt.

Im vierten Auftritt ſpricht Antigone:

ὠ πολις, ὠ πολεως
πολυκτημονες ανδρες.
Ἰω διρκαιαι κρηναι κ. τ. λ.

welches jeder Ueberſetzer ganz natürlich ſo geben würde: O Stadt o ihr Edlen dieſer Stadt! und o ihr dircäiſchen Quellen u. ſ. w. H. St. will unverſtändlich ſeyn, drum überſetzt er: O Stadt, o Edle Thebens, o Quellen der Dirce, und verwechſelt abermal das Genus, da man doch ſagt: der Quell Dirce.

Im vierten Aufzuge ſagt Kreon zum Tireſias:

Ὦ πρεσβυ, παντες ὡτε τοξοται σκοπου
τοξευετ' ἀνδρος τυδε.

Alter Mann, überſetzt Hr. St. ihr zielt alle auf euren König, wie Schützen auf den Zweck. Er hätte blos ſagen können: Alter! ihr zielt alle auf mich — das will ἀνδρος τυδε ſagen, wie es auch der Scholiaſt erklärt αντι τυ ἐμου, und wobey Kreon gewiß auf ſich wird gewieſen haben — wie die Schützen auf das Ziel, denn σκοπος wird hier beſſer durch Ziel, als durch Zweck ausgedrückt.

Im zweyten Auftritte ſingt der Chor:

Πολυωνυμε, καδμειας
νυμφας ἀγαλμα και διος
βαρυβρεμετα γενος.

Hr. St. überſetzt: Namenreicher! Stolz der kadmeiſchen Nymphe! des hochdonnernden Jovis Sohn! βαρυβρεμετης heißt ja ſchrecklichdonnernd. Warum wird denn überhaupt nicht überſetzt: Zweig des ſchrecklichdonnernden Jupiters. Jupiter kann ja im deutſchen

nicht

nicht ſo wie im lateiniſchen deklinirt werden. Im griechiſchen ſteht weiter

— — — μεδεις δε παγ —
κοινου Ελευσινιας.

und wird überſetzt: über die gemeinſame Eleuſis herrſcht. Schon wieder die; warum denn nun nicht das gemeinſame Eleuſis? ſo hat es ja nicht einen ſo weibiſchen Klang. Uebrigens wär auch wohl eine Note hier am rechten Orte angebracht geweſen, warum nemlich Eleuſis hier παγκοινος heißt. Triklinus erklärt es ganz ſimpel: ἐν οἰς παντες συναγονται διὰ τας πανηγυρεις oder ὁτι κοιναι τελεται μυστηρια δημητρος και διονυσου. Der Chor ſingt weiter:

την ἐξ ἁπασαν τιμας
ὑπερτατον πολεων,
ματερ συν κεραυνια.

Hr. St. überſetzt: Sie (nemlich die Thebe, um ihm nur nachzugeben) ehreſt du und deine Blitzgetrofne Mutter vor allen Städten der Erde. Κεραυνια legt der Scholiaſt aus κεραυνοβλητο; allein der Deutſche ſpricht unverſtändlich die Blitzgetrofne Mutter. Hier muß er nothwendig umſchreiben und bekennen, daß er den Griechen nicht nachkommen, und daß unſre Sprache dergleichen Epitheta nicht alle gut und verſtändlich ausdrücken kann. Thebe ehrſt du und deine Mutter, die der Blitz traf, kann es heiſſen. Das παννυχοι χορευσι, welches am Ende des Chors ſteht, hat er ſchlecht durchnächtige Chöre gegeben;

ben; warum nicht deutlicher nächtliche Chöre, denn durchnächtig hat hier keine Bedeutung.

Nachdem ich Ihnen einige Proben von des H. St. Ueberſetzung aus den letztern Stücken ſeines Sophokles vorgelegt, ſo laſſen Sie uns zurückgehen, und in den erſtern Trauerſpielen unterſuchen, wie er überſetzt hat.

Ich ſchlage die Elektra auf, und finde im zweiten Auftritt des zweyten Aufzugs abermahl H. St. wider die Sprache ſündigen. Der Hofmeiſter ſagt: Als ſich neulich Griechenland zu ſeinen glorreichen Heldenſpielen verſammlete, fand ſich, angelockt vom delphiſchen Preiſe u. ſ. w. δελφικων ἄθλων χαριν. Warum wird das nun nicht ganz natürlich überſetzt: gereizt anſtatt angelockt, da das letztre Wort zweydeutig iſt: man ſagt ja auch einen Hund an ſich locken. In einer Ode des Pindar braucht H. St. dieſes Wort zwar in einer andern, aber immer auch zweydeutigen Bedeutung, nemlich die ſchöngelockte Helena, da er doch die ſchönlockigte hätte ſagen können. Man muß immer, ſteht im Unterricht für die Ueberſetzer, die beſten Wörter zum Ausdruck wählen, damit er natürlich; niemals zweydeutig ſey. Ferner δρομων διαυλον πενταεθλ' ἁ νομιζεται überſetzt er; in der einfachen, in der gedoppelten Laufbahn, die aus fünf Spielen beſteht u. ſ. w. Wo ſagt aber das Original etwas von der einfachen Laufbahn? δρομος διαυλος heißt der Doppellauf, in welchen die Wettläufer zum Ziele liefen,

liefen, wieder umkehrten und so zurück liefen. το πενταθλον der Fünfkampf wie man sagen könnte, bestand auch nicht, wie uns H. St. in einer Anmerkung sagt im Springen, Laufen, Diskuswerfen, Schleudern des Wurfspiesses und dem Ringen, sondern nach Pindarn, der es besser wissen muß, in der zehnten olympischen Ode und deren dritten Epode und folgenden Strophen zufolge, im Wettrennen, welches dreyerley war, zu Fuß ποσιν, mit dem Wagen ἁρματι und auf den ungesattelten Reitpferde κελητι; im Scheibenwerfen, im Kampf πυγμη, im Ringen παλη, und im Schleudern der Wurfspieße ακοντισμος genennt; und wer in diesen allen unterrichtet war, wurde ὁ πενταθλος genannt. Der neunte von diesen Mitstreitern kam, wie im folgenden gesagt wird ἀθηνων των θεοδμητων ἀπο und er übersetzt: aus dem Göttergebauten Athen, welches fast zu hart ist. Dieses Wort kann unsre Sprache durch ein anders eben so komponirtes Beywort nicht füglich ausdrücken. Man umschreibt es lieber: aus Athen, das die Götter gebaut.

Wenn im dritten Aufzug Elektra sagt: φιλει γαρ προς τα χρηστα πας ὁραν, so wird es Ihnen so wenig wie mir gefallen, wenn H. St. übersetzt: denn auf eine tugendhafte Gemahlin sieht jeder. Wie weit hergeholt ist das χρηστα nemlich λεκτρα, zugeschweigen daß hier der ganze Ausdruck durch das Verbum sehen zweydeutig wird. Dacier übersetzt es ganz gut: les bonnes actions attirent les yeux de tout le monde.

In dem folgenden Chor und zwar in der Antistrophe ſteht: προδοτος δε μονα σαλευει ηλεκτρα und H. St. überſetzt: und verrathen Electra herumtreibt. Das Wort σαλευει iſt ſo viel als κινδυνευει ſagt der Scholiaſt; allein wie ſchlecht wird es durch herumtreiben ausgedruckt, ein Wort welches viel zu unedel iſt. Herumläuft wäre noch eher angegangen; ja ſetzt man vollends hinzu: angſt voll herumläuft, ſo wird der Ausdruck anſtändig und gut.

Im fünften Aufzug ſagt Elektra: ω φιλτατα γυναικες, ανδρες αυτικα τελουσι το ὑργον, welches ganz leicht zuverſtehen, und eben ſo leicht zu überſetzen iſt. H. St. Geliebte Freundinnen! die Prinzen beginnen bereits.

Am Ende des Trauerſpiels ſagt Oreſt zum Aegiſt: Φυλαξαι δει με τετο σοι πικρον, welches er nicht wörtlich, womit wir zufrieden ſind, überſetzt, ſondern: Hier ſtirb du und fühl es; nur ὑστερον προτερον. Denn möchte es zugedenken ſeyn, nemlich: Hier fühle dein Unglück, denn ſtirb!

Ende des zwanzigſten Theils.

Nachricht.

Die Briefe die neueſte Litteratur betreffend werden mit dem vier und zwanzigſten Theile beſchloſſen werden. Da am Ende ein doppeltes und vollſtändiges Regiſter über das ganze Werk beygefügt werden ſoll, ſo werden, um die dazu nöthige Zeit zu gewinnen, die letzten Theile, erſt in der Michaelismeſſe 1765. erſcheinen.

Bey eben dem Verleger wird in der Oſtermeſſe 1765. der erſte Theil eines neuen periodiſchen Werkes unter dem Titel allgemeine deutſche Bibliothek erſcheinen. Die Abſicht iſt, in dieſes Werk die ganze neue deutſche Litteratur von dem Jahre 1764. an, zu faſſen. Man wird alſo darinn von allen in Deutſchland neu herauskommenden Büchern, und andern Vorfällen, die die Litteratur angehen, Nachricht ertheilen. Schriften, die von einiger Wichtigkeit ſind, ſonderlich deutſche Originalſchriften, wird man ausführlich recenſiren, ſo daß ſich der Leſer von dem ganzen Werke ſelbſt aus der Recenſion einen richtigen Begrif machen kann. Schriften von niederer Wichtigkeit und Ueberſetzun-

ſetzungen wird man nur kürzlich anzeigen, doch mit Beyfügung eines kurzen Urtheils, über den Werth derſelben. Akademiſche Diſſertationen, einzelne Predigten und andere kleine Tractätgen, (ſie müſten denn durch ihre Wichtigkeit und Merkwürdigkeit eine Ausnahme verdienen) wird man gar nicht anzeigen.

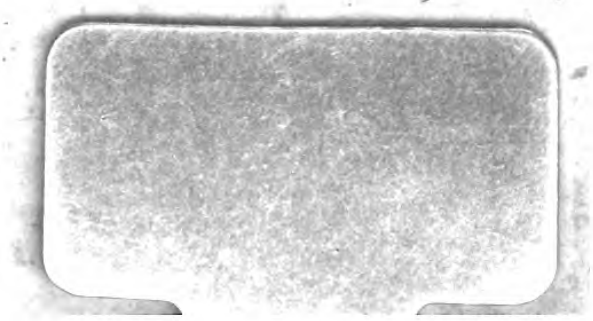
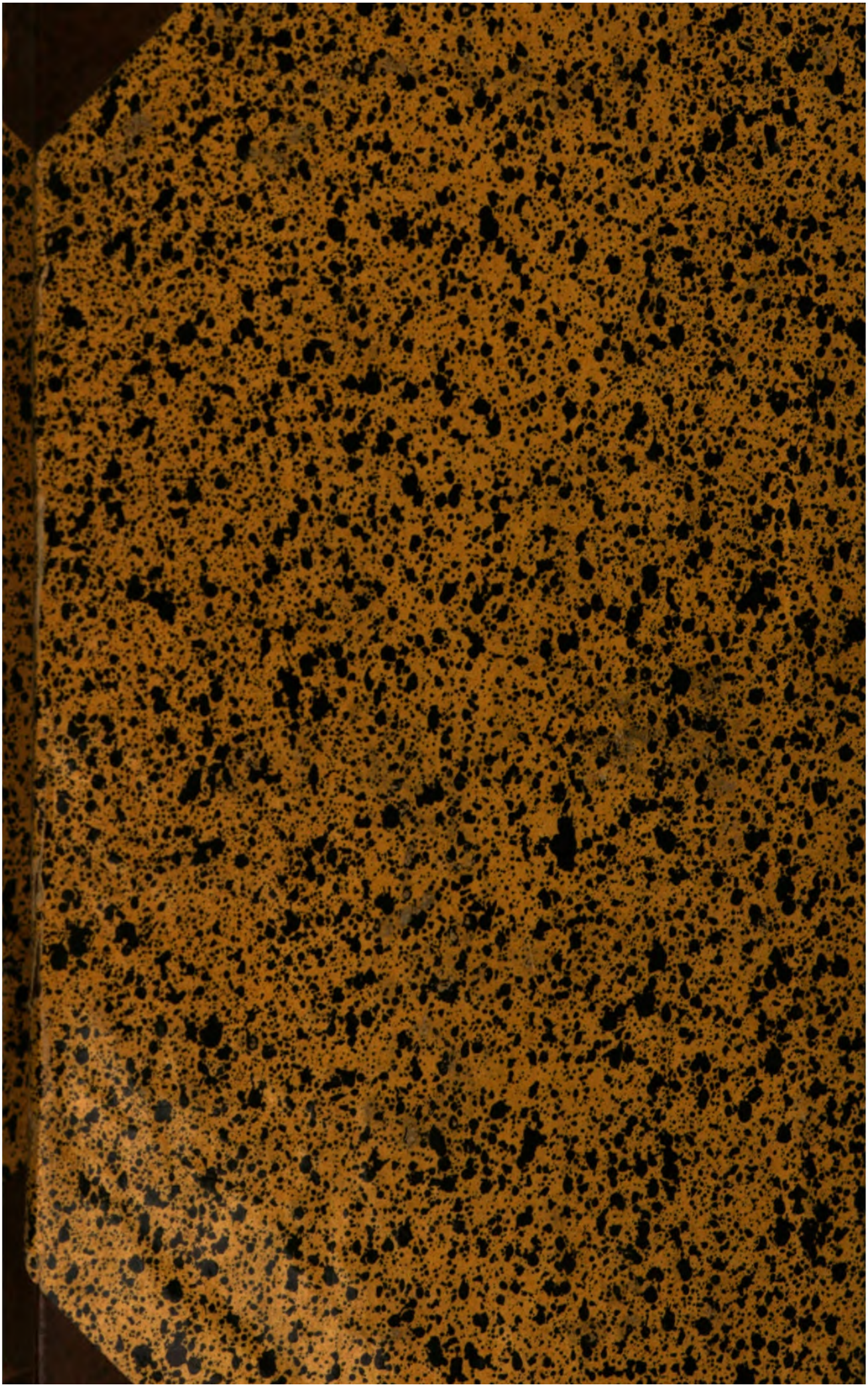
Der Verleger ſiehet die Weitläufigkeit dieſes Plans ſehr wohl ein, und die Schwierigkeiten die ſich einer vollkommenen Ausführung deſſelben widerſetzen, aber er läſſet ſich dadurch von einem Unternehmen nicht abſchrecken, welches wenn es nur mit einiger Vorzüglichkeit ausgeführet wird, mit vielfältigem Nutzen für alle Liebhaber der neueſten Litteratur begleitet ſeyn muß. Dieſe ſind in Deutſchland in vielen Städten zum Theil in kleinen Städten wo nicht einmahl ein Buchladen befindlich iſt zerſtreuet, und Ihnen iſt alſo ſehr damit gedienet zuverläßige Nachrichten von den neuen Büchern und von ihren wahrem Werthe zu erhalten, und vielleicht wird es Ihnen auch nicht unangenehm ſeyn, jährlich gleichſam, die ganze neueſte Litteratur wie in

einem

einem Gemälde auf einmahl zu überſehen. Um dieſen Zweck zu erreichen, wird der Verleger weder Mühe noch Koſten ſparen, er hat ſich deswegen vorzüglich um geſchickte Mitarbeiter zu dieſem periodiſchen Werke bekümmert, er hat ſie in allen Gegenden Deutſchlandes aufgeſuchet, und er iſt ſo glücklich geweſen, daß ſich nicht allein eine ziemliche Anzahl Gelehrten zu dieſer Arbeit willig finden laſſen, ſondern auch zum Theil Männer von ſo bekannten Talenten, daß ihre Namen allein das Loh des Werkes ausmachen könnten, wenn man ſie öffentlich nennen wollte. Doch iſt er nicht zufrieden geweſen zu den Recenſionen aus allen Theilen der Wiſſenſchaften, ordentliche Mitarbeiter zuſammen zubringen; ſondern er hat, damit ja nichts wichtiges übergangen werde, ſich auch bemühet, in allen groſſen Städten Deutſchlandes, Correſpondenten zu finden, welche ihm von Zeit zu Zeit von der Litteratur in der Gegend worinn ſie leben Nachricht geben; Man wird daher von Zeit zu Zeit Auszüge aus dieſen Briefen bekannt machen. Wollen auch andere

Gelehrte

Gelehrte dieſes Werk, um es noch vollkommener zu machen mit ihren Beyträgen beehren, ſo werden ſie willig angenommen werden, doch behält man ſich vor, dasjenige ſo zum Zweck nicht dienlich, oder bloß Privatſtreitigkeiten betrift zu unterdrücken. Wollen auch die Buchhändler ihm neue Verlagsbücher einſenden, ſo wird derſelben deſto geſchwinder an gehörigem Orte Erwähnung geſchehen können.

Jedes Vierteljahr wird ein Stück von zwanzig Bogen in gr. 8. herauskommen, zwey Stücke werden einen Band ausmachen, und jeder Band wird mit dem Bildniſſe eines berühmten deutſchen Schriftſtellers gezieret ſeyn.

502783